



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

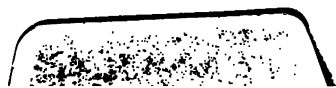
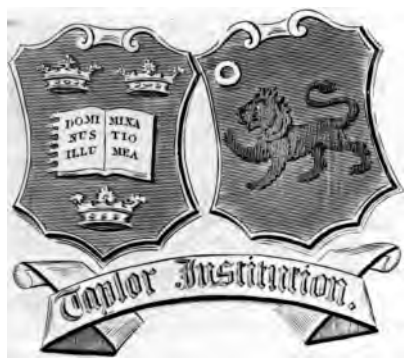
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



L

CA



Sebastian Ktuge's
Lebensgeschichte,

von

Christ. Gotth. Salzmann,
Gründer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Ein Buch für das Volk.

Aus dem Thüringer Boten besonders abgedruckt.



Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1846.



Vor einiger Zeit lernte ich einen alten Mann kennen, der hieß Kluge. Von dem wußte das ganze Dorf, daß er in der Jugend vor der Thür sein Brod gesucht hatte, und nun hatte er nicht nur selbst sein reichliches Auskommen, sondern konnte auch vielen andern Leuten Gutes thun.

Ich fragte ihn: „Nachbar Kluge, sagt mir nur, wie Ihr es angefangen habt, daß Ihr jetzt in so guten Umständen seid, da es Euch doch in der Jugend so trübselig ging?“ Er lächelte, drückte mir freundschaftlich die Hand, und sagte: „Wenn Er zuhören will, so will ich Ihm alles erzählen.“

Mein Vater starb, da ich kaum dreizehn Jahr alt war, und meine Mutter konnte mich nicht ernähren, weil sie arm war, und, wie es mir vorkam, auch keine große Lust zur Arbeit hatte. Was that sie? Sie schickte mich aus, daß ich gute Herzen um etwas anzusprechen mußte, und wenn ich nun den Abend zurück kam, und brachte ein Säckchen voll Brod und etliche Groschen Geld mit, so machte sie uns ein gutes Abendessen. Das gefiel ihr und mir, denn sie brachte mit Faulenzen und Betteln mehr zusammen, als ich mit Arbeiten hätte verdienen können.

Kurz ich arbeitete gar nicht mehr, legte mich völlig auf die Bettelrei, und würde ein ordentlicher Landstreicher: *So.*

worden sein, wenn es der liebe Gott nicht so gar, wunderbarlich mit mir gefügt hätte.

Einmal kam ich in das Dorf Hailberg und hörte, daß der gnädige Herr seinen Geburtstag feierte. Halt! dachte ich, hier ist etwas zu fischen. Ich machte mich also auf, schlich mich auf das Schloß, ging geradezu in das Zimmer, wo geschmauset wurde, und trat vor den Tisch, wo viele vornehme Leute zusammen waren. Nun fing ich an mich recht jämmerlich anzustellen, und bat, daß sich die Herren und Damen doch eines armen vater- und mutterlosen Waisen erbarmen möchten. Einige griffen schon in die Tasche, und wollten etwas herausholen, da winkte aber der gnädige Herr mit der Hand, daß sie es sollten sein lassen, befaß dem Bedienten, daß er mich in die Gestube führe, mir Essen und Trinken reichen, und mich bis nach der Mahlzeit warten lassen sollte.

Das geschah nun, ich ließ mir mein Stück Braten und Kuchen, und mein Glas Wein gut schmecken, und freute mich schon auf die Gulden und halben Gulden, die nach der Mahlzeit in meinen Bettelsack fallen würden. Aber ich betrog mich. Nach einer halben Stunde trat der gnädige Herr in die Stube, sah mir recht fest in die Augen, und fragte: „Höre mein Sohn, warum bettelst du?“

Ich hatte die Bettelsprache schon so in meiner Gewalt daß ich ihm meinen Zustand recht jämmerlich beschreiben konnte. Er aber schüttelte den Kopf und fragte: „Bist du denn nicht ein Mensch wie andere? willst du denn auf der Erde leben, und keinen Theil daran haben? kein Haus, keinen Garten einmal besitzen? kein eignes Bette, auf dem du ruhen und sterben kannst? Willst du denn immer ein so elender Mensch bleiben, vor dem man Fenster und Thä-

ren zuschlägt, wenn man ihn von ferne erblickt?“ Kurz der Herr machte mich so weichmüthig, daß mir die hellen Thränen zu den Augen heraus liefen.

„Was soll ich denn thun?“ antwortete ich, „ich habe ja keinen Heller Geld, von dem ich mir ein Haus oder einen Garten kaufen könnte.“

„Wie alt bist du?“ fragte er mich weiter, und da ich ihm sagte, ich gehe in mein vierzehntes Jahr, so lächelte er und sagte: „Auf diese Art hast du ja wenigstens noch fünfzig Jahre zu leben. Wenn du diese fünfzig Jahre gut anwendest, wie vieles wirst du da lernen und zu Stande bringen können! Wer in der Welt fortkommen will, muß vor allen Dingen seine Zeit recht gut anwenden. Wirst du das thun?“

„Ich weiß nicht, wie ich das machen soll,“ antwortete ich.

„Gut,“ sagte er, „so will ich es dich lehren. Ich feiere heute meinen Geburtstag, da möchte ich gern ein gutes Werk thun.“

Er schickte mich darauf in das Wirthshaus, und sagte, ich solle den andern Tag wieder kommen.

Da ich kam, war ein Bauer bei ihm, zu dem sagte er, da ich in die Stube trat: „das ist er.“

Darauf sagte er zu mir: „Nun Kluge, wenn du Lust hast, deine Zeit gut anzuwenden, so will ich dich zu diesem ehrlichen Manne thun. Mit dem habe ich schon alles überlegt, wie du deine Zeit eintheilen und anwenden sollst. Folgst du mir nun, so wird es gewiß dein Schade nicht sein. Folgst du mir aber nicht, so kann ich dir auch nicht helfen, du wirst nicht nur bei mir keinen Bissen Brod wieder bekommen, sondern ich werde es auch im ganzen Dorfe bekannt machen, daß, so bald du dich wieder hier blickst

läßt, du sogleich fortgejagt wirst.“ Da nahm mich nun der Bauer mit in sein Haus. Ich war kaum hineingetreten, so sagte er: „Diesen Vormittag gehe hinaus und suche Dinsteln!“ Da ich zwei Körbe voll gebracht hatte, gab er mir einen Zeller voll Suppe und ein Stück Brod und sagte: „Diesen Nachmittag sollst du ein Stück in meinem Garten graben.“

Das wollte mir nun nicht schmecken. Sobald ich eine ~~Stunde~~ gegraben hatte, so hatte ich Blutblasen in der Hand. Ich stellte also das Grabscheid hin, legte den Kopf darauf und weinte. Aber mein neuer Herr, der mir durch das Fenster zusehen hatte, kam sogleich herunter und sagte: „Junge, was machst du da? ich glaube du willst deine Zeit mit Faulenzen zubringen? arbeite fort, oder ich gehe sogleich zu dem gnädigen Herrn und zeige es an!“ Da mußte ich halt mein Grabscheid wieder nehmen und fortarbeiten.

Mit genauer Noth ward ich fertig. Sobald ich aber fertig war, kam auch mein Herr und brachte mir einen halben Käse, ein Stück Brod und ein Maas Bier. Das schmeckte mir nun freilich besser, als mein Bettelbrod. Da ich meine Mahlzeit zu mir genommen hatte, legte ich mich mit dem Kopfe auf den Tisch und wollte schlafen. Sobald dieß aber mein Herr merkte, fuhr er mich an, und sagte: „Ich glaubewohl gar, du willst schlafen? weißt du nicht, daß es noch zwei Stunden Zeit zur Arbeit ist? hast du nicht dem gnädigen Herrn versprechen müssen, du wolltest deine Zeit recht gut anwenden? Da sind Linsen, die ich morgen will kochen lassen, da lies die Sämerei heraus!“

So mußte ich Linsen lesen, bis die Glocke zehn schlug, dann durfte ich mich niederlegen und schlafen. Kaum

grauete aber der Himmel, so war mein Herr schon wieder da, weckte mich und sagte: „Auf, der Tag bricht an! die Morgenstunde hat Gold im Munde!“ Das wollte mir nun gar nicht gefallen. Ich warf mich hin und her, rieb die Augen, sagte es wäre noch zu früh — das half aber alles nichts, ich mußte heraus, erst Holz spalten, hernach wieder Disteln zusammen tragen.

Da ich eben meinen Korb mit Disteln voll machen wollte, hörte ich hinter mir eine Stimme, die rief: „~~Guten~~ Morgen, Kluge! ist's nicht wahr, es ist besser, wenn man seine Zeit gut anwendet, als wenn man sie immer mit Faulenzen zubringt?“ Ich sahe mich um — da stand der gnädige Herr da. „Ach!“ sagte ich, „gnädiger Herr! das halte ich nicht aus; vom Morgen bis in die Nacht muß ich arbeiten wie ein Pferd.“

„Ei dafür hilft nichts,“ sagte er. „Ich habe dir einmal gesagt, du solltest deine Zeit gut anwenden.“

„Ich wollte gern arbeiten,“ war meine Antwort, „aber mein Herr gibt mir zu saure Arbeit. Meine Hände thun mir noch immer weh von dem gestrigen Graben.“

„Das laß du immer sein,“ sagte der gnädige Herr, „wenn erst etliche Monate vorbei sind, so wollen wir weiter reden.“ Ich mußte hernach mit ihm nach Hause gehen, mich ganz ausziehen, mich in dem Bache baden, der durch seinen Garten floß, dann ließ er mir durch seinen Bedienten einige Hemden und neue Kleidung geben, die ich anlegen mußte.

So wußte er mich so ^{nahe}firre zu machen, daß ich mich an die Arbeit gewöhnte, und nicht vergnügter war, als wenn ich recht viel zu thun hatte. Nach etlichen Monaten besuchte er mich auch, da ich eben die Hacke in der Sand

hatte, und den Garten meines Herrn von Unkraut rein machte. „Wie geht's, Kluge,“ sagte er, „wird dir die Arbeit noch sauer?“

„Ach nein, gnädige Herr,“ sagte ich, „jezt ist mir nun alles nur ein Spas. Sonst war mir die Hacke und das Grabscheid so schwer, jezt spiele ich nur damit. Ich kann noch einmal so viel graben und hacken als sonst.“

„Da stehst du, Kluge,“ fuhr er fort, „daß es gut ist, wenn man seine Zeit gut anwendet. In den wenigen Monaten, die du so gut benüthet hast, hast du schon viel erworben! Nun hast du Lust zur Arbeit, nun hast du Mark in die Knochen bekommen, hast ein Paar starke Arme, was wirst du dawit in deinem Leben nicht ausrichten können?“

Ich lächelte, und zeigte ihm den Garten meines Herrn! „Sehn Sie!“ sagte ich, „den habe ich ganz allein bearbeitet! alle die Kartoffeln, die Gurken, den Wirsing, Blaukohl und Kohlrabi, die Bohnen, alles was hier wächst, das habe ich gepflanzt. Ich habe allemal eine gewaltige Freude, wenn ich in den Garten komme, und sehe die vielen und schönen Gewächse, die ich gebauet habe.“

„Das glaube ich wohl,“ sagte er: „Es gibt für den Menschen keine größere Freude, als wenn er recht viel Gutes übersehen kann, das durch ihn da ist. Aber — wer diese Freude haben will, der muß auch seine Zeit recht gut anwenden. Wenn du nun jezt schon so viel Freude hast über das, was du in einem fremden Garten pflanzt, wie wirst du dich erst freuen, wenn du dir selbst einen Garten erworben, und so viele Gewächse in demselben gebauet hast.“

Unterdessen, daß er so mit mir sprach, packte ich das Gras und die Blätter zusammen, die ich im Garten ge-

sammelt hatte, und trug sie in den Hof, um das Vieh damit zu füttern. Der Herr ging mit mir. Sobald ich in den Hof kam, entstand überall ein Lärmen. Die Gänse gackerten mir entgegen, die Ziege blökte und die Schweine grunzten, und wollten die Stallthür aufbrechen. „Wart! Wart!“ sagte ich, „ihr sollt gleich euer Mittagsbrod bekommen. Nur muß eins auf das andere warten.“ Darauf gab ich erst der Ziege einen Arm voll Gras, dann holte ich das übrige zusammen, und fütterte die Schweine und Gänse damit.

Der gnädige Herr sah mir immer zu, und lachte, daß ihm der Bauch schütterte, wenn ich mit den Thieren discursirte. Hernach sagte er: „He! hast du es nicht besser, als da du noch mit dem Bettelsack liefst? Sonst müßtest du allenthalben um ein Stück Brod betteln, jezt brauchst du Niemanden um Brod anzusprechen, und kannst auch noch so viele Thiere ernähren.“ Darauf klopfte er mir auf die Achseln und sprach: „fahre ferner fort, lieber Kluge, deine Zeit gut anzuwenden, so wirst du künftig nicht nur noch mehrere Thiere ernähren können, sondern auch der Versorger von vielen Menschen werden. Jezt gackern die Gänse, blöket die Ziege, grunzen die Schweine, wenn du in den Hof trittst. Künftig werden Menschen ihre Freunde haben, wenn sie dich erblicken.“

Nun ging er fort, und wischte mit dem Schnupftuche an den Augen, als wenn er weinte.

Mir ging die Rede durch Mark und Bein. Ich verstand's eigentlich nicht, was er damit haben wollte, ich konnte es nicht begreifen, wie so ein armer Junge, wie ich damals war, Menschen versorgen sollte, aber ich nahm's doch zu Herzen. Hatte ich sonst das Vieh gerne gefüttert.

o that ich es jetzt noch zehnmal lieber und bildete mir ordentlich etwas darauf ein, daß ich so viele Thiere ernähren konnte. Ich sann auch jetzt Tag und Nacht darauf, wie ich jede Stunde so gut als möglich anwenden wollte.

Es war mein Schade nicht, denn mein Herr bekam mich immer lieber. In den ersten Monaten mußte ich bei ihm um's liebe Brod dienen, da das neue Jahr herbeikam, versprach er mir jährlich sechs Gulden Lohn.

Einmal ging ich in die Kirche, da predigte der Herr Pfarrer von der christlichen Sonntagsfeier. Gegen das Ende der Predigt sagte er: „Meine lieben Freunde! ihr glaubt, wenn ihr in der Kirche gewesen wäret, und hernach müßig ginet, so hättet ihr den Sonntag recht gut gefeiert. Das ist aber keine christliche Sonntagsfeier. Unser lieber Heiland machte es ganz anders. Der war auch am Sabbathtage geschäftig, er lehrte und predigte, und machte Kranke gesund. Nun will ich damit nicht sagen, daß ihr, wenn es die Noth nicht erfordert, schwere Arbeiten übernehmen sollt, aber es gibt ja allerlei kleine Geschäfte, die ihr am Sonntage verrichten, und dabei ausruhen könnt. Könt ihr nicht eine Einrichtung machen, wie ihr die Woche über eure Geschäfte treiben wollt? Könt ihr nicht die Rechnung über eure Einnahme und Ausgabe verfertigen? Könt ihr nicht in einem guten Buche lesen? Könt ihr nicht euren Kindern Unterricht geben? Könt ihr nicht auf das Feld gehen, und unsers lieben Gottes Werke betrachten? Ach ihr könnt's! ihr könnt's! wenn ihr nur wollt. Bedenkt nur, unser Leben währet siebenzig Jahr, wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, nun machen die Sonntage gerade den siebenten Theil von unserer Lebenszeit aus. *Wenn ihr den Sonntag nun mit Müßiggehen zubringt, so*

gehen ja zehn Jahre, von eurem Leben, verloren! zehn Jahre von eurem kurzen Leben gehen verloren! bedenkt es doch, lieben Freunde, und faßt mit mir den Entschluß:

O daß von meinen Lebenstagen
Doch keiner ganz verloren sei!
Verlorne Stunden, ach, sie nagen
Zu spät das Herz mit Gram und Neu,
Und den verlornen Augenblick
Bringt kein Gebet, kein Flehn zurück.

Tausend! fiel mir die Predigt auf das Herz! Bisher war ich den Sonntag über mehrentheils müßig gegangen, und es war mir noch gar nicht eingefallen, daß ich den Sonntag, außer der Kirche, auch noch gut anwenden könnte. Ich sahe nach dem Stuhle des gnädigen Herrn hin. Dieser mochte mich aber wohl, die ganze Predigt hindurch, nicht aus den Augen verloren haben. Sobald ich nach ihm blickte, winkte er mir mit dem Kopfe zu und hob den Finger in die Höhe, als wenn er sagen wollte: merk's Kluge!

Vom Kirchengebete hörte ich kein Wort, denn ich dachte nun an nichts weiter, als: wie ich den Sonntag recht gut anwenden wollte.

Jetzt fiel es mir ein. Halt! dachte ich, das willst du thun. Da der Herr Schulmeister zum Ausgange spielte, und alle Leute aus der Kirche gingen, blieb ich zurück, und schlich mich auf's Chor. Sobald der Herr Schulmeister mit Spielen fertig war, sagte ich zu ihm: „lieber Herr Schulmeister! ich möchte gern nach unsers Herrn Pfarrers Predigt thun, und dazu könnte Er mir hehlflich sein. Will Er denn nicht so gut sein, und mir alle Sonntage eine Vorschrift leihen, und ein Rechenexempel aufgeben, ich möchte mich gern nach der Kirche im Rechnen und Schreiben üben.“

„Närrchen,“ sagte der Schulmeister, „warum hast du mir denn dieß nicht eher gesagt?“

Ich mußte sogleich mit ihm nach Hause gehen, er gab mir eine Vorchrift und ein Rechenerempel. Ich übte mich daran im Schreiben und Rechnen, brachte ihm am nächsten Sonntage meine Arbeit, er sah sie durch, und gab mir wieder etwas neues auf.

Es währte nicht lange, so schrieb ich eine so schöne Hand, und rechnete so gut, wie man es nur von einem Bauersmanne verlangen kann.

Einmal saß ich auch und machte eine Rechnung, da kam der gnädige Herr, sah sie durch, und hatte eine gewaltige Freude darüber: „Nun,“ sagte er, „denke an mich, was dir es einmal helfen wird, wenn du größer bist, daß du die Sonntage so gut angewendet hast! Da will ich dir noch etwas geben, das du des Sonntags nach beiden Kirchen recht wohl benutzen kannst.“

Hier holte er aus seiner Tasche ein Buch, das den Titel hatte: Land und Gartenschaz. Darin las ich nun alle Sonntage und lernte erstaunlich viel daraus.

In dem Buche wird nun fast von allen Arten Getreide, Gemüse und Obstbäumen gehandelt und angegeben, wie man sie säen, pflanzen und behandeln soll. Was war das für eine Freude für mich. Auf meinem Dorfe säete man nichts als Roggen, Weizen, Gerste und Hafer aus. Wenn das Land zwei Jahre getragen hatte, so ließ man es Brache liegen, und, wenn es weder Roggen, noch Weizen, noch Gerste, noch Hafer tragen wollte, so wußte man nicht, was man damit anfangen sollte, und ließ es gar unbenüht liegen. So lagen in unserer Flur wohl 200 Aecker, auf denen dürres Gras wuchs, die weder Menschen noch Vieh

nähten. In dem Gartenschäze wird nun aber gezeigt, wie man das Land Jahr aus Jahr ein benützen kann, ohne Brache zu halten, es werden Vortheile angegeben, wie noch gar viele andere Gewächse können gebauet werden, und was das allerartigste ist, es wird bewiesen, daß man alles Land, es habe Namen wie es wolle, benützen könne.

Wer war froher als ich, da ich das Buch in die Hände bekam! Sobald ich aus der Nachmittagskirche kam, saß ich drüber. Wenn ich hernach ein Stück gelesen hatte, so ging ich in's Feld. Sonst sah ich die Aecker an, wie die Kuh das neue Thor. Jetzt war es aber, wie wenn mir der Saar gestochen wäre. Immer bei dem zehnten oder zwanzigsten Acker blieb ich stehen und untersuchte, was er für einen Boden hätte, dann hatte ich die Mode an mir, daß ich vor so einem Acker stehen blieb, den Finger über die Nase legte, und nachdachte, was wohl auf demselben am besten fortkommen möchte.

Hätte ich dazumal Land gehabt, ich hätte, so wahr ich ehrlich bin, gleich angefangen, es so zu bearbeiten, wie es im Land- und Gartenschäze beschrieben ist. Das hatte ich aber nicht, und mußte es also bleiben lassen.

Unterdessen gab ich meinem Herrn die besten Wörtchen, daß er mich doch seinen Acker so möchte bearbeiten lassen. Er wollte lange nicht dran, meinte, es wären Neuerungen, wenn er etwas in die Brache säete, so würde es ihm abgehätet, und was er noch alles einwendete. Endlich meinte er, der gnädige Herr sollte den Auspruch thun.

Das war ich denn zufrieden und wir gingen mit einander auf das Schloß, um unsern Streit dem gnädigen Herrn vorzutragen. Er hatte eine herzliche Freude drüber, zupfte mich bei den Ohren und sagte, „nun wirst du wohl

merken, daß nichts so großen Nutzen bringt, als die gute Anwendung der Zeit. Aber ich muß dir doch etwas sagen, Kluge,“ fuhr er fort, „merk' auf! Mit den Neuerungen ist es gar eine hübsche Sache, aber man muß sie nicht gleich alle auf einmal einführen wollen. Nicht alles, was neu ist, ist deswegen auch gut. Das gilt auch von den Neuerungen im Ackerbau. Es schreibt mancher davon, wie der Blinde von der Farbe, und was er schreibt, ist Wind. Hernach kommt ja auch nicht alles gut fort in der andern Gegend, was in der einen gedeihet. Der Boden um Erfurt ist ganz anders als der Boden um Gotha, und dieser wieder anders, als der bei Suhl. Wenn nun einer alles im Gotha'schen anbauen wollte, was um Erfurt gut geräth, so würde er einen großen Aufwand und am Ende — nichts als Schaden davon haben. Ich habe Edelleute und Bauern gekannt, die darüber verarmten, daß sie alles nachthaten, was in Büchern geschrieben wurde. Du willst doch deinen Herrn nicht auch zum armen Manne machen? Mein Rath, den ich dir gebe, ist dieser: probire es erst im Kleinen mit einer Art von Gewächsen, und wenn diese gut thut, so gehe im folgenden Jahre weiter, so ist doch der Schade nicht zu groß, wenn der Versuch mißlingen sollte. Wenn du jetzt die Freiheit hättest, deines Herrn Acker zu besäen und zu bepflanzen, womit du wolltest, was würdest du wohl zuerst darauf bringen?“

„Spanischen Klee!“ war meine Antwort.

„Nun,“ sagte der gnädige Herr zu meinem Herrn, „so laßt ihn in Gottes Namen spanischen Klee ansäen, aber auf nicht mehr, als auf einen Viertel Acker. Man muß *alles erst im Kleinen* versuchen. Den Samen will ich

Euch dazu schenken, und abgehütet soll er Euch nicht werden, darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

Ich sprang nach Hause so vergnügt, als wenn der spanische Klee schon da stünde.

Da die Zeit zur Aussaat der Gerste kam, suchte ich ein recht gutes Vierteläckerchen aus, und säete auf die Gerste Kleesamen, gerade so, wie es der Gartenschach beschrieben hatte.

Der Klee wuchs, daß Menschenaugen ihre Freude dran sahen, und im Herbst kriegten wir ein so gutes Futterstroh von diesem Vierteläckerchen, daß ich die Schafe immer Sonntags damit traktirte.

Aber das folgende Jahr war die Lust noch größer. Der Klee stand da, wie ein Wald, und mein Herr bekam davon mehr Fütterung, als von seiner besten Wiese. „Kluge,“ sagte er, „du bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Willst du dies Jahr nicht wieder etwas Neues versuchen?“

„Ja,“ sagte ich, „wir wollen einmal ein Achtelchen mit Rüben besäen.“ „Gut,“ sagte er, „es gilt schon.“

Ich machte also das Achtelchen zurechte, und die Rüben gingen auf, mir nichts, dir nichts. Ich ließ mir aber auch dabei keine Mühe verdrüßen. So oft ich ein müßig Stündchen hatte, lief ich nach dem Rübenlande, reinigte es vom Unkraute, und hackte die Rüben da aus, wo sie zu dick standen.

Einmal traf mich ein junger Bursch über dieser Arbeit an, und fragte: „Was machst du denn da, Kluge?“ „Da jäte ich Rüben,“ antwortete ich. „Bist du nicht ein Narr,“ sagte er, „daß du es dir für andere Leute so sauer werden läßt. Du arbeitest, daß dir das Blut unter den Händen hervorspringen möchte, und dein Herr hat den Vortheil

davon. Das ließe ich wohl bleiben, wenn ich an deiner Stelle wäre.“

„Närrchen!“ sagte ich, „ich arbeite eigentlich für mich. Mein Herr bekommt die Rüben, das beste aber fällt für mich. Indem ich den Rübenacker bearbeite, gewöhne ich mich zur Arbeit, und lerne, wie man Rüben mit Vortheil bauen kann. Ich denke, das soll mir einmal viel helfen, wenn ich meine eigene Wirthschaft bekomme.“ Er lachte und ging fort.

Ich meinte aber, daß es gut eingetroffen ist. So bauete ich, von einem Jahre zum andern, immer mehrere Gewächse an, und mein Herr stand sich so wohl dabei, daß er immer mehr Vieh anschaffen konnte. Im ersten Jahre, da ich bei ihm diente, hatte er vier Stück Rindvieh und zwanzig Schafe, im zehnten acht Stück Rindvieh und dreißig Schafe.

Wenn ich nun das Vieh alles vor mir sah, so fiel mir immer dabei ein: was der Mensch thut, so benutze er nur seine Zeit gut, die ist das beste Kapital.

Unter der Zeit wurde ich nun immer größer und größer, und lernte immer besser meine Zeit benützen. Wenn im Winter andere Bursche hinter dem Ofen lagen und schliefen, so saß ich und nahm bald dieses bald jenes vor, das mir Nutzen verschaffte. Wenn ich weiter nichts zu thun wußte, so las ich wenigstens in einem guten Buche, das ich bald vom gnädigen Herrn, bald vom Herrn Pfarrer, geborgt bekam.

Einmal legten die jungen Bursche im Dorfe auf die Kirchweibe zu einem Tanze zusammen, und baten mich, daß ich auch beitreten sollte. Da wußte ich nun wirklich *nicht*, was ich dazu angeben sollte. Thust du es, dachte

ich, oder thust du es nicht? Was hatte ich zu thun? Ich fragte den gnädigen Herrn um Rath.

Der meinte nun: ein Tänzchen in Ehren, kann Niemand verwehren. Wenn es bei dem Tanzen sonst fein ehrbar zugehe, so wäre es sehr gut; junge Leute müßten auch bisweilen ihre Lust und ihr Vergnügen haben. Man könne auch bei dem Tanzen viel lernen; könne nämlich lernen sich in seiner Lustigkeit mäßigen. Man müsse sich nur nicht zu stark erhitzen, und nicht gegen das Weibsvolk sich garstig betragen.

Das nahm ich nun zwischen die Ohren, und habe in meinem Leben manchen lustigen Tanz mitgemacht, an den ich immer vier Wochen lang hernach mit Vergnügen gedachte. Wenn andere von Verstande sich tranken, so nahm ich mein Könnchen Bier zu mir, und behielt meine fünf Sinne; andere tanzten sich manchmal um ihre Gesundheit, mir war der Tanz gesünder als Arznei; Späßchen machte ich gern, aber doch konnte ich alle meine Späßchen vor Gott und der vernünftigen Welt verantworten.

Bis jetzt ging es ganz gut, ich wurde alle Tage geschickter, lernte mehr, sammelte mir auch etliche Gulden Geld, und war dabei so vergnügt, wohl noch vergnügter, als der große Mogul. Aber nun kam ein Pünktchen, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Es stand mit mir dazumal, wie man eine Hand umwendet, denn um ein Haar wäre ich wieder bis zum Bettelstabe gewesen, von dem mich der gnädige Herr mit so vieler Mühe weggebracht hatte. Sollte man wohl meinen, daß ein vernünftiger Mensch solche alberne Streiche machen könnte? Ich gewöhnte mich an's Kartenspiel. Etliche junge Burche

hatten mich in die Schenke, hatten mich zur Karte gelockt, ich probirte es, gewann ein paarmal etliche Groschen, und nun war ich so begierig auf die Karte, daß ich ohne sie nicht leben konnte. Er mag es mir glauben oder nicht, wo ich ging und stand, hatte ich nichts als die Karte im Kopfe. Sonst überlegte ich immer, wie man am besten Erlan, Spanischen und Lucernerklee und dergleichen anbauen könnte; jezt sann ich auf nichts, als wie ich am besten mit meinen Karten des andern seine abstechen könnte.

Des Sonntags gab ich nicht mehr auf die Predigt Achtung, sondern hatte meine Gedanken in der Karte, und, sobald die Nachmittagskirche aus war, lief ich nach der Schenke an den Spieltisch, und hielt da oft bis nach Mitternacht an. Da ging nun alles mit mir den Krebsgang, mein Bißchen Lohn verspielte ich, gewann ich auch zu manchen Zeiten etwas, so vertrank ich es wieder, mitunter kriegte ich auch Bank. Stand ich den andern Morgen auf, so war mir der Kopf wüste, und die Arbeit wollte nicht schmecken, kurz ich war auf dem Wege ein lieberlicher Kerl zu werden, und wäre es gewiß geworden, wenn nicht der gnädige Herr sich wieder meiner angenommen hätte. Der liebe Gott gebe ihm dafür eine fröhliche Stunde in der Ewigkeit!

Einmal saß ich auch hinter der Karte, hatte ein Solo in Schellen, und war so glücklich, daß ich alle Stiche machte! „Matsch!“ sagte ich, und strich begierig alles Geld ein, das mir die übrigen Spieler zahlen mußten.

Auf einmal hörte ich hinter mir eine Stimme, die sprach: „guten Abend, Kluge!“ ich drehte mich um — alle *Hader*, wie erschrak ich — der gnädige Herr stand hinter mir.

„Nun!“ sagte er, „du wendest ja deine Zeit recht gut an! da verdienst du ja mit einem einzigen Matsch mehr Geld, als ein anderer den ganzen Tag mit Hacken und Graben. Und wenn du einmal ein alter Mann wirst, so hast du die Freude, daß du deinen Kindern erzählen kannst, wie viele Solo du gewonnen, und wie vielmal du Matsch gemacht hast. Tausend, wird das nicht eine Freude sein! das klingt wohl besser, als wenn ein anderer einfältiger Mann seinen Kindern die Bäume zeigt, die er gepflanzt hat, und sagt: seht, Kinder! hier war sonst ein wüster Platz, und nun stehen hier die schönen Bäume, die ich gepflanzt habe! Gute Nacht, Kluge!“

So ging er zur Thür hinaus. Ich saß da, als wenn mich der Donner gerührt hätte.

„Kluge,“ sagten die andern, „du gibst Karte!“ Ich hörte und sah nicht mehr.

„Kluge,“ sagte mein Nachbar, und stieß mich in die Seite, „zum Henker, mach doch hin und gib Karte! es hat ja schon zehn geschlagen.“

Was hatte ich zu thun? ich warf die Karte auf den Tisch und sagte: „hole der Guckuck euer Kartenspiel!“ und nun gings zur Thür hinaus, immer dem gnädigen Herrn nach.

„Gnädiger Herr!“ rief ich, „gnädiger Herr! gnädiger Herr!“ antwortete mir aber der Dsen, so antwortete er mir. Das half aber nichts; ich rief immer stärker, und da es nichts helfen wollte, fing ich an, wie ein kleines Kind zu heulen. Da drehte sich endlich der Herr von Heilberg um und sagte: „Kluge, ich sage dir, du gehst den Augenblick fort!“

„Ich gehe nicht, gnädiger Herr,“ sagte ich.

End. Kluge.

„Und wenn du nicht sogleich gehst,“ sagte er, „so — so schlage ich drein.“

„In Gottes Namen!“ war meine Antwort, „schlagen Sie mich, daß ich vor Ihnen niederfalle, nur vergeben Sie es mir, daß ich einen so dummen Streich gemacht habe.“

Da blieb er endlich stehen, sah mich an und sagte: „glaubst du es denn wirklich, daß du einen dummen Streich gemacht hast?“ Da ich nun dabei blieb, so mußte ich mit ihm auf das Schloß gehen.

Da hatte ich eine warme Stunde. Er setzte sich in seinen Großvaterstuhl, sah mich ernsthaft an, hernach fragte er: „Nun Kluge, sag’ mir doch, was hast du denn in der Zeit, da du die Karte spieltest, zu Stande gebracht? Nenne mir doch die Menschen, die du durch dein Spielen glücklich machtest!“

Ich schwieg, und die Thränen rollten mir über die Backen.

„Wenn du in der Zeit, die du mit Spielen zubrachtest, ein gutes Buch gelesen hättest — was hättest du lernen können!“

Ich heulte immer stärker, endlich sagte ich: „ich will es nicht wieder thun. Aber darf man denn gar nicht in der Karte spielen?“

„Ei,“ sagte der gnädige Herr von Heilberg, „ich bin der Mann gar nicht, der geradezu alles Kartenspiel zur Sünde macht. Wenn bisweilen eine Gesellschaft zusammen ist, die nicht weiß, was sie sprechen und vornehmen soll, so habe ich nichts dagegen, wenn sie sich ein paar Stunden die Zeit mit der Karte vertreibt, ob ich gleich glaube, daß man noch immer etwas nützlicheres thun könnte. So ein

Mensch, wie du bist, darf aber keine Karte wieder anrühren, weil du dich schon so daran gewöhnt hast, daß du es beinahe nicht mehr lassen kannst. Wenn du nicht von der Stunde an die Karte ganz und gar liegen läßt, so wirst du ja ein Erzieler, und bringst dich um alles Gute, das du durch gute Anwendung deiner Zeit hättest stiften können.“

„Was soll ich denn aber,“ fragte ich, „Sonntags Nachmittags und Abends vornehmen? was soll ich denn thun, wenn ich bisweilen auf einen Ehrentag gebeten werde?“

„Siehst du,“ sagte der gnädige Herr, „daß dir die Karte schon das Gehirn verschoben hat? wie hast du denn sonst die Sonntage hingebacht, ehe du die Karte kennen lerntest? Hast du nicht geschrieben und gerechnet? hast du nicht in einem guten Buche gelesen? kannst du das nicht noch jetzt? Und wenn du bisweilen auf einem Ehrentage bist, so will ich dir einen guten Rath geben, wie du deine Zeit recht gut anwenden kannst. Such dir doch Jemanden aus, der nicht spielt, sprich mit ihm! da wirst du immer etwas lernen, oder andere etwas lehren können.“

Ich ging fort, und versprach alles zu befolgen.

Nun kam der liebe Sonntag wieder, da wußte ich auf keiner Stelle zu bleiben. Da die Nachmittagskirche aus war, so war es, als wenn mich Jemand bei den Haaren nach der Schenke zu zöge. Ich faßte mir aber doch ein Herz, nahm meinen Hut und lief nach dem Felde zu. Zum Unglücke mußte ich vor der Schenke vorbei. So wie mich die jungen Bursche erblickten, fielen sie alle an's Fenster und riefen: „Kluge! wo hinaus? willst du nicht herein kommen?“ sagte der eine, „es fehlt uns noch der vierte Mann. Kennst du den nicht mehr,“ der andere, und zeigte mir den Eicheloder.

Sobald ich den Eichelober erblickte, so ging es mir durch Mark und Bein, und ich war nicht im Stande, von der Stelle zu gehen. Ich blinzelte nach dem Blatte hin, und dachte bei mir selbst, ein halb Stündchen möchtest du doch wohl hinein gehen! Schon hatte ich den einen Fuß aufgehoben, und wollte die Schenktreppe hinauf steigen, da hörte ich etwas rasseln. Ich sah mich um — da kam der gnädigste Herr gefahren. Wer da am geschwindesten lief, das war Kluge. „Gott behüte euch!“ rief ich den jungen Burschen zu, und sprang fort, wie wenn mir der Kopf brannte.

So wie ich in's freie Feld kam, ging es gleich besser. Ich stand auf einem Hügel, von dem ich ein großes Stück übersehen konnte, Wiesen, Aecker und einen Bach, der unter Weiden- und Erlenbäumen hinrauschte. Das war gar ein herrlicher Anblick, ich labte mich recht daran, und dachte, hier ist's doch hübscher, als hinter der Karte.

Da ich so am besten saß, und meine Gedanken drüber hatte, wie der liebe Gott doch Alles so gut und artig in der Welt gemacht habe, sah ich einen Mann mit starken Schritten über die Straße herkommen. Nun war es sonst meine Art eben gar nicht, daß ich mich mit den Leuten viel in's Gespräch einließ. Wenn sie mir begegneten, so bot ich ihnen einen guten Morgen oder einen guten Tag, und damit war's gut. Jetzt dachte ich aber, du willst es doch probiren, und den Mann anreden. Vielleicht kannst du etwas von ihm lernen. Ich machte mich also vom Hügel herunter, stellte mich in die Straße, so, daß er an mir vorbei mußte, hernach, da er zu mir kam, sagte ich: „Guten Tag, Landmann! wo geht dein Weg hin?“

„Immer nach Braunschweig zu,“ sagte er, ging fort, und ließ sich in seinem Schritte nicht irre machen.

„Darf ich ihm nicht ein Fleck Gesellschaft leisten?“ fragte ich.

„Warum das nicht,“ war seine Antwort, „wenn Ihr gut marschiren könnt.“

Er versicherte, daß er manchen Tag sechs bis acht Meilen mache.

„Das könnte ich unmöglich,“ sagte ich. „Wenn ich zwei Meilen gemacht habe, so bin ich schon so kraftlos, daß ich über meine Beine wegfallen möchte.“

„Ja,“ sagte er, „ist's nicht wahr, Ihr bindet Eure Strümpfe über den Knien? nicht wahr, ich habe es errathen? Nun, da dürft Ihr Euch auch nicht wundern, wenn Euch das Marschiren schrecklich sauer ankommt. Wie ist's denn möglich, daß man gut gehen kann, wenn man die Flehsen, die zum Gehen nöthig sind, zusammenschnürt. Sonst hatte ich auch Strumpfbänder, und wurde dabei, wenn ich drei bis vier Meilen gemacht hatte, so marode, daß ich auf allen Vieren hätte kriechen mögen. Am Ende merkte ich, woher die Entkräftung kam, schmiß die Strumpfbänder weg, und nun konnte ich laufen wie ein Hirsch.“

Da er das gesagt hatte, lief er fort, und ließ mich stehen.

Ich dachte der Sache nach, warf die Strumpfbänder auch weg, und konnte auf einmal besser marschiren.

Das scheint nun eine geringe Sache zu sein, in dessen war es mir doch lieb, daß ich sie gelernt hatte. Nach der Zeit habe ich mich, so oft es die Gelegenheit mit sich brachte, mit andern Leuten in ein Gespräch eingelassen, und ich besand mich immer wohl dabei. Bald lernte und

erfuhr ich etwas Neues, bald hatte ich Gelegenheit einem andern einen guten Rath zu geben. Und wenn auch beides nicht war, so war doch die Zeit, die ich mit andern verplauderte, immer besser angewendet, als wenn ich sie mit Kartenspiel zugebracht hätte.

Seh' Er, das ist das ganze Geheimniß, wodurch ich ein wohlhabender angesehenener Mann geworden bin. Ich habe meine Zeit immer gut angewendet. So lange ich bei meinem Herrn diente, machte ich seinen Acker so gut zurechte, daß er ihm alle Jahre mehr einbrachte, und verschaffte ihm auch sonst Vortheil, so viel ich konnte. Wenn z. E. ich Aepfel und Birnen zum Trocknen schälen mußte, so sammelte ich die Kernen, säete sie aus, oculirte die Bäumchen, und legte so nach und nach eine Baumschule an, aus welcher mein Herr manchen hübschen Thaler Geld löfete. Und da ich in den langen Winterabenden immer nicht wußte, was ich nützliches für meinen Herrn thun sollte, so ließ ich ihm nicht eher Ruhe, bis er mich bei einem Bauer das Leineweben lernen ließ. Nach ein Paar Jahren konnte ich schon alle das leinene Tuch verfertigen, das er für sich und sein Haus brauchte.

Auf diese Art bekam mich mein Herr immer lieber, legte mir alle Jahre ein paar Gulden Lohn zu, ich wurde immer klüger, und alle Leute hatten mich gerne.

Nun kam es mir in den Kopf, mein eigener Herr zu werden, und mir eine Frau zu nehmen. Da ich im ganzen Dorfe als ein fleißiger ordentlicher Mensch bekannt war, so hatte ich unter den Mädchen das Aussehen. Mein Herr schlug mir dreie vor. Die eine hatte zwanzig Acker im Feld, sie wurde aber nicht viel gesund, und hatte immer geschwollene Füße. Die andere hatte zehn Acker im

Feld, hatte aber ein schrecklich loses Maul, und zankte und Riff sich immer mit allen Leuten herum. Die dritte war ein feines, stilles, gesundes, fleißiges Mädchen, aber sie hatte keine Furche Land.

Was thust du? dachte ich bei mir selber. Nimmst du die Kranke, so kann sie dir bei der Arbeit nicht beistehen, und anstatt, daß du im Garten oder auf dem Felde arbeiten solltest, so mußt du vor dem Bette sitzen und der Frau warten. Nimmst du die mit dem losen Maule, so hast du keine Ruhe im Hause, mußt wieder die Schenke besuchen, und da könntest du dir leicht das Kartenspiel wieder angewöhnen. Nimmst du die gesunde, ordentliche und fleißige, so ist's wahr, sie bringt dir kein Land zu, aber du hast doch gelernt, die Zeit gut anzuwenden, Rebekchen scheint es auch zu verstehen, und was sie noch nicht weiß, wird sie schon noch lernen. Und wenn wir Beide unfre Zeit gut anwenden, so können wir uns ja leicht Mecker verschaffen, du willst also Rebekchen nehmen.

Ich sagte es meinem Herrn, und er war damit zufrieden.

Nun hatte ich schon lange gemerkt, daß Rebekchen ein Auge auf mich geworfen hatte, ich hatte also nicht zu besorgen, daß sie mir den Korb geben würde. Ich paßte ihr auf, da sie einmal ausgegangen war, Gras zu holen, ging zu ihr, drückte ihr die Hand und sagte: „Rebekchen, willst du mich wohl zum Manne haben?“ Sie wurde blutroth, schlug die Augen nieder, besann sich ein Wischen, hernach sagte sie: „ich dich zum Manne haben? ich weiß ja noch nicht, ob du mich zur Frau haben willst?“ Da ich ihr nun sagte, daß dieß eben mein Wunsch sei, gab sie mir sogleich ihr Wort, mit der Bedingung, wenn es der Vater zu-

frieden wäre. Ich lief also sogleich von ihr zum Vater. „Nachbar Jeremies,“ sagte ich, „wolltet Ihr mir wohl Eure Tochter zur Frau geben?“

„Meine Tochter?“ sagte er, „was willst du dann mit ihr machen? du hast nichts, und sie hat nichts, wenn ihr nun so zusammen kommt, so wird es nicht lange währen, so müßt ihr am Kummertuche nagen.“

„Sprecht doch nicht so, Nachbar Jeremies,“ war meine Antwort, „der liebe Gott hat mir ja einen guten Kopf gegeben, gesund bin ich, bin kein Spieler und Säufer, lasse mich keine Arbeit verdrücken, Eure Tochter greift die Arbeit auch frisch an. Wo sollte denn da der Kummer herkommen, wenn wir beide fleißig arbeiten?“

„Je nun,“ gab er mir zur Antwort, wenn du des Glaubens bist, so nimm meine Tochter in Gottes Namen. Meine selige Frau und ich haben auch nichts zusammengebracht, als Fleiß und ein gutes Gewissen, und haben doch niemals Noth gelitten.“

Nun war in meinen Gedanken alles richtig. Rebekchen und ich waren des Handels eins, der Vater war es zufrieden, mein Herr hatte auch nichts dagegen einzuwenden, dem gnädigen Herrn hatte ich zwar noch nichts davon gesagt, aber ich dachte, der würde am wenigsten dagegen zu sagen haben, weil er mich selbst gelehrt hatte, daß die gute Anwendung der Zeit das beste Capital wäre.

Aber es ging doch nicht gleich so, wie ich gedacht hatte. Gleich den andern Tag, nachdem ich mit Rebekchen gesprochen hatte, wurde ich auf das Schloß zum gnädigen Herrn gerufen. Er sah gewaltig ernsthaft aus, da ich in sein *Simmer trat.*

„Kluge,“ sagte er, „was machst du für alberne Streiche. Hast du dich nicht mit einem Mädchen versprochen?“

„Das wohl! ist denn das aber ein alberner Streich? Ich bin nun vierundzwanzig Jahr alt, bin gesund und gerade, und ich habe immer gedacht, ein Bursch, der gesund und gerade wäre, wenn er erst seine vierundzwanzig Jahre hätte, müßte auch darauf denken, daß er eine Frau bekäme. Es hat ja jeder Mensch Fleisch und Blut.“

„Ganz gut! Aber warum nimmst du gerade so ein nacktes Mädchen, das keine zwanzig Gulden im Vermögen hat? Gibt's nicht reiche Mädchen genug, von denen du dir eins hättest wählen können.“

„Die gibt's wohl. Ich war aber keiner so gut, als Rebekchen. Und ich habe einmal in einem Buche gelesen, daß ein Ehestand ohne Liebe ein rechter Webestand wäre; daß ein paar Personen, die Lebenslang mit einander Freude und Leid theilen wollten, nothwendig einander lieb haben müßten.“

„Was hat denn das Rebekchen an sich, daß du sie so gewaltig lieb hast?“

„Sie sieht so hübsch aus, ist immer freundlich, hält sich reinlich, arbeitet fleißig.“

„Ja, wenn ihr nur von der Liebe leben könntet. Und wenn ihr einander noch so lieb hättet, davon bekommt ihr kein Nößel Linsen zum Kochen. Und bei leeren Schüsseln verliert sich die Liebe auch nach und nach.“

„Ich sage ja auch nicht, daß wir von der Liebe leben wollen, wir wollen uns nur damit das Leben versüßen.“

„Ehe man an die Versüßung des Lebens denkt, muß man erst an das Leben selbst denken. Wovon wollt ihr denn mit einander leben?“

„Von guter Anwendung der Zeit. Sie haben mich ja selbst gelehrt, die gute Anwendung der Zeit sei das beste Kapital.“

„Gelehrt habe ich dich das wohl. Hast du denn aber dieß auch recht verstanden? Sag' einmal, wie willst du es denn anfangen, daß du von guter Anwendung der Zeit eine Frau ernährst?“

„Ich habe meine vorige Zeit so gut angewendet, daß ich gar vieles gelernt habe, was andre Bauern nicht wissen. Das ist eins. Damit denke ich mir schon manchen Vortheil zu verschaffen. Hernach will ich meine Zeit ferner gut anwenden, Rebekchen auch dazu gewöhnen, und da müßte es ja nicht gut sein, wenn nicht jeder Tag, den zwei Leute recht gut anwenden, so viel abwürfe, als sie nöthig haben.“

„Du stellst dir die Sache verzweifelt leicht vor. Hast du denn auch daran gedacht, daß du Kinder bekommen werdest?“

„Das wollte ich meinen. Die will ich alle dazu gewöhnen, daß sie von der Zeit einen guten Gebrauch machen lernen. Da wird's hernach eine rechte Lust sein, wenn unsrer sechs bis acht die Zeit gut anwenden. Die müssen doch mehr zu Stande bringen können, als eine einzelne Person.“

Da lachte der gnädige Herr gerade heraus und sagte: „nun sehe ich doch, daß du deiner Sache gewiß bist. Ich wollte dich nur ein Bißchen auf die Probe stellen. Nimm dein Rebekchen in Gottes Namen, und bleib bei diesen Gedanken, so wirst du niemals Noth leiden.“

Nun fügte sich's gerade, daß dazumal ein artiges Häuschen mit einem Gärtchen zu verkaufen war. Es waren

180 Gulden darauf geboten. Das hätte ich vor mein Leben gern gehabt. Aber wo Geld her? Ich hatte mir wohl fünfzig Gulden gesammelt, das war aber so viel, als ein Tropfen Wasser auf einem heißen Stein. Ich ging also ein Paar Tage so betrübt herum, als wenn wir die Hüner das Brod genommen hätten. Manchmal fiel es mir ein, daß ich zu dem gnädigen Herrn gehen, und ihn bitten wollte, mir einen Vorschuß zu thun, hernach schämte ich mich aber wieder, und es kam mir vor, als wenn es mir so ausgelegt werden könnte, als wenn ich das Geld geschenkt haben wollte.

Mein Herr fragte mich endlich, was mir fehle? Da sagte ich ihm alles, wie es an sich selbst war.

Er lächelte, und sagte: „Auf diese Art scheint es doch, als wenn die gute Anwendung der Zeit nicht zu allem gut wäre.“

Es verdroß mich, ich kann es nicht läugnen. Nach Tische mußte ich aber mit ihm in sein Oberflübchen gehen. „Kluqe,“ sagte er, „du hast mir als ein ehrlicher braver Bursche eilf Jahre lang gedient. Du hast die Arbeiten, die ich dir auftrag, alle ordentlich ausgerichtet, dafür hast du Kost und Lohn bekommen. Du hast mir aber, durch die gute Anwendung deiner Zeit, noch viele andere Vortheile verschafft, die ich dir nicht bezahlt habe. Sieh her! das alles habe ich dir zu danken. (Er schüttete einen Beutel voll Dukaten auf den Tisch). Das habe ich alles aus der Baumschule gelöst, die du gepflanzt hast, und aus dem Vieh, das ich, wegen deines Fleißes, mehr halten konnte. Ich habe es dir zu verdanken, ich habe es auch für dich gesammelt. Nimm es in Gottes Namen, kauf dir ein Häuschen davon, und richte deine Haushaltung ein. Um Lebens und

Sterbens willen gib mir eine Handschrift darüber, in den ersten zwei Jahren verlange ich keinen Zins, im dritten gibst du mir drei, im vierten vier und im fünften fünf von hundert. Dabei soll es bleiben. Willst du mir das Geld zu 20 oder 30 Gulden wieder bezahlen, so will ich es allemal annehmen.“

Ich stand wie versteinert da! Endlich stürzten mir die Thränen aus den Augen, und ich sagte: „Das ist zu viel! das ist zu viel, lieber Herr! das thut kein Herr an seinem Knechte.“

„Freilich,“ sagte er, „thut das kein Herr an seinem Knechte, aber das thut auch kein Knecht an seinem Herrn, was du gethan hast. Eine Liebe ist der andern werth.“

Er zählte mir das Geld auf, es waren gerade dreihundert Gulden, und ich mußte ihm darüber eine Handschrift ausstellen.

Nun dachte ich, die ganze Welt wäre meine. Gleich den andern Morgen lief ich fort, um auf das Haus zu bieten. Ich war schon ein ziemlich Fleck fort, so rief mir mein Herr nach: „Kluge! wenn man durch die Welt kommen will, so ist es nicht genug, daß man die Zeit gut anwendet, man muß auch das Geld gut anzuwenden wissen. Merk es! und halte gut Haus mit deinem Gelde!“

Ich nahm es zu Herzen. Erst wollte ich gleich zwanzig Gulden, dann wieder zwanzig Gulden, und immer so fort auf das Haus bieten, bis ich es hätte, und sollte es auf dreihundert Gulden kommen. Aber nun besann ich mich auf einmal anders. Wenn du, dachte ich, merken läßt, daß du so viel Geld hast, so wirst du immer weiter getrieben, und kannst dich leicht um fünfzig Gulden bringen. Ich bot also nur fünf Gulden mehr, und da ein anderer mich um

fünf Gulden übersehte, ging ich fort und sagte, ich wollte es weiter überlegen. Unter der Zeit machte ich Anstalt einzukaufen, was zu meiner Haushaltung nöthig war. Eine Kuh wollte mir mein Schwiegervater mitgeben, aber für das Hausgeräthe mußte ich allein sorgen. Ich ging mit Rebekken in das nächste Städtchen auf den Wochenmarkt, und kaufte ein Stückchen nach dem andern ein. Nur das Brautbette fehlte noch, und das sollte so schrecklich viel kosten, auch fürchtete ich mich vor dem Schmause bei der Hochzeit.

Da mußte es sich nun ganz sonderbar fügen. Einmal lag ich des Nachts und schlief recht sanft, da pochte etwas an das Fenster und rief: Heda! Ich guckte halb schlaftrunken zum Fenster hinaus, da war es ein Reiter, der irre geritten war, und einen Boten bis auf das nächste Dorf verlangte. Ich fragte meinen Herrn, ob ich mitgehen dürfte, und da er es mir erlaubte, zog ich mich an und ging mit. In der Stunde, dachte ich, da du mit gehst, kannst du doch mehr Gutes stiften, als wenn du in den Federn liegst und schnarchst.

Da ich mich schon gewöhnt hatte, mit allerlei Leuten zu sprechen, so fing ich auch mit dem Reiter ein Gespräch an, und erfuhr von ihm, daß er ein Sächsischer Major wäre.

Wir waren nicht weit vom Dorfe, so wurde darin geläutet.

„Was ist das?“ fragte der Major, „warum läutet man?“

„Gnädiger Herr!“ sagte ich, „es ist bei uns der Gebrauch so, daß allemal geläutet wird, wenn eins im Dorfe gestorben ist. Nun ist vorigen Abend ein feiner junger Mann gestorben, am Fleckfieber, deswegen läutet man.“

„Ein junger Mann am Fledfieber?“ sagte der Major!
 „hm! hm! ich dünkte ihr Leute müßtet so alt werden, wie die Raben. An Motion fehlt's euch nicht, frische Luft habt ihr genug, von fremden Weinen und Gewürzen wißt ihr auch nichts — zum Guguck, was macht ihr denn? Ich wollte es aber wohl rathen. Bei euren Kirmsen, Hochzeiten und Kindtauffchmäusen eßt ihr zu viel und verderbt euch die Mägen, hernach kauft ihr allen Quacksalbern und Balsamträgern ihren Quark ab, und, und — und — schlaft in dicken Federbetten. Dadurch erhitzt ihr euer Blut, und wenn ihr hernach in die raube Luft kommt, so schlägt der Schweiß zurück und ihr liegt auf der Nase.“

„Erlauben Sie mir aber, gnädiger Herr, worauf sollen wir denn sonst schlafen?“ fragte ich.

„Auf Heusäcken,“ antwortete er. „Du murmelst? du glaubst, das wäre zu schimpflich? Bedenke doch aber nur, ich bin ein Edelmann, ein Major, und schlafe Jahr aus Jahr ein auf einem Heusack, und bin dabei weit gesünder als alle, die in Federbetten schlafen.“

Während diesen Gesprächen kamen wir in dem Dorfe an, nach dem ich den Major hatte führen sollen. Er zog seinenbeutel heraus, um mir etwas für meinen Weg zu geben.

„Gnädiger Herr, sagte ich, bemühen Sie sich nicht, Sie haben schon alles zehnfach bezahlt.“

„Wie so?“ fragte er.

„Ich bin,“ antwortete ich, „ein Bräutigam, und sorgte, wo ich das Brautbette wollte herbekommen. Nun, da Sie mir den Heusack so gelobt haben, will ich mir auch einen Heusack, statt des Federbetts zulegen. Dadurch erspare ich *etliche Thaler*. Wenn ich nun noch dazu rechne, daß ich auf

dem Heusack weit gesünder bliebe, und viele Arznei erspare —

„Das ist mir lieb,“ sagte der Major, „daß du gute Lehren annimmst. Ein Trinkgeld mußt du demunerachtet auch annehmen. Hier!“ indem er die Hand ausstreckte.

„Daraus wird nichts,“ sprach ich, sprang fort, und wünschte ihm eine glückliche Reise!

Auf dem Rückwege nahm ich mir fest vor, daß ich mir einen Heusack zulegen wollte, schlenderte fort, und stellte mir vor, wie es so hübsch sein würde, wenn ich Rebekchen bei mir hätte. Auf einmal hatte ich einen Schrecken, daß ich dachte, ich müßte sogleich in Ohnmacht sinken. Kann Er denken, da kam mir ein Ding entgegen, das sah doch gerade so aus, wie der Mann, der den vorigen Tag gestorben war. Alle Haare standen mir zu Berge. —

Ich stand ein Paar Augenblicke und betrachtete das Ding recht genau, weil es eben Mondschein war. Es kam immer näher, und ich war schon im Begriffe fortzulaufen. Da fiel mir zum Glücke ein, daß ich denselben Abend, da ich das erstemal aus der Schenke blieb, in einem Buche gelesen hatte, man dürfe sich vor keinem Gespenste fürchten, sondern müsse nur gerade darauf losgehen, so würde man immer finden, daß man entweder nicht recht gesehen hätte, oder daß es Betrügerei wäre.

Ich schöpfte mir also ein Herz, ging darauf los, und rief: „wer da?“ „Christel Waizenbier,“ sagte es, (so hieß der Mann, der den vorigen Tag gestorben war) brummte, streckte die Arme aus, und wollte mich bei dem Kopfe kriegen.

Ich war nicht faul, sprang ein Paar Schritte zurück, und schlug es derb auf den rechten Arm, daß es überlaut zu schreien anfing; „Ach Herr Jesus! Herr Jesus!“

Oh! dachte ich, sieht's so aus? Vauz hatte es noch einen Schlag auf den linken Arm, Puf! und noch einen auf den rechten Arm, und nun kriegte ich das Ding bei der Surgel und sagte: „Kerl! sag wer du bist, oder ich mache dich kalt.“

„Ach ja!“ antwortete er, „laß mich nur gehen, ich will dir alles sagen.“

Da erfuhr ich nun, daß es ein junger Bursch war, der im Dorfe eben die Wache gehabt, und mich mit dem Major hatte fortgehen sehen. Der hatte sich gleich so angezogen, wie der Verstorbene zu gehen pflegte, hatte sein Gesicht mit Kreide weiß gemacht, und hatte mich so wollen zum Narren haben.

Nun bat er, was er bitten konnte, daß ich es nur nicht im Amte anzeigen sollte. Ich that's auch nicht, sonst hätte ihm der Späß theuer zu stehen kommen sollen. Bei der Gelegenheit erfuhr ich aber doch wieder, was mir der Abend, den ich dazumal zum Lesen anwendete, jetzt für Nutzen brachte.

Nach ein paar Wochen wurde mir das Häuschen für zweihundert und zehn Gulden zugeschlagen, und ich war vor Freude außer mir.

Sobald ich das Geld gezahlt hatte, zog ich ein, und that nun nichts, als daß ich es recht ordentlich zurechte machte. Weil ich bei meinem Herrn alle Arbeit mit angegriffen hatte, so hatte ich nun den Vortheil, daß ich das mehreste selbst machen konnte, und kein Geld dafür ausgeben durfte. Ich deckte es, ich kleidte, ich besserte die Thüren aus, zog eine neue Schwelle unter. Nun ließ ich den *Länder* kommen, der es weißen mußte, da wurde es so

sauber, wie ein Lädchen. Ueber die Thüre schrieb ich den Vers:

Willst du haben guten Ruth,
Und erwerben Hans und Gut:
Lern die Stunden gut anwenden,
Hüte dich, sie zu verschwenden!

Sobald ich alles in Ordnung hatte, wollte ich mit Rebeckens Hochzeit machen. Der gnädige Herr ließ mich aber zu sich rufen und sagte: „Höre, Kluge! wir wissen nun beide, wie gut es sei, wenn man seine Zeit gut anwendet. Durch gute Anwendung deiner Zeit bist du aus einem Bettler ein braver Mann geworden, und durch gute Anwendung meines Geburtstages, an dem du mich um ein Almosen ansprachst, habe ich mir nun die Freude verschafft, daß in einem Dorfe ein ehrlicher braver Nachbar mehr ist. Willst du mir nicht die Freude machen, daß du deine Hochzeit noch sechs Wochen verschiebst, daß ich meinen Geburtstag, der dann einfällt, wieder so gut anwenden, und deine Hochzeit ausrichten kann?“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich dankte dem gnädigen Herrn für seine Güte, und sagte, ich wollte mit der Hochzeit warten, so lange es ihm gefiele.

Da die sechs Wochen um waren, ging die Hochzeit vor sich. Ich vergesse es in meinem Leben nicht, wie da der gnädige Herr alles so artig einrichtete. Punkt elf Uhr mußten alle Hochzeitgäste auf dem Schlosse sein. Da waren gewaltig viel vornehme Leute zusammen, sie machten aber alle so wenig Staat, und waren so freundlich und zuthätig, daß wir Bauersleute mit ihnen sprechen konnten, wie wenn sie unsern Gleichen wären.

Da wir zur Trauung gingen, begleiteten sie uns alle, schlossen einen Kreis um den Altar, und sangen ein paar gar schöne Lieder mit. Sobald mir Nebekchen angetraut war, gingen sie wieder mit uns aus der Kirche. Aber, anstatt nach dem Schlosse zu gehen, gingen sie auf's Feld. Hm! dachte ich, was soll denn das werden?

Es währte nicht lange, so merkte ich das Späßchen. Mein Herr hatte sonst einen wüsten Platz, worauf gar nichts wuchs. Den bepflanzte ich nach und nach, wenn ich Federabend hatte, mit Zwetschenbäumen. Die blühten nun, daß einem das Herz im Leibe lachte. Auf diesen Platz führten sie uns nun, und wir fanden da eine lange Tafel, die mit vielen Schüsseln besetzt war.

„Hier,“ sagte der gnädige Herr von Heilberg, „wollen wir speisen.“ Die Gäste stellten sich in Ordnung, der Herr Pfarrer hielt ein schönes Gebet, hernach setzten wir uns, die vornehmen Leute auf die eine, und die Bauersleute auf die andere Seite.

Es waren da bei weitem nicht so viele Gerichte, wie auf unsern Hochzeiten gewöhnlich sind, aber wir aßen uns doch alle satt. Da das Gebäck sollte herumgegeben werden, kamen alle Schulkinder aus dem Dorfe, und stellten sich vor den Tisch.

Nu, dachte ich, was wird denn das werden! Ich erfuhr es bald.

„Lieben Kinder,“ sagte der gnädige Herr, „ich feire heute meinen Geburtstag, freue mich über alles Gute, das mir der liebe Gott erzeigt hat, und möchte gern, daß recht viele Leute sich mit mir freueten. Deswegen habe ich euch hierher rufen lassen. Jedes soll ein Stück Kuchen und ein Glas Wein bekommen. Ehe euch aber dies gereicht wird,

will ich euch erst etwas für eure Seele reichen lassen. Herr Schulmeister, lese Er! Kinder, gebt Achtung!“

Da trat nun der Herr Schulmeister auf und las: „Exempel von einem Menschen, der durch gute Anwendung seiner Zeit sein Glück machte.“ Nun kam, ohne daß ich genannt wurde, meine ganze Geschichte. Der gnädige Herr hatte den Spaß gemacht, und durch den Herrn Schulmeister von Monat zu Monate aufzeichnen lassen, was ich Gutes gethan, und was ich Gutes gelernt hatte. Lange konnte ich es nicht aushalten, ich mußte das Schnupstuch heransholen, und die Augen trocken.

Da die Geschichte geendigt war, wurde ein Liedchen herum gegeben, und gesungen, welches den Fleiß lobte.

Darin kam auch ein Vers vor, der so lautete:

Allenthalben trifft er dann
Früchte seiner Arbeit an,
Keinen Augenblick der Zeit,
Den er als umsonst berent.

Da dieser Vers gesungen wurde, zeigte der gnädige Herr nach den Bäumen, die ich gepflanzt hatte, und nickte mir freundlich zu, als wenn er sagen wollte: siehe, Kluge, das sind die Früchte deiner Arbeit!

Da das Liedchen aus war, bekam jedes Kind sein Stück Kuchen und sein Glas Wein. Sie genossen es, bedankten sich und gingen fort. Einer aber blieb stehen und weinte; es war der Sohn des Nachtwächters.

„Was fehlt dir?“ fragte der gnädige Herr.

„Ich möchte,“ sagte er, „gern eben so ein guter Mann, wie Kluge, werden.“

„Dazu,“ sagte der gnädige Herr, „kann Rath werden.“

Da wir zur Trauung gingen, begleiteten sie uns alle, schlossen einen Kreis um den Altar, und sangen ein paar gar schöne Lieder mit. Sobald mir Rebekchen angetraut war, gingen sie wieder mit uns aus der Kirche. Aber, anstatt nach dem Schlosse zu gehen, gingen sie auf's Feld. Hm! dachte ich, was soll denn das werden?

Es währte nicht lange, so merkte ich das Späßchen. Mein Herr hatte sonst einen wüsten Platz, worauf gar nichts wuchs. Den bepflanzte ich nach und nach, wenn ich Freierabend hatte, mit Zwetschenbäumen. Die blühten nun, daß einem das Herz im Leibe lachte. Auf diesen Platz führten sie uns nun, und wir fanden da eine lange Tafel, die mit vielen Schüsseln besetzt war.

„Hier,“ sagte der gnädige Herr von Heilberg, „wollen wir speisen.“ Die Gäste stellten sich in Ordnung, der Herr Pfarrer hielt ein schönes Gebet, hernach setzten wir uns, die vornehmen Leute auf die eine, und die Bauersleute auf die andere Seite.

Es waren da bei weitem nicht so viele Gerichte, wie auf unsern Hochzeiten gewöhnlich sind, aber wir aßen uns doch alle satt. Da das Gebackne sollte herumgegeben werden, kamen alle Schulkinder aus dem Dorfe, und stellten sich vor den Tisch.

Nu, dachte ich, was wird denn das werden! Ich erfuhr es bald.

„Lieben Kinder,“ sagte der gnädige Herr, „ich feire heute meinen Geburtstag, freue mich über alles Gute, das mir der liebe Gott erzeigt hat, und möchte gern, daß recht viele Leute sich mit mir freuen. Deswegen habe ich euch hierher rufen lassen. Jedes soll ein Stück Kuchen und ein Glas Wein bekommen. Ehe euch aber dies gereicht wird,

will ich euch erst etwas für eure Seele reichen lassen. Herr Schulmeister, lese Er! Kinder, gebt Achtung!“

Da trat nun der Herr Schulmeister auf und las: „Exempel von einem Menschen, der durch gute Anwendung seiner Zeit sein Glück machte.“ Nun kam, ohne daß ich genannt wurde, meine ganze Geschichte. Der gnädige Herr hatte den Spas gemacht, und durch den Herrn Schulmeister von Monat zu Monate aufzeichnen lassen, was ich Gutes gethan, und was ich Gutes gelernt hatte. Lange konnte ich es nicht aushalten, ich mußte das Schnupstuch herausholen, und die Augen trocken.

Da die Geschichte geendigt war, wurde ein Liedchen herum gegeben, und gesungen, welches dem Fleiß lobte.

Darin kam auch ein Vers vor, der so lautete:

Allenthalben trifft er dann
Früchte seiner Arbeit an,
Keinen Augenblick der Zeit,
Den er als umsonst berent.

Da dieser Vers gesungen wurde, zeigte der gnädige Herr nach den Bäumen, die ich gepflanzt hatte, und nickte mir freundlich zu, als wenn er sagen wollte: siehe, Kluge, das sind die Früchte deiner Arbeit!

Da das Liedchen aus war, bekam jedes Kind sein Stück Kuchen und sein Glas Wein. Sie genossen es, bedankten sich und gingen fort. Einer aber blieb stehen und weinte; es war der Sohn des Nachtwächters.

„Was fehlt dir?“ fragte der gnädige Herr.

„Ich möchte,“ sagte er, „gern eben so ein guter Mann, wie Kluge, werden.“

„Dazu,“ sagte der gnädige Herr, „kann Rath werden.“

Er nickte mir zu und fragte, „willst du wohl bei Klugen dienen?“

„Herzlich gern,“ war seine Antwort.

„Gut,“ sagte der gnädige Herr, „es gilt schon, Kluge nimmt den Knaben zu sich, und erzieht ihn so, wie er ist erzogen worden.“

„Nun,“ sagte er, „gottlob, dieser Geburtstag ist wieder gut gefeiert!“ brachte ein paar Gesundheiten aus, dann wurde bis elf Uhr getanzt. Hernach ging ich mit meinem Rebekchen zu Bette.

Da ich den andern Tag mit meinem Rebekchen aufgestanden war, führte ich sie im Hause und Hofe herum, und zeigte ihr, wie ich alles so ordentlich eingerichtet hatte, erzählte ihr meinen ganzen Lebenslauf und sagte, daß ich die guten Umstände, in denen ich mich befände, bloß der guten Anwendung meiner Zeit verdanken mußte. Darauf drückte ich ihr die Hand, sah ihr freundlich in die Augen und sagte: „sieh Rebekchen, wenn ein lediger Bursch so viel durch gute Anwendung der Zeit ausrichten kann, was werden nicht erst ein paar gute Eheleute thun können, wenn sie beide jede Stunde wohl zu nützen suchen.“

„Nun,“ war ihre Antwort, „ich will es gewiß an mir nicht fehlen lassen; mein Vater hat mich zu allem Guten erzogen, und was ich noch nicht weiß, das will ich bei dir lernen.“

„Gut,“ sagte ich, „so wollen wir heute schon in Gottes Namen den Anfang machen. Sieh, es ist bei uns Mode, daß den Tag nach der Hochzeit allemal geschwärmt wird — dabei kommt nichts heraus. — Die Leute, die an der Schwärmerei Theil nehmen, lassen ihre Geschäfte liegen, und wer nicht Theil nimmt, der kommt und steht zu und

thut auch nichts. Sollten wir nun heute auch schwärmen, so brächten wir uns und das ganze Dorf um einen Tag. Und was kommt bei dem Schwärmen heraus? Es werden allerhand Poffen und Muthwillen getrieben, viele betrinken sich, und am Ende werden sie uneins, und es entsteht wohl gar Schlägerei. Ich habe es daher schon mit deinem Vater ausgemacht, daß wir heute ganz vor uns sein, und in der Stille uns freuen wollen. Bist du es zufrieden?“

Ganz recht war es ihr nicht; sie rümpfte das Mäulchen und sagte: „Ich mache mir nichts draus, was werden aber die Nachbarn im Dorfe sagen? der ärmste Mann hält ja zwei Tage Hochzeit.“

„Da ist nun meine Meinung die,“ fuhr ich fort, „daß man sich zwar hüten muß, einen albernen Streich zu machen, und sich dadurch in der Leute Mäuler zu bringen, aber wenn man etwas thun will, das man vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so muß man es thun, und die Leute reden lassen, was sie wollen. Wenn sie das Reden satt haben, so hören sie auch wieder auf; wenn man seine Geschäfte klug anfängt und sie gelingen, so müssen diejenigen, die die größten Mäuler hatten, sich schämen, und man kann im Stillen wieder über sie lachen. Wer zuletzt lacht, liebes Rebekchen, der lacht am besten.“

Da ließ sie es sich gefallen, und wir gingen, nachdem wir unser Morgenbrod gegessen hatten, auf das Feld spazieren. Es war ein gewaltig schöner Morgen, und es schien, als wenn der liebe Gott alles so veranstaltet hätte, um uns einen recht veranlagten Tag zu machen. Die ganze Flur war grün, die Bäume blühten, die Lerchen sangen, und da wir noch ein Fleckchen weiter gingen, und in einem Wald-

chen ankamen, saugen die Nachtigallen und Finken und andere Vögel so herrlich, daß wir uns mit einander unter einem Banne niedersetzten. „Wie gefällt dir's hier, sagte ich, „gutes Nebekchen? ist's da nicht besser, als unter einem Gewühle von Menschen, wo man vor Lärmen, Toben und Russciren sein eigen Wort nicht hört, und vom Staube und Tabaksdampfe ersticken möchte?“

„Du hast recht, lieber Mann!“ antwortete sie, „da hast du meine Hand! ich danke dir für den fröhlichen Morgen, den du mir heute gemacht hast.“

„Und,“ fuhr ich fort, „die Freude, die wir jetzt haben, ist so wohlfeil, kostet gar nichts, und man braucht nicht zu besorgen, daß man mit andern Leuten Lärm bekommt.“

Da wir so recht herzlich mit einander plauderten, und einander die Hände drückten, kam ein armer eisgrauer Mann geschlichen, ging vor uns vorbei, und wünschte uns einen guten Tag. Nebekchen steckte mir eben einen Strauß von Weilchen und Schlüsselblumen auf den Hut, den sie für mich gepflückt hatte, und darüber war ich so freudig, und auch ein Bisichen ärgerlich, daß mir's nicht zuerst eingefallen war, für mein Weibchen einen Strauß zu pflücken, daß ich den armen alten Mann gar nicht bemerkte. Erst da ich den Hut mit dem Strauß aufgesetzt, und Nebekchen ein paar Mäulchen dafür gegeben hatte, sahe ich wieder nach ihm hin. Er ging ganz langsam und stand immer stille, wenn er etwa zwanzig Schritte gethan hatte.

Das dauerte mich nun gewaltig. „Nebekchen,“ sagte ich, „sieh den alten Mann, wie sauer ihm jeder Schritt wird! wir lachen und schäkern, und der arme Mann ächzt bei jedem Schritt, den er thut. Ich will hin und sehen, ob ich ihm nicht mit etwas helfen kann. Wer weiß, wo

es uns der liebe Gott wieder segnet.“ Den Augenblick lief ich ihm nach und sagte: „Guten Tag, lieber Alter, wo wollt ihr hin? der Weg wird Euch gewiß recht sauer?“

„Ja wohl! ja wohl!“ sagte er, „wenn man erst in den Jahren ist, in denen ich bin, so fühlt man jedes Steinchen, auf das man tritt. Ich wollte in's nächste Dorf zu einem Mann, der mir noch einen Gulden schuldig ist, und sehen, ob ich ihn nicht bekommen könnte. Ich kann nichts mehr verdienen — leben muß ich doch so lange, bis mich der liebe Gott ausspannt.“ Die Thränen liefen ihm über die Backen, da er das sagte.

„Ich bin auch aus dem Dorfe,“ sagte ich, „wollt Ihr diesen Mittag nicht mein Gast sein?“

„Ach gerne,“ antwortete er, „ich habe heute noch keinen Bissen Brod über die Zunge gebracht.“

„Nun, da geht denn voraus,“ sagte ich, „ich will Euch schon einholen.“

Es war mir gewaltig wohl um's Herz, da ich das gesagt hatte, ich lief zu Rebekchen zurück und sagte: „Der liebe Gott bescheert uns heute eine neue Freude, er führt uns den ehrlichen Alten zu, daß wir ihn lieben können. Laß uns wieder nach Hause gehen, und gleich Anstalt zu seiner Verpflegung machen.“

Wir machten uns auf, und da wir vor unser Haus kamen, so schickte sich's doch gar artig; von der einen Seite kam der alte Mann, und von der andern ein paar Bediente vom quädigen Herrn, die uns das Essen brachten, das vom vorigen Tage übrig geblieben war, und auch noch etliche Flaschen Wein. Rebekchen nahm den Bedienten das Essen und den Wein ab, und ich gab dem Alten die Hand und führte ihn in mein Haus. Es fielen mir dabei die Worte

der Bibel ein: brich dem Hungrigen dein Brod, und die im Elende sind, führe in's Haus.

Rebekchen machte sogleich eine Suppe, ich deckte den Tisch, und trug auf, was nöthig war, hernach setzten wir uns zusammen nieder. Weiß der liebe Gott! das, was ich aß, schmeckte mir nicht so gut, als was der alte Mann genoß. Man sah's ihm an, daß es ihm lange so gut nicht mochte geworden sein. Ich schenkte ihm auch ein paar Gläser Wein ein, und er labte sich gar herzlich dran.

Da er sich gesättigt hatte, fragte ich ihn: „Woher kommt's, lieber Mann, daß Ihr in Euren alten Tagen solche Noth leiden müßet?“

„Ach,“ seufzte er, „woher soll es kommen! wenn ich in der Jugend den Verstand gehabt hätte, den ich jetzt habe, so sollte es auch besser mit mir stehen. Da ich meinen Haushalt anfang, hatte ich ein hübsch Häuschen, ein paar Stücke Vieh, und zehn Acker Feld. Hätte ich das ordentlich in Acht genommen, so hätte ich bis in die Grube mein Stückchen Brod gehabt. Aber da wollte ich mit einem Male ein reicher Mann werden, und das brach mir den Hals. Alle Heller und Pfennige, die ich aufbringen konnte, schrappelte ich zusammen und kaufte Acker dafür. Das war noch nicht genug. Wenn ein hübsches Stück Land zu verkaufen war, so borgte ich Geld, wo ich es auftreiben konnte, verschrieb Acker, Haus, Hof und kaufte immer in's Gelag hinein. Nun war ich in der Noth bis über die Ohren. Es war mir nicht möglich, den vielen Acker ordentlich zu bearbeiten, ich hatte nicht Vieh genug, ihn zu düngen, und bauete darauf kaum so viel, als sonst auf meinen paar Aeckerchen. Dergegen mußte ich desto mehr *Steuern und Gaben* und Interessen bezahlen. Wenn ich

also geerntet hatte, mußte ich über Hals und Kopf dreschen lassen, und verkaufen, daß ich nur die Herrschaft und die Schuldherrn bezahlen konnte.“

„So schlug ich mich etliche Jahre herum, arbeitete, daß mir das Blut unter den Nägeln hätte hervorspringen mögen, sorgte und grämte mich, und wenn das Jahr zu Ende war, hatte ich doch nichts vor mich gebracht, als noch ein zwanzig Thaler Schulden.“

„Endlich dachte ich, du willst dir mehr Vieh anschaffen, daß du mehr Mist bekommst, und deinen Acker besser düngen kannst. Da fehlte es mir aber wieder an Stallung, weil meine Ställe nur auf eine kleine Wirthschaft eingerichtet waren. Was hatte ich zu thun? ich bauete noch einen großen Schafstall, und machte auch den Kühstall größer. Das kostet wieder 234 Gulden, die ich borgen mußte. Auf die Art hatte ich wieder jährlich elf Gulden vierzehn Groschen acht Pfennige Interessen jährlich mehr zu bezahlen, ohne was noch die Reparaturkosten waren. Der Stall stand nun da, aber — da fehlte es mir wieder an Vieh. Hatte ich A gesagt, so mußte ich auch B sagen, und noch achtzig Gulden borgen, um mir ein paar Stück Rindvieh und ein Stämmchen Schafe anzuschaffen. Ich that es, und bekam wieder vier Gulden jährliche Interessen mehr. Von den paar Stücken Vieh mußte ich also fünfzehn Gulden fünfzehn Groschen acht Pfennige Interessen jährlich bezahlen. Wo sollte das herkommen? Wenn ich auch wirklich von Wolle, Milch und Butter so viel gelöst hätte, was half mir's denn? ich mußte ja alles wieder an die Schuldherrn bezahlen.“

„Aber das ist noch nicht alles, nun fehlte es mir wieder an Fütterung. Meine Aecker waren ausgemergelt, die

Wiesen waren hungrig, und das Futter, das von dem Dunge wachsen sollte, den ich darauf führen wollte, konnte ich dem Vieh noch nicht geben. Da hatte ich nun wieder Noth. Das Vieh fiel zusammen, zwei Schafe gaben kaum so viel Wolle, und zwei Kühe so viel Milch, als ein anderer von einem Schafe und einer Kuh bekam. Kriegten die Schafe Lämmer, so krepirte die Hälfte davon. Kurz ich arbeitete und macerirte mich ab, und was ich erwarb, mußte ich an die Schuldherren bezahlen.“

„Ich dachte, ich wollte es erzwingen, und wollte es erzwingen, aber es ging nicht. Dreißig Jahre lang brachte ich unter Arbeit, Angst, Sorge und Kummer zu, und bekam alle Jahre mehr Schulden. Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten, die Schuldherren wollten bezahlt sein, sie verklagten mich, es kam zum Concurse, und nun ging Haus, Hof, Acker, Vieh, Summa Summarum alles fort, und ich behielt nichts, als was ich auf dem Leibe hatte. Da habe ich also mein Lebelang mich gemartert und geplagt, und muß im Alter mit meiner Frau die größte Noth leiden. Mein Sohn ist unter die Kaiserlichen gegangen, und steht jetzt in Dresden gegen die Preußen, und die Tochter hat einen lieberlichen Mann bekommen, und kann mir mit nichts helfen, weil sie selbst die Sonne mehr, als das liebe Brod, im Hause hat.“

„Drum sage ich allen jungen Leuten, was ihr thut, fangt nur fein klein eure Haushaltung an! wer klein anfängt, hört groß auf, wer aber gleich ein großer reicher Mann werden will, der besteht gemeiniglich am Ende mit Schimpf und Schande.“

So weit sprach der alte Mann.

Da er aufgehört hatte, zu reden, legte ich den Kopf in

die Hand, sah gerade vor mich hin, und sprach kein Wort. Ich glaube ich säße noch da, wenn mich Rebekchen nicht bei den Ohren gezupft und gerufen hätte: „Klinge, was fehlt dir denn? ich glaube du träumst?“

„Ich träume gar nicht,“ war meine Antwort, „ich habe nur meine Gedanken darüber, wie einem doch der liebe Gott alles wieder vergelten kann, was man an einem andern Gutes thut. Ich habe dem guten Manne aus gutem Herzen ein paar Bissen Brod vorgeseht, und er hat es mir tausendfältig wieder bezahlt.“

„Wie denn so?“ fragte der Alte lächelnd, „das sollte mir ja herzlich lieb sein.“

„Das will ich Ihm sagen,“ war meine Antwort. „Ich war gerade auf dem Wege, auf dem Er gegangen ist; es sind jetzt zwanzig Acker in unserm Dorfe zu verkaufen, auf die wollte ich bieten, und das Geld dazu borgen. Da hätte mir's ja eben so gehen können, wie Ihm. Nun werde ich es aber wohl bleiben lassen. Hör Er, lieber Mann, womit kann Ihm denn geholfen werden?“

„Du lieber Gott!“ sagte er, „mir kann mit nichts geholfen werden. Wenn der Mensch einmal von Kräften ist, so ist alle Hülfe aus. Mein bester Helfer ist der Todtengräber. Wenn ich nur noch so viel zusammen bringen könnte, daß ich im Stande wäre, mir eine Siege und ein paar Stühner zu kaufen, daß ich doch nicht immer das liebe trockene Brod essen dürfte!“

Da er das gesagt hatte, ging er mit nassen Augen fort, bedankte sich bei mir, und ich bedankte mich bei ihm.

Sobald er fort war, sagte ich zu Rebekchen: „Der Mann hat mir heute wenigstens tausend Thaler gekostet.“

Wenn wir ihm doch wieder helfen könnten! weißt du nicht, ob eine Siege im Dorfe zu verkaufen ist?"

„Die weiß ich wohl,“ antwortete sie, „meine Ruhme Anne Christine hat eine zu verkaufen.“

Sogleich nahm ich Rebekchen bei der Hand, ging mit ihr zu der Ruhme Anne Christine, kaufte die Siege für drei Thaler, und noch vier Hühner und einen Hahn, zusammen für einen Gulden, dazu. „Nun,“ sagte ich, „herzallerliebste Rebekchen, thue mir doch den einzigen Gefallen, und geh mit mir nach des alten Mannes Hause! trage du die Hühner, ich will die Siege führen. Besser können wir den heutigen Tag nicht anwenden, als wenn wir dem armen alten Manne diese Freude machen.“

Rebekchen war gleich bei der Hand. Wir marschirten mit der Siege und den Hühnern nach des Mannes Dorf zu, fragten sein kleines Hüttchen aus, und weil die Frau nicht zu Hause war, schlichen wir uns in den Hof, banden die Siege in den Stall, steckten die Hühner dabei, riegelten zu und liefen fort.

Auf dem Wege begegnete uns der Alte, und fragte, wo wir gewesen wären? „Wir haben uns eine Motion gemacht,“ antwortete ich, und wünschte ihm eine gute Nacht.

Du lieber, barmherziger Gott! in meinem Leben vergesse ich die Freude nicht, die ich mit den paar Thalern angerichtet hatte. Gleich den andern Tag, da ich eben mit Rebekchen an die Arbeit gehen wollte, pochte Jemand an die Thür. Ich sah hinaus — da stand der alte Mann mit seiner Frau da und weinten. „Tausend, tausend Dank,“ sagten sie, „für die Barmherzigkeit, die Ihr an uns geschenkt habt!“

Ich stellte mich fremd und sagte, ich wüßte nicht, was sie haben wollten. Sie blieben aber dabei, die Siege und die Hühner, die sie im Stalle gefunden hätten, wären vom mir. Am Ende drückte er mir die Hand und sagte mit nassen Augen: „Kluge! denkt an mich, wenn es Euch und Euern Kindern wohl geht, so habt Ihr es an mir verdient. So oft ich Milchsuppe oder ein Ei esse, will ich mit meiner Frau für Euch beten.“

Da er fort war, fiel mir Rebekchen um den Hals, schluchzte und sagte: „Ach du lieber Mann, was hast du mir für Freude gemacht! wenn wir gestern Gebratenes und Gefottenes gehabt, und getanzet und geschwärmt hätten, so wäre jetzt alles vorbei. Aber die Freude, die Freude, die wir den alten Leuten gemacht haben, die vergesse ich in meinem Leben nicht.“

Nach der Zeit ging der alte Mann noch etliche Mal durch unser Dorf, und lächelte allemal, wenn er unser Haus sah. Ach und das erfreute uns doch gar zu sehr, wenn wir den Mann so lächeln sahen.

Ungefähr nach fünf Jahren löste ihn der liebe Gott auf. Weiß Er wohl, was sein letztes Wort war? „Lieber Gott, segne Klugen und seine Frau!“

Doch wieder auf unsere Haushaltung zu kommen. Da ich mit meiner Frau von der Arbeit nach Hause ging, discurrirten wir noch eines und das andere über den alten Mann. „Rebekchen!“ sagte ich, „wenn wir gestern geschwärmt hätten, so hätte es uns wenigstens zwanzig Thaler gekostet, die haben wir nun noch im Beutel. Vier Thaler haben wir an den guten Mann gewandt, und uns damit eine große Freude gemacht; laß uns doch die übrigen sechszehn Thaler eben so gut anwenden!“

Ich dachte nun an nichts, als wie ich die sechzehn Thaler, die ich von meiner Hochzeit erspart hatte, recht gut anwenden wollte. Rebekchen that mir allerlei Vorschläge, bald wollte sie, ich sollte Schafe, bald eine Kuh oder ein Füllen dafür kaufen. Sie gefielen mir aber alle nicht. „Rebekchen,“ sagte ich, „meine Meinung ist die: erst Futter, hernach das Vieh! Was hilft's uns denn, wenn wir so viel Vieh aufstellen, und haben hernach kein Futter? da machen wir uns ja nichts als Kummer und Sorgen. Ich dachte, wir kauften uns ein Stückchen Land für das Geld, da hätten wir ein ewiges Andenken an unsern Hochzeittag. Wenn wir hernach Kinder bekämen, so führten wir sie auf das Plätzchen, machten uns manchmal des Sonntags da ein Vergnügen und sagten: seht, ihr lieben Kinder, das Plätzchen haben wir uns dadurch erworben, daß wir den Tag nach unserer Hochzeit nicht schwärmeten.“

Rebekchen wurde roth, da ich von Kindern sprach, und sagte: „Warum denn nicht gar Kinder? damit hat's gute Wege!“

„Närrchen,“ sagte ich, „du wirst es schon näher geben.“ Und so ließen wir die Sache für diesmal sein. Den andern Morgen brachte sie ein Keffelchen voll Kaffee, und ein Töpfchen mit Eiermilch. Das tranken wir denn zusammen, schwatzten und lachten.

„Rebekchen,“ sagte ich endlich, „dein Kaffee hat mir vortrefflich geschmeckt, das muß ich sagen. Aber — aber — aber —“

„Nu, was denn?“ fragte sie, „was willst du denn mit deinem Aber?“

„Aber,“ sagte ich, „wenn wir alle Tage Kaffee trinken wollen, so werden wir keine Seide dabei spinnen.“

„Ich glaube, du bist nicht geschmeid,“ fuhr sie fort, „du willst mir auch ein paar Schalen Kaffee nicht gönnen? es ist ja nichts wohlfeiler, als Kaffee.“

Kl. „Ich rede jetzt gar nicht von den Kosten, liebes Rebekchen, aber Kaffee ist nun einmal für uns Bauersleute nicht. Wir müssen schwere Arbeit thun, und brauchen Kräfte, und Mark in den Knochen. Was will denn das warme dünne Zeug für Kräfte geben? Besser ist für uns ein tüchtig Stück Butterbrod.“

R. „Ich lobe mir Kaffee.“

Kl. „Und bedenke nur die Zeit, die damit zugebracht wird, eine halbe Stunde geht über dem Kochen, und eine halbe Stunde über dem Trinken hin.“

R. „Das hätte ich doch, meiner Treue, nicht von Klugen gedacht, daß er so ein Erbsenzähler wäre. Das wird eine liebliche Ehe werden, daß Gott erbarme!“

Kl. „Aergere dich doch nur nicht, liebes Kind, laß mich doch nur erst ansprechen. Bedenk einmal, wenn wir täglich eine Stunde mit dem Kaffee zubringen, das macht die Woche, den Sonntag nicht mit gezählt, sechs Stunden, das sind monatlich, wenn ich den Monat nur zu 4 Wochen rechne, 24 Stunden, das macht jährlich 288 Stunden, in 10 Jahren 2880, in 20 Jahren 5760 Stunden. Wenn wir also 20 Jahre bei einander gelebt haben, so haben wir 5760 Stunden mit dem Kaffee zugebracht.“

R. „Ei was, ich lasse mir meinen Kaffee nicht nehmen.“

Kl. „Ich will dir ihn ja auch nicht nehmen, ich

wünsche, daß du ihn von selbst lassen mögest. Sage mir nur, habe ich Recht oder habe ich Unrecht?“

K. „Wenn ich gewußt hätte, daß du so ein Knicker wärest, nimmermehr hätte ich“ — Hier fing sie an zu weinen, daß ihr die Thränen über die Backen rollten.

„Aha!“ dachte ich, „das Ding geht schief. Wenn du das ausdisputiren wolltest, so könnte der heutige Tag mit Saufen hingehen, und wir würden am Ende gar uneins.“ „Laß es gut sein,“ sagte ich, „liebes Rebekchen! ich will dir deinen Kaffee gern lassen, sei auch nur sein freundlich, und mach mir nicht so ein böses Gesicht.“

Den andern Tag machte sie wieder Kaffee, unter der Zeit, daß sie in der Küche war, bestrich ich ein Stück Brod mit Butter, aß es, ging hernach in den Hof, und fing eine Arbeit an, die ich Ihm doch ausführlich erzählen muß. Seh' Er, in unserm Dorfe ist, seit dem dreißigjährigen Kriege, und noch länger, der Gebrauch gewesen, daß jeder Bauer in seinem Hofe einen Abzug machte, daß die Brühe vom Miste, wir nennen sie bei uns Jauche, sein abfließen konnte. In meinem Hofe fand ich auch so einen Abzug. Da kam ich nun her und grub in den Abzug ein tiefes Loch, setzte ein Faß hinein, und trat zu beiden Seiten die Erde fest an, daß nun die Jauche alle in das Faß fließen mußte. Da ich bald damit fertig war, rief mich meine Frau zum Kaffee.

„Ich trinke keinen Kaffee,“ sagte ich, „trink du ihn in Gottes Namen allein!“

Da schlug sie die Thüre zu, und ich machte mein Faß fertig. Zu Mittag war es voll gelaufen, da schöpfte ich es aus, und begoß den Mist damit, damit er die gehörige Fruchtigkeit behielte.

Den folgenden Tag rief mich Rebekchen nicht zum Kaffee, trank ihn allein, und ich schöpfte unter der Zeit mein Faß aus. Da ich eben damit fertig war, kam sie zu mir und hatte ein paar tiefe Runzeln über der Stirne.

„Das wird,“ dachte ich, „gut gehen.“

„Aber,“ sprach sie, „sag’ mir nur, Kluge, was du für albernes Zeug machst?“

„Nichts weiter,“ antwortete ich, „als daß ich den Mist mit der Jauche begieße.“

Da stellte sie die Arme in die Seite, schlug ein helles Gelächter auf, und sagte: „Ich glaube, es ist mit dir nicht richtig unter der Mühe. Andere Leute sind froh, wenn sie die Jauche aus dem Hofe haben, und du trägst sie wieder hinein, wenn sie abfließen will. Wozu soll denn das Zeug nützen?“

„Sag’ mir einmal,“ fragte ich, „was ist denn das Beste am Kaffee? das Wasser, das davon abgegossen wird, oder der Saß?“

„Je, versteht sich,“ sagte sie, „das Wasser, das ich abgieße.“

„Und was ist denn das Beste am Bier? die Trebern oder das Bier, das darüber gelaufen ist?“

„Je freilich,“ war ihre Antwort, „das Bier.“

„Nun sieh, Nürchen,“ war meine Antwort, „so ist’s gerade auch mit der Jauche und dem Miste. In der Jauche steckt die beste Kraft, und der Mist ist nichts als der Saß und die Trebern. Wenn also die Leute die Jauche aus dem Hofe laufen lassen, so kommt es mir eben so vor, wie wenn man den Kaffee und das Bier wegschütten wollte.“

„Ha! ha! ha! ha!“ lachte sie, und lief fort.

Sie mochte wohl, wie es manche Weiber an der Art

haben, von dem Vorfalle gegen ihre Ruhme, Annen Kathrinen, Eve Sabinen, und wie die Ruhmen alle heißen mochten, gesprochen haben. Es währte nicht lange, so wurde auf allen Bierbänken davon geredet, ich wurde ausgelacht, und, wenn die Nachbarn wo Fauche aus einem Hofe fließen sahen, so hatten sie ihren Spott damit und sagten, da fließt Kluge's Kaffee. Das ist von der Zeit an zum Sprichworte geworden, drei Meilen weit heißt auf allen Dörfern die Fauche, Kluge's Kaffee.

Ich kehrte mich nun nicht dran, sondern sammelte Fauche fort, nach wie vor. War das Wetter naß, und das Gras war noch nicht groß, so begoß ich den Grasegarten damit, und dachte, „was gut ist, das ist gut und bleibt gut, wenn auch hunderttausend Narren darüber lachten.“

Was mich am meisten verdroß, das war, daß Rebekchen gar nicht mehr so freundlich mit mir that, als sonst. Ich that ihr alles zu Liebe, was ich konnte und wußte, es half alles nichts. Viel gute Worte mochte ich auch nicht geben, denn ich merkte, daß ich nicht viel ausrichtete.

Einmal hatte ich aber eine gar herzliche Freude. Da sie sich des Morgens anzog, merkte ich, daß sie weinte. „Fehlt dir was, Rebekchen?“ fragte ich. Wohl zehnmal ließ sie sich fragen, ehe ich ein Wort aus ihr brachte. Endlich fiel sie mir um den Hals, schluchzte und sagte: „Willst du mich wieder lieb haben, Kluge? willst du mich wieder lieb haben? Ich weiß, ich bin bisher nicht gut gewesen, aber ich will besser werden, darauf kannst du dich verlassen. Ich will auch keinen Kaffee mehr trinken.“

„Wie kommt's denn,“ fragte ich, „daß du auf einmal *anderes* Sinnes geworden bist?“

„Das will ich dir sagen,“ antwortete sie, „ich habe seit gestern in unserm Garten gegraset. Da sah ich nun, daß auf dem Fleck, den du mit Jauche begossen hast, noch einmal so viel Gras wuchs, als auf andern, die du nicht begossen hattest. Da dachte ich, das hat alles dein Mann dir verschafft, unter der Zeit, da du Kaffee trankst. Da jammerte es mich — lieber Mann — ich will keinen Kaffee mehr kochen, ich will dir gerne helfen, sag' mir nur, was ich thun soll?“

Ein gut Wort findet eine gute Statt. Das traf hier recht ein. Rebekchen hatte mir das Herz so weich gemacht, daß ich alles, was zwischen uns vorgefallen war, vergab und vergaß, sie in den Arm nahm, und ihre Augen trocknete.

Endlich sagte ich: „Jetzt habe ich allein in der Kaffeestunde gearbeitet, und du hast schon so vielen Nutzen davon gehabt — was wird's erst werden, wenn du mir hilfst. Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, kurz, was dein Herz begehrt, das wollen wir im Ueberflusse bauen, wenn du nur mir helfen willst, unter der Zeit, da andere Kaffee trinken.“

Da mir nun meine Frau beistand, so ging alles noch einmal so gut. Ich überließ ihr das Ausschöpfen der Jauche, und ich nahm eine andere Arbeit vor. Erst machte ich, mit dem Jungen, den der gnädige Herr zu mir gethan hatte, eine Grube. Da das geschehen war, ging ich alle Morgen, die Gott ließ werden, mit ihm auf das Feld, und ließ ihn zusammenfahren alles, was andere Leute nicht haben wollten. Sahen wir wo einen Haufen Quecken oder anderes Unkraut liegen, so wurde es aufgeladen und nach Hause gefahren, Disteln, Nesseln und andere Pflanzen, die

Niemandem etwas nützen, wurden abgehauen und dazu gepackt. Das Laub, das im Herbst der Wind von den Bäumen fährt, wurde auch eingesammelt. Vor allen Dingen ging ich aber darauf aus, Rasenstücke zu bekommen. Traf ich wo Rasenstücke an, wo ich, ohne Jemandem Schaden zu thun, den Rasen ausstechen konnte, so that ich es, packte es meinem Stephan, so hieß der Junge, der bei mir war, in die Karre, und ließ es ihn nach Hause fahren.

Das Alles wurde nun in die Grube geworfen und zusammen getreten. Da die Grube voll war, so schaffte ich noch einen Haufen drauf, halb so hoch als ich, und ließ es ebenfalls mit der Jauche begießen.

Im andern Jahre machte ich noch eine Grube daneben, im dritten wieder eine. Unter der Zeit war der erste Haufen durch und durch vermodert, und ich konnte ihn zur Düngung auf den Acker führen.

Auf die Art hatte ich mir eine Menge Düngung, ohne Vieh, eingesammelt, ehe ich noch Aecker hatte.

Damit habe ich mir einen erstaunlichen Vortheil verschafft. Insgemein kauft man erst den Acker, hernach sorgt man für Düngung; auf diese Art wird der Acker ein paar Jahre ausgemergelt, und man hat hernach seine Noth, ihn in Ordnung zu bringen. Ich kehrte es aber um, und sorgte erst für Düngung, hernach für Aecker. Da ich nun Aecker bekam, so konnte ich sie sogleich verbessern, und erntete gemeinlich noch einmal so viel ein, als andere Leute. Wenn ich hernach so große Fuder voll Getreide nach Hause führen konnte, so hatte ich oft meinen Spaß und sagte zu meiner Frau: „Sieh, Rebekchen, das sind die Früchte von der guten Anwendung der Kaffeestunde.“

Nach der Zeit, da mir der liebe Gott Kinder bescherte,

hatten meine Frau und ich in der Kaffeestunde so viel mit den Kindern zu thun, daß wir uns mit Aufgießung der Sauche nicht mehr abgeben konnten. Die Sache unterblieb aber deswegen doch nicht. Stephan mußte sie nun treiben, und, wie meine Kinder groß wurden, stellte ich eins nach dem andern an.

Weil ich einmal auf die Kinder zu reden komme, so muß ich doch auch etwas davon erzählen. In meinem Dorfe war es so Mode, daß ein Paar Eheleute selten mehr als zwei Kinder bekamen. Es mochte wohl seinen besondern Grund und Ursache haben. Kam das dritte, so dachten sie schon, sie müßten verhungern. Bescherzte der liebe Gott aber gar das vierte, so wollten sie den Kopf wider die Wände rennen. Das ist mir nun immer lächerlich gewesen, und ich habe geglaubt, jedes Kind, das man bekäme, wenn es sonst wohl gerathe, wäre untern Brüdern zweitausend Thaler werth.

Doch zur Sache zu kommen! Da ich Rebekchen ungefähr zwei Monate gehabt hatte, merkte ich, aus verschiedenen Umständen, daß sie schwanger war.

Ich kann gar nicht sagen, wie mir dazumal zu Muthe war, wenn ich mir so recht vorstellte, nun bist du bald Vater! Wo ich ging und stand, war es mir, als wenn ich mein Kind vor mir sähe, es auf den Armen trüge und mit ihm spielte.

Da ich einmal vom Felde nach Hause kam, und es mir recht sauer hatte werden lassen, fiel mir eine Predigt ein, die unser lieber Herr Pfarrer von der Kinderzucht gehalten hatte, in der er ungefähr so redete:

„Meine lieben Freunde, ich sehe euch oft zu, wie sauer ihr es euch bei eurem Ackerbau werden lasset, und freue

Kinder bekommt, die ihm alle Lebensfreuden verbittern? Was ihr bei der Erziehung der Kinder beobachten müßt, das will ich euch alles nach und nach sagen, ihr könnt auch viele Fehler, die bei derselben gewöhnlich sind, aus dem sogenannten Krebsbüchlein, oder der Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder, lernen. Was ihr aber zur Erhaltung der Gesundheit des Kindes vor und nach der Geburt beobachten müßt, das kann ich euch auf der Kanzel nicht wohl sagen, weil hier viele ledige Personen sich befinden, vor welchen man von dergleichen Sachen nicht wohl sprechen kann. Ich wünsche aber, daß doch alle Eheleute das Buch lesen möchten, das den Titel hat: Anführung des Landvolks zu der körperlichen Erziehung der Kinder, von Johann David Busch. Da würdet ihr gar manches finden, das euch zu wissen nöthig wäre.“

An diese Predigt erinnerte ich mich nun so lebhaft, wie wenn sie gestern wäre gehalten worden. Den andern Tag trug ich ein paar Pfund Butter und eine Mandel Eier nach der Stadt, nahm ein paar Groschen von dem Gelde, das ich dafür löste, und kaufte in der Buchhandlung das Buch von Herrn Busch, das uns der Herr Pfarrer so gelobt hatte.

Den nächsten Sonntag, nach beiden Kirchen, las ich es vom Anfange bis zum Ende durch, und war nun weit klüger in Ansehung des Ehestands, besonders auch deswegen, weil mir der Herr Pfarrer eines und das andere darüber gesagt hatte.

Den folgenden Morgen nahm ich mein Rebeckchen in den Arm und sagte: „Du kannst nicht glauben, Rebeckchen,

Niemandem etwas nützen, wurden abgehauen und dazu gepackt. Das Laub, das im Herbst der Wind von den Bäumen fährt, wurde auch eingesammelt. Vor allen Dingen ging ich aber darauf aus, Rasenstücke zu bekommen. Traf ich wo Rasenstücke an, wo ich, ohne Jemandem Schaden zu thun, den Rasen ausstechen konnte, so that ich es, packte es meinem Stephan, so hieß der Junge, der bei mir war, in die Karre, und ließ es ihn nach Hause fahren.

Das Alles wurde nun in die Grube geworfen und zusammen getreten. Da die Grube voll war, so schaffte ich noch einen Haufen drauf, halb so hoch als ich, und ließ es ebenfalls mit der Jauche begießen.

Im andern Jahre machte ich noch eine Grube daneben, im dritten wieder eine. Unter der Zeit war der erste Haufen durch und durch vermodert, und ich konnte ihn zur Düngung auf den Acker führen.

Auf die Art hatte ich mir eine Menge Düngung, ohne Vieh, eingesammelt, ehe ich noch Acker hatte.

Damit habe ich mir einen erstaunlichen Vortheil verschafft. Insgemein kauft man erst den Acker, hernach sorgt man für Düngung; auf diese Art wird der Acker ein paar Jahre ausgemergelt, und man hat hernach seine Noth, ihn in Ordnung zu bringen. Ich kehrte es aber um, und sorgte erst für Düngung, hernach für Acker. Da ich nun Acker bekam, so konnte ich sie sogleich verbessern, und erntete gemeinlich noch einmal so viel ein, als andere Leute. Wenn ich hernach so große Fuder voll Getreide nach Hause führen konnte, so hatte ich oft meinen Spaß und sagte zu meiner Frau: „Sieh, Rebekchen, das sind die Früchte von der guten Anwendung der Kaffeestunde.“

Nach der Zeit, da mir der liebe Gott Kinder bescherte,

hatten meine Frau und ich in der Kaffeestunde so viel mit den Kindern zu thun, daß wir uns mit Ausgießung der Jauche nicht mehr abgeben konnten. Die Sache unterblieb aber deswegen doch nicht. Stephan mußte sie nun treiben, und, wie meine Kinder groß wurden, stellte ich eins nach dem andern an.

Weil ich einmal auf die Kinder zu reden komme, so muß ich doch auch etwas davon erzählen. In meinem Dorfe war es so Mode, daß ein Paar Eheleute selten mehr als zwei Kinder bekamen. Es mochte wohl seinen besondern Grund und Ursache haben. Kam das dritte, so dachten sie schon, sie müßten verhungern. Bescherzte der liebe Gott aber gar das vierte, so wollten sie den Kopf wider die Wände rennen. Das ist mir nun immer lächerlich gewesen, und ich habe geglaubt, jedes Kind, das man bekäme, wenn es sonst wohl gerathe, wäre untern Brüdern zweitausend Thaler werth.

Doch zur Sache zu kommen! Da ich Rebekchen ungefähr zwei Monate gehabt hatte, merkte ich, aus verschiedenen Umständen, daß sie schwanger war.

Ich kann gar nicht sagen, wie mir dazumal zu Muthe war, wenn ich mir so recht vorstellte, nun bist du bald Vater! Wo ich ging und stand, war es mir, als wenn ich mein Kind vor mir sähe, es auf den Armen trüge und mit ihm spielte.

Da ich einmal vom Felde nach Hause kam, und es mir recht sauer hatte werden lassen, fiel mir eine Predigt ein, die unser lieber Herr Pfarrer von der Kinderzucht gehalten hatte, in der er ungefähr so redete:

„Meine lieben Freunde, ich sehe euch oft zu, wie sauer ihr es euch bei eurem Ackerbau werden lasset, und freue

mich darüber. Denn wer seinen Acker fleißig bearbeitet, der wird auch gute Ernten halten. Aber dann wünsche ich auch, daß ihr eben so viele Mühe auf die Erziehung eurer Kinder wenden möchtet, und werde sehr betrübt, wenn ich sehe, daß ihr euch um den ausgebreiteten Hafer bekümmert, und nicht denkt an das Kleine, Verborgene, das die Mutter unter dem Herzen trägt; daß ihr um die aufgegangne Saat immer besorgt seid, und eure Kinder ganz vernachlässigt. Ich bitte euch um Gottes willen, lieben Leute, bedenkt doch, was ihr thut! ein einziges wohlgerathenes Kind, eine gesunde, fleißige, tugendhafte Tochter, die ihrer Mutter bei der Arbeit beisteht, ein einziger, wohlgerathener Sohn, der den Vater unterstützt, macht ja mehr Freude, als der schönste Weizen- oder Haferacker. Im Segentheile, wenn nun ein Kind krank, gebrechlich oder böse ist, so habt ihr ja davon so viel Verdruß, daß ihr an allen euern Gütern keine Freude mehr habt. Diesen Verdruß wollt ihr doch nicht haben, gesunde, fleißige, tugendhafte Kinder wünscht ihr euch doch, nun so laßt es euch doch angelegen sein, daß ihr diese Freude erlebt! Wenn ihr diese Freude haben wollt, so müßt ihr für eure Kinder schon sorgen vor der Geburt, bei der Geburt und nach der Geburt, und wenn sie anfangen größer zu werden. Lieben Freunde, ich bitte euch, bedenkt einmal, was ihr von einem Manne halten würdet, der aus der Stadt zu uns zöge, und sich Acker kaufte, sie mit Getreide besäete, und vom Ackerbaue gar nichts verstünde? Aber handeln dann die vernünftiger, die Weiber nehmen, Kinder zeugen, und von der Kinderzucht gar nichts wissen? Ist's denn hernach zu verwundern, wenn der eine seine Frau bei der Geburt *verfert*, der andere elende Kinder, der dritte gottlose

Kinder bekommt, die ihm alle Lebensfreuden verbittern? Was ihr bei der Erziehung der Kinder beobachten müßt, das will ich euch alles nach und nach sagen, ihr könnt auch viele Fehler, die bei derselben gewöhnlich sind, aus dem sogenannten Krebsbüchlein, oder der Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder, lernen. Was ihr aber zur Erhaltung der Gesundheit des Kindes vor und nach der Geburt beobachten müßt, das kann ich euch auf der Kanzel nicht wohl sagen, weil hier viele ledige Personen sich befinden, vor welchen man von dergleichen Sachen nicht wohl sprechen kann. Ich wünsche aber, daß doch alle Eheleute das Buch lesen möchten, das den Titel hat: *Anführung des Landvolks zu der körperlichen Erziehung der Kinder*, von Johann David Busch. Da würdet ihr gar manches finden, das euch zu wissen nöthig wäre.“

An diese Predigt erinnerte ich mich nun so lebhaft, wie wenn sie gestern wäre gehalten worden. Den andern Tag trug ich ein paar Pfund Butter und eine Mandel Eier nach der Stadt, nahm ein paar Groschen von dem Gelde, das ich dafür löste, und kaufte in der Buchhandlung das Buch von Herrn Busch, das uns der Herr Pfarrer so gelobt hatte.

Den nächsten Sonntag, nach beiden Kirchen, las ich es vom Anfange bis zum Ende durch, und war nun weit klüger in Ansehung des Ehestands, besonders auch deswegen, weil mir der Herr Pfarrer eines und das andere darüber gesagt hatte.

Den folgenden Morgen nahm ich mein Rebeckchen in den Arm und sagte: „Du kannst nicht glauben, Rebeckchen,

was ich für eine Freude habe, daß wir nun bald ein Kind bekommen sollen.“

„Ich freue mich auch nicht wenig drauf,“ sagte sie, „der liebe Gott helfe mir nur glücklich durch und gebe, daß es gesund und gerade zur Welt kömmt.“

„Und daß es ein gutes frommes Kind werde,“ antwortete ich. „Der liebe Gott wird das Seinige thun, laß uns nur auch thun, was chrisliche Eltern thun müssen. Von heute an darfst du nun keine Jauche mehr anstragen und über dich auf den großen Haufen gießen, das will ich oder Stephan thun. Du darfst auch gar nichts Schweres mehr heben. Du könntest dir sonst leicht Schaden thun, und es könnte dir unrichtig gehen. Ferner, willst du denn lieber ein recht munteres, gutes Kind, oder ein Kind, das immer murret, brummt und schimpft?“

„Je Märchen,“ sagte sie, „freilich ein munteres, gutes Kind.“

„Nun,“ fuhr ich fort, liebes Rebekchen, so mußt du auch sein munter und gut sein. Du hast bisher die Gewohnheit gehabt, daß du bisweilen tagelang murrtest; wenn ich dir da und dort eine gute Lehre gab, so sagtest du, du bist nicht geschaidt, du bist ein Narr, es ist mit dir nicht richtig unter der Mühe — wenn du das Ding so fortsethest, so wird dein Kind eben so, es murr und brummt und schimpft — das Sprichwort ist wahr und bleibt wahr: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“

Rebekchen spannte gewaltig auf, da ich das sagte. „Sollte denn das so viel schaden?“ fragte sie. „Das wollte ich meinen,“ war meine Antwort. „Das Kind, das du unter deinem Herzen trägst, das ist deine Frucht, so gut als der Apfel die Frucht des Baumes ist. Der Apfel zieht

seine Nahrung aus dem Baume, und das Kind von seiner Mutter. Wenn du den Baum schüttelst, oder wenn der Sturm ihn umherstößt, so bewegt sich auch der Apfel. Nun kömmt mir der Born bei dem Menschen gerade so wie der Sturm vor. Er durchschüttelt den ganzen Körper. Ist's nicht wahr, wenn du dich ärgerst, so fühlst du es im ganzen Leibe? Alle Glieder zittern dir? Nun bedenke einmal, was dein armes Kind leiden muß, wenn es so durchschüttelt wird. Es muß sich ja im Mutterleibe ordentlich mit ärgern, und ist's hernach ein Wunder, wenn es boshaft und ärgerlich wird?"

"Du hast Recht, lieber Mann," sagte sie, „wenn ich's doch aber nur lassen könnte!“ „Es gibt sich Alles," sagte ich, „wenn du dir es nur recht ernstlich vornimmst, und allemal an deine Frucht denkst, wenn dir etwas nicht nach deinem Kopfe gegangen ist.“

Das Ding ging gut. Ich merkte, meiner Treue, daß sie von der Stunde an weit mehr auf sich Achtung gab, und nicht mehr so harte Worte brauchte, wie sonst. Kam ihr manchmal ja der Wurm in den Kopf, so sagte ich nur: „Rebekchen, schone dein unschuldiges Kind," damit war es gut.

„Halt," dachte ich, da ich dieß merkte, „heut ist es Zeit, deine Frau besser zu machen, und an dir selbst zu bessern.“ Denn gar richtig war es auch nicht mit mir. Wenn mich bisweilen der Born überfiel, so polterte ich auch oft Worte heraus, die ich hernach bereuete. Ich hielt also an mich, so viel ich konnte und wußte, und wenn mich manchmal die Hitze anwandelte, so dachte ich an das kleine Kind, und ich besann mich gleich eines andern. Ging es bisweilen im Hanshalte nicht, wie es gehen sollte, oder hatte dieß

und jener sich über uns aufgehalten, so nahm ich mich in Acht, daß ich ihr nichts davon zu Ohren brachte. Passirte hingegen was Gutes, so war Rebekchen immer die erste Person, die es erfuhr. Mit der Manier glückte es mir, daß ich sie immer bei guter Laune erhielt.

Besser hätte ich diese Zeit nicht anwenden können. Noch bis auf den heutigen Tag, da mein Kopf grau ist, habe ich es zu genießen. Ich bin Herr über meinen hitzigen Kopf geworden, meine Frau wurde nach und nach wie ein Lämmchen, und Kinder bekam ich, weiß der liebe Gott, so freundlich, wie die Engelchen. Alle Leute hatten ihre Freude dran, wenn sie sie sahen, und noch jetzt habe ich an nichts mehr Freude, als an meinen Kindern.

Bei dem allen gab es doch in der ersten Schwangerschaft meiner Frau noch manchen Vorfall. Da ging ich z. E. einmal auf den Abend vom Felde nach Hause, und hatte gearbeitet, daß ich vom Schweiß troff. Mag es sein, dachte ich, wenn dir Rebekchen ein freundliches Gesicht macht, so vergißt du in ein paar Minuten den ganzen sauren Tag.

Ich hatte mich aber dießmal erstaunlich verrechnet. Da ich wohl noch fünfzig Schritte vom Hause war, hörte ich einen abscheulichen Spektakel und Lärmen. Ich lief, was ich konnte, und machte die Thür auf — da stand nun Rebekchen, schimpfte wie ein Kohrsperling, und zitterte am ganzen Leibe.

„Was gibt's denn?“ fragte ich, „um Gottes willen, was gibt es denn?“

„Der infame Junge, der Stephan!“

„Was hat er denn gemacht?“

„Der Galgenstrick!“

„Sag' doch nur, was hat er denn gethan?“

„Ich wollte, daß du ihn nimmermehr in's Haus gebracht hättest!“

„Sag' doch nur, was er angerichtet hat?“

„Ich habe mich geärgert, daß mir alle Glieder zittern.“

„Das sehe ich wohl, aber was hilft denn der Wischwasch alle? Ich will wissen, was der Junge gemacht hat?“

„Er hat — er hat — der Galgenstrick, er hat meine beste Schüssel zerbrochen.“

Da war nun guter Rath theuer. In der Hitze war ich einmal. Hätte ich nun meinem hitzigen Kopfe gefolgt, so hätte ich entweder den Jungen durchgeprügelt, oder die Frau ausgescholten. Eins wäre so schlimm gewesen, als das andere. Zum Glück fiel es mir noch ein, daß ich in der Hitze war, und dachte, in der Hitze machst du nichts Kluges, machst lauter dumme Streiche.

Was hatte ich zu thun? ich ging in den Hof und schöpfte die Jauche aus. Während dem Ausschöpfen fühlte sich das Blut ein Bißchen ab, und ich kam auf das Pünktchen, wie ich die Sache eigentlich angreifen mußte. Gibst du der Frau Unrecht, dachte ich, so ärgert sie sich noch mehr; gute Worte helfen nichts, denn sie ist zu sehr in der Hitze. Willst du den armen Jungen prügeln, um einer lumpichten Schüssel willen, das wäre doch bei Gott nicht zu verantworten.

Ich setzte also meinen Eimer hin, ging zurück und traf nun Rebekchen in einem andern Zustande an. Sie schimpfte nicht mehr, aber sie weinte wie ein kleines Kind. „Arme Frau,“ sagte ich, „gib dich zufrieden! ich will den Stephan züchtigen, daß er an mich sein Lebelang denken soll. Jetzt bitte ich dich um alles, geh' nur mit mir aus dem Hause,

daß du den Jungen nicht mehr vor Augen siehst! du könntest ja von dem Uergernisse den Tod haben.“

„Den werde ich auch wohl haben,“ war ihre Antwort, und ich nahm ihre Hand und führte sie fort, immer auf's Feld hinaus. Es ist immer meine Art so gewesen, daß ich in's Freie ging, wenn ich mich über etwas geärgert hatte. Wenn ich da sahe, wie gut der liebe Gott alles gemacht habe, so vergaß ich drüber wie schlecht oft die Menschen ihre Sachen machen.

Wie gesagt, ich führte also meine Frau in's Freie, bedauerte sie, drückte ihr die Hände, und führte sie zu einem Kartoffelflücke, das ich gepachtet hatte. Eignen Acker hatte ich dazumal noch nicht.

Da ich zum Acker kam, sagte ich: „sieh, wie die Kartoffeln so schön stehen, sie sind so groß, daß wir heute schon eine Schüssel voll davon ausnehmen können. Ich hätte schon ein Gerichte davon ausgenommen, ich dachte aber, du willst es nicht thun, du willst Rebekchen dazu nehmen, daß sie deine Freude mit dir theilt. Nun komm her, ich will hacken, sammle du die Kartoffeln in deine Schürze.“

Ich machte also den Anfang, Rebekchen sammelte ein, und es ging alles nach Herzenswunsche. Rebekchen freuete sich über die Kartoffeln, und vergaß die zerbrochne Schüssel.

Auf dem Rückwege sprachen wir noch ein Langes und Breites über die Kartoffeln. Da ich nun merkte, daß meine Frau wieder bei guter Laune war, fragte ich sie: „Sag mir nun, wie viel war denn wohl die Schüssel werth, die der Stephan zerbrochen hat?“

„Achtzehn Pfennige,“ war ihre Antwort.

„Und wie hoch schätze ich wohl das Kind, das du unter deinem Herzen trägst?“

„Ach,“ sagte sie, „ich weiß wohl, wo du hin willst. Aus der Schüssel mache ich mir nichts, es ist mir aber nur so ärgerlich, daß der Junge so dumme Streiche macht.“

„Liebe Frau!“ fuhr ich fort, „hast du denn niemals eine Schüssel zerbrochen?“

Sie schwieg stille, und wir gingen ein Fleck fort, ohne ein Wort mit einander zu wechseln.

Da wir bald an unser Haus kamen, fragte ich meine Frau: „Nu wie sieht's? soll ich Stephanen recht durchprügeln?“

„Ach nein,“ antwortete sie, „thue es nicht, ich habe dem armen Schelm unrecht gethan. Ich weiß auch gar nicht, wie ich über so eine Lumperei so einen Lärmen habe anfangen können. Wenn es nur meinem armen Kinde nichts schadet!“

Ich dachte es wäre nun alles gut — aber siehe da, es kam ein neuer Umstand, der mir wieder eben so vielen Verdruß machte. Rebekken zankte nicht mehr, ereiferte sich nicht mehr, sie war aber beständig betrübt und hing den Kopf. Da ich sie fragte, was ihr denn nur fehle? so that sie einen tiefen Seufzer, und sagte: „Ach wenn mir der liebe Gott nur einmal glücklich durchgeholfen hätte! wenn ich nur ein gesundes und gerades Kind bekomme! wenn ich nur nicht zuviel anssehen muß!“

Ich suchte ihr die traurigen Gedanken auszureden — es half aber alles nichts. Immer ging sie vor sich hin und hing den Kopf.

Vor den Guckguck, dachte ich, was ist denn das? das Ding muß doch seinen Grund und Ursache haben? Sollte ihr denn etwa Jemand solche Grillen in den Kopf setzen?

Den folgenden Tag ging sie auf das Feld, und ich schlich

in der Entfernung ihr nach. Willst, dachte ich, doch sehen, ob du nicht herausbringen kannst, wer deine Frau so ängstlich macht.

Es währte nicht lange, so kam ich auf die Spur. Am Ende des Dorfs wohnte Frau Aennchen, eine alte Webermutter. Da meine Frau unter ihr Fenster kam, guckte sie heraus, und rief: „Guten Morgen Frau Klugin! wo denkt Sie denn hinaus? will Sie nicht ein Bischen herein kommen?“

Meine Frau ließ es sich nicht zweimal sagen, sie ging hinein, und ich — ich legte den Finger über die Nase, blieb stehen — sahe ein Paar Minuten gerade vor mich hin, dann ging ich wieder nach Hause, und dachte: halt! hier ist der Knoten. Wart Aennchen! wart Aennchen! ich will bald hinter dich kommen, daß du an mich denken sollst.

Da meine Frau nach Hause kam, seufzete sie nun wieder gar zu sehr; ich stellte mich aber immer wie der Dumme, wie wenn ich von gar nichts wüßte. Gegen das Ende der Woche aber nahm ich sie bei der Hand und sagte; „Rebekchen, du bist nun in den Umständen, und wir sind junge Leute, die von der Sache noch gar keine Erfahrung haben; es wäre doch wohl gut, wenn wir einen verständigen Menschen um Rath fragten. Da ist Frau Aennchen, das ist eine alte erfahrne Frau, wäre es nicht gut, wenn du sie einmal zu dir bätest, und wegen deiner Umstände recht ausführlich mit ihr sprächest?“

„Das ist,“ antwortete sie, „meine Meinung schon lange gewesen. Wenn du es zufrieden bist, so will ich sie bitten, daß sie den Sonntag nach zweien Kirchen zu mir kommt.“

Nun hatte ich, was ich haben wollte. Rebekchen bucht *segleich* ein Paar Kuchen, und den Sonntag war Frau

Kennchen da. Ich nahm ein Buch in die Hand, setzte mich hinter den Ofen, und stellte mich, als wenn ich läse. Im Anfange wisperte sie mit meiner Frau, nach und nach sprach sie stärker, und endlich, da das Maul recht in Gang gekommen war, sprach sie so laut, daß ich alle Worte verstehen konnte.

Ei du lieber Gott hörte ich da nicht Zeug, daß mir alle Haare zu Berge standen; von Wassernixen, die den schwangern Weibern nachstellten, und sie in's Wasser zögen; von Wechselbälgen und Kielkröpfen, die der Teufel, Gott sei bei uns, in die Wiegen legte, und die Kinder dafür mitnehmen; von Mißgeburten mit zwei Köpfen; von andern, die kein Maul, oder nur einen Arm, oder die Beine auf dem Rücken hätten; von Weibern, die sich an etwas versehen, und hernach ungestalte Kinder zur Welt gebracht haben; von schweren Geburten — kurz sie erzählte so viele schreckliche Historien, daß mir selbst hinter dem Ofen angst und bange wurde.

Eben wollte sie noch von einer Frau erzählen, der die Brust hatte müssen abgenommen werden, da zerriß mir die Geduld, ich kam hinter dem Ofen hervor, und sagte „Frau Kennchen, sagt mir doch einmal, warum erzählt ihr denn eigentlich alle die abscheulichen Historien?“

„Je nun,“ antwortete sie, „man muß doch etwas sprechen, daß die Zeit hingehet.“

„Nun,“ fuhr ich fort, „wenn Ihr weiter keine Absicht dabei habt, so braucht Ihr Euch keine Mühe mehr zu geben. Meine Frau hat bei mir noch keine Langeweile gehabt. Ist denn das aber auch erlanbt, und bei Gott zu verantworten, daß man einer armen Frau, die so ihre Schmerzen am Leibe hat, noch so schreckliche Sachen er-

zählt, daß sie allen Muth verlieret? *Wai!* schämt Euch in Euer Herz hinein! so eine alte Frau, die sollte doch so viel Verstand haben, daß sie wüßte, wie man mit einer schwangern Frau umgehen, und daß man ihr Trost und Courage einsprechen müsse.“

Sie wollte sich verantworten, ich ließ sie aber nicht zum Worte kommen, und sagte: „Was hilft das Schwätzen alles. Ihr habt durch Euer einfältiges Gewäsche meiner Frau so angst gemacht, daß sie auf keiner Stelle zu bleiben wußte. Was soll denn daraus werden? wenn sie jetzt schon so kleinmüthig ist, was soll es denn werden, wenn die Noth eintritt? Es wäre ja kein Wunder, wenn sie verzweifelte. Und daß Ihr es wüßt, ein vor allemal, ich leide es nicht mehr. Da habt Ihr Euer Stückchen Kuchen, geht Eure Wege, und kommt mir nicht eher wieder, bis ihr gerufen werdet.“

Sie ging fort, und brummte, so weit als ich sie hören konnte.

Nun machte ich mich an meine Frau. „Rebekchen,“ sagte ich, „du bist sonst eine kluge, verständige Frau, sag mir nur, wie du dich von der alten Klätscherin hast können bei der Nase herumführen lassen? Hast du nicht manchmal bei ihr gesteckt, wenn ich dachte, du wärest auf dem Felde? hab ich's errathen?“

„Je du lieber Gott,“ sagte sie, „wenn man in solchen Umständen ist, so will man doch Trost und Hülfe haben.“

„Das ist ein lieblicher Trost,“ fuhr ich fort. „Sonst warst du immer so eine muntere Frau, seitdem du aber den Trost bekommen hast, hängst du den Kopf und gehst herum, wie wenn dir die Hühner das Brod genommen hätten. Ein vor allemal, wenn ich dich lieb behalten soll,

so mußt du mir die Hand drauf geben, daß du keinen Schritt wieder zu der alten Klätscherin thun willst.“ Sie gab mir die Hand.

„Wollen wir nicht wieder zu unsern Kartoffeln?“ fragte ich sie.

„Wenn du mich mitnehmen willst,“ war ihre Antwort, „ich bin dabei.“

So gingen wir denn wieder auf's Feld, und, da wir zu dem Kartoffelstück kamen, holte ich ihr ein Paar von den Möhren, die ich am Ende des Ackers gesäet hatte, und tractirte sie damit.

Während dem Tractamente lenkte ich das Gespräch wieder auf die Mordgeschichte, die Aennchen erzählt hatte, und sagte: „Schlag dir alle die schrecklichen Dinge aus den Gedanken. Denn vieles davon ist erlogen. Daß die Wasser-^{ja}nixen die Weiber in's Wasser ziehen, und der Teufel die kleinen Kinder holen sollte, das glaubt heutiges Tages kein vernünftiger Mensch mehr. Wofür wäre denn der liebe Gott da, wenn man, auf seinen Wegen und in seinem Hause, vor dem Teufel keine Ruhe haben sollte? Was nun aber die Mißgeburten betrifft, so ist's wahr, man hat manchmal Exempel, daß welche auf die Welt kommen, aber das geschieht alle hundert Jahre einmal. Es werden doch das Jahr lang so viele Kinder in unserem Dorfe geboren, hast du denn noch eine einzige Mißgeburt darunter gesehen? Man hat auch Exempel, daß sich die Erde aufgethan und die Leute verschlungen hat. Wenn wir nun das immer uns vorstellen und denken wollten: ach du lieber Himmel! wenn nur die Erde nicht unter mir zerreißt, so würde man in seinem Leben nicht froh. Sei du nur ruhig. Gib Achtung, du bringst mir ein Kind, das so artig und wohl-

Seb. Kluge.

gebildet ist, wie die Mutter.“ Sie ~~schelte~~^{schelte}, da ich das sagte.

„Und,“ fuhr ich fort, „was die schweren Geburten, und das Abbläsen der Brüste betrifft, so laß dir beschweden auch keine ~~grane~~^{grane} Haare wachsen. Gar vielmal sind die Weiber selbst an den schrecklichen Schmerzen schuld, die sie ausstehen müssen. Sitze nur nicht zu viel, und ereifre dich nicht zu sehr, geh alle Tage in die frische Luft, und treib deine Geschäfte nach wie vor, nur nimm dich in Acht, daß du keine schweren Sachen hebest, so wird sich das übrige alles geben. Künftiges Jahr um diese Zeit, wenn wir wieder hier bei einander sitzen, und kriecht ein kleiner freundlicher Junge, oder ein kleines munteres Mädchen, vor dir herum, da wirst du dich selbst wundern, wie du dir so vergebliche Grillen hast machen können.“

„Ach du lieber Gott!“ seufzte sie.

„Warum seufzest du denn wieder?“ sagte ich. „Habe ich denn Recht oder Unrecht?“

„Du hast in allem Recht, lieber Mann,“ war ihre Antwort, „aber ich kann die gräßlichen Gedanken, die mir Menschen in den Kopf gesetzt hat, nicht wieder los werden. Sie stehen mit mir auf, und gehen mit mir zu Bette. Du hast gut reden. Wenn du in meinen Umständen wärest, so würdest du wohl ein andres Liedchen singen. Sonst war ich auch nicht so, seitdem ich aber in den Umständen bin, ist es mit mir ganz anders. Was ich mir einmal in den Kopf setze, das weicht und wankt nicht, das kann ich mir nicht wieder aus dem Sinne schlagen.“

Sie sagte mir das alles mit einem so treuherzigen Gesichte, daß ich ihr glauben mußte. Es wurde mir warm

um's Herze, und ich dachte bei mir selbst, was fängst du nur mit der Frau an!

Ich schwieg stille, legte den Kopf in die linke Hand, und mit der rechten spielte ich in meiner Tasche. Da fand ich ein Buch, das ich, seit meinem fünfzehnten Jahre, alle Sonntage bei mir zu tragen pflege, und das ich nur das Sonntagebüchelchen zu nennen pflege. In das Buch habe ich nun alle guten Verse geschrieben, die unser Herr Pfarrer in seinen Predigten aus der Bibel und aus guten Liedern anführte, und die ich in andern guten Büchern fand. Ich holte es heraus. Warum? weiß ich selbst nicht. Da ich nun so in dem Büchelchen herum blätterte, und mich über die schönen Verse freuete, die ich eingeschrieben hatte, kam ich auf einen Einfall, der hundert Thaler werth war. Ich stand auf, sagte zu meiner Frau, ich will noch ein paar Möhren holen, und, indem ich nach den Möhren ging, überlegte ich, wie ich die Sache recht klug anfangen wollte. Wenn deine Frau, dachte ich, die Gedanken nicht wieder los werden kann, die sie einmal sich in den Kopf gesetzt hat, so könntest du ja nicht besser thun, als wenn du ihr recht gute Gedanken in den Kopf brächtest.

Da ich also zurück kam, schabte ich ihr eine Möhre und sagte: „Da hast du was für deinen Magen. Willst du nicht auch etwas für's Herz, das deine Angst und Bangigkeit vertreibt?“

„Ach,“ sagte sie, „wenn du mir das geben könntest?“ „Hier habe ich es,“ antwortete ich, zeigte ihr mein Buch, und bat sie, daß sie sich einen Vers aussuchen möchte. Sie wählte den Vers:

„Kein Sperling fällt,
 Herr, ohne deinen Willen;
 Sollt dieß mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
 Daß deine Hand mein Leben hält?“

„Den Vers,“ sagte ich, „mußt du auswendig lernen, und, so oft du an Nixen, den Teufel, Mißgeburten, schwere Geburten, Ablösen der Brüste und andere dergleichen fürchterliche Sachen denkst, mußt du ihn überlegen. Da wird dir das Herzchen bald leichter werden.“

Das Mittel schlug vortrefflich an. Immer einen Tag um den andern mußte sie einen neuen Vers recht fest in die Gedanken fassen, und es währte nicht lange, so wurde sie wieder aufgeräumter.

Wer hätte das denken sollen, daß ich mit den Verschen, die ich als ein Mensch von fünfzehn bis sechszehn Jahren einschrieb, einmal meine Frau curiren würde!

Daß ich aber meine Rede nicht vergesse! Rebekchen mußte auf der Stelle den Vers: „Kein Sperling fällt,“ lernen und auswendig hersagen. Da sie ihn eben hersagte, rief Jemand hinter mir: „Ist die Ruhe gut?“

Ich sahe mich um, es war mein Nachbar Hans Jürge.

„Nun,“ fragte ich, „Nachbar Hans Jürge, wo gewesen? Hat Er auch Seinen Acker besehn?“

„Ja wohl,“ sagte er, und kratzte sich dazu hinter den Ohren. „Das sind Aecker, daß Gott erbarme! Nicht werth sind sie, daß man eine Hand dran legt. Nichts als Wähe und Arbeit habe ich damit, und wenn es an das Ernten geht, so ist's nichts und wird nichts. Das eine Stück Land ist thönigt und steinig, das andere ist beständig naß und feuchte. An solchem Lande arbeitet man ja seine Schande.“

„Wenn ich,“ war meine Antwort, „Ihm meine aufrichtige Meinung sagen soll, so ist alles Land gut, wenn nur die Menschen gut sind.“

„Wie versteht Er das? Glaubt Er, daß ich nicht gut bin.“

„Das will ich nun eben nicht sagen, meine Meinung ist nur die, daß man jedes Land, es sei, welches es wolle, durch Nachdenken und Fleiß verbessern könne.“

„Da bestre sich der Mensch müde; wenn Er so klug ist, so kaufe Er mir es doch ab und zeige Seine Kunst!“

„Ist's Spaß oder Ernst?“

„Bölliger Ernst. Wenn Er mitgehen will, so will ich Ihm den Acker zeigen.“

Ich ging mit, und meine Frau auch. Freilich sahen die Stücke nicht zum besten aus. Das eine lag eine halbe Stunde vom Dorfe, und war sehr naß, das andere lag gleich hinter dem Dorfe an einem Hügel, und bestand aus Thon und Steinen. Auf beiden stand das Getreide so jämmerlich, daß es sich kaum der Mühe lohnte, es abzumachen. Ich hatte aber einmal von dem gnädigen Herrn gehört, wenn man bei dem Acker etwas gewinnen wolle, so dürfe man nicht gutes Land, sondern müsse das schlechteste kaufen. Gute Aecker müsse man sehr theuer bezahlen, die schlechten könne man um ein Spottgeld bekommen, und nach etlichen Jahren müßten sie doch auch gut sein. Das fiel mir jetzt wieder ein.

„Wie hoch hält Er denn seine Aecker, Nachbar Hans Jürge?“ fragte ich.

„Wenn Er,“ war seine Antwort, „mir für jedes Stück 24 Thaler gibt, so soll Er sie haben. Da kommt der Acker 12 Thaler. Das ist ja ein Lumpengeld.“

„Morgen,“ fuhr ich fort, „soll Er die Antwort hab
So schieben wir von einander.“

Zu Hause sprach ich darüber noch vielerlei mit me
Frau, und ließ mir merken, daß mir das nasse Stück
liebsten wäre.

„Wenn ich dir meine Meinung sagen sollte,“ ant
tete meine Frau, „so nähmst du das nasse Stück u
Du bist ja sonst erstaunlich geizig mit der Zeit, nun
denk’ einmal, wie viele Zeit es kosten wird, wenn
nach dem weiten Stücke hin und her gehen wollen. (I
halbe Stunde hin, eine halbe Stunde her. Wenn wir
Getreide einführen wollen, und es kommt unterwegs
Regen, so wird es durchaus naß, ehe es in die Sch
kommt. Und wie viele Zeit werden die Mistfuhren i
nehmen!“

„Seht einmal an,“ antwortete ich, „über die I
Klugin! spricht sie doch, wie ein alter Verstand. E
wahr, wenn ich die Zeit zusammen rechne, die das I
und Hergehen und Fahren nach dem weiten Lande
Jahr hindurch wegnehmen würde, und was man in
Zeit arbeiten, und zu Stande bringen könnte, so sehe
ein, daß ich mir mehr schade als nütze, wenn ich das I
kaufen wollte. Es soll nicht geschehen, darauf kannst
dich verlassen.“

Den folgenden Tag ging ich hin zu Nachbar I
Jürgen. „Herr Nachbar,“ sagte ich, „ich bin kein Fre
von Weitläufigkeiten. Ich will Ihm geradezu sagen,
ich geben kann. Hier sind 16 Thaler, die ich von me
Hochzeit erspart habe. Will Er mir dafür das Stück
ter dem Dorfe lassen?“

Er wollte anfänglich nicht dran, bestand auf zwa

Thalern, und ließ mich wieder gehen. Gegen Abend aber kam er doch geschlichen und schloß den Handel mit mir.

Meine Frau mußte sogleich etwas zu essen herbei bringen, und ein paar Kannen Bier holen, und ich behielt ihn zu Tische. Da kamen wir nun in einen Discurs, der bis um 11 Uhr dauerte. Er klagte jämmerlich über böse Zeiten, Mißjahre, schwere Abgaben, Unglück in der Viehzucht und dergleichen.

Ich gab ihm allerlei gute Anschläge, wie er seine Weider, seine Viehzucht verbessern, die Mistjauche benützen könnte. Er schüttelte zu Allem den Kopf und meinte, das wären Neuerungen, und Neuerungen taugten nichts. Da ich von der Jauche zu reden anfing, lachte er, daß ihm der Bauch schüttelte.

„Unsere Vorfahren,“ sagte er, „sind auch keine Narren gewesen. Wenn sie gewußt hätten, daß an der Jauche etwas wäre, so würden sie sie nicht zum Hofe hinaus geleitet haben.“

Ueber dem Discurse fing nun Rebekchen an zu nicken^{*)}, und ich gab ihr den Rath, daß sie zu Bette gehen sollte.

Sobald Nachbar Hans Jürge mit mir alleine war, fing er ein Gespräch an, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde, und Ihm ausführlich wieder erzählen will.

„Nachbar Kluge,“ sagte er, „ich sehe, daß Er ein so braver, rechtschaffener Mann ist, ich will ihm doch etwas im Vertrauen sagen, was noch kein Mensch von mir erfahren hat. Aber — es bleibt unter uns.“

„Und was wäre das?“

„Ich will ihn glücklich machen.“

^{*)} Einzusinken.

„Mich glücklich? Ich bin's ja schon. Ich bin gesund, habe ein gut Gewissen, ein Sättchen, eine eheliche Frau, Arbeit und Brod, so viel ich brauche.“

„Ja zwischen Glückseligkeit und Glückseligkeit ist ein großer Unterschied. Er ist ein junger Anfänger, Er muß mehr Acker haben, braucht noch vielerlei in Seine Haushaltung —“

„Je nun, das wird in etlichen Jahren alle da sein.“

„Ja, das glaubt Er wohl. Versuche Er es aber nur und wirtschafte Er ein paar Jahre, lasse ein Paar Kinderchen und ein Hauskreuzchen kommen, da wird Er wohl sehen, wie schwer eine Haushaltung zu führen ist.“

„Wenn nun auch das Alles wäre, kann Er mir denn helfen?“

„Ja, das kann ich. Seh' Er, Nachbar Kluge, ich bin ein armer, unwürdiger Mensch, aber der liebe Gott hat mir doch eine ganz besondere Gnade geschenkt, und mir Einsichten gegeben, die unter zehntausend Menschen kaum Einer hat. Ich habe von meinem Vater ein Buch geerbt, das ist mir lieber als ein Fürstenthum. Da steckt Weisheit! Da steckt Weisheit!“

„Und was steht denn in dem Buche? Etwa wie man das Land verbessern, seine Gesundheit erhalten, oder Kinder erziehen könne?“

„Ach, das sind lauter Kleinigkeiten, um die sich der hocherleuchtete Verfasser des Buchs gar nicht bekümmert hat. Es handelt vom Stein der Weisen.“

„Was ist das für ein Stein?“

„Das ist ein Stein, den der nur findet, dem der liebe Gott die Augen öffnet. Wer den hat, der hat Alles. Der kann aus Blei Gold machen, und kann sein Leben bis auf

tausend Jahre bringen. Da mir nun der liebe Gott diese sonderbare Gnade mitgetheilt hat, so dachte ich, du willst dein Pfund nicht vergraben, willst deinem Nebenmenschen auch etwas zukommen lassen, willst deinen Nachbar Kluge glücklich machen.“

„Das ist Dankens werth. Aber sag' Er mir doch, Nachbar Hans Jürge, wenn Er Gold machen kann, wie kommt es denn, daß Er so sehr über Noth und Mangel klagt? Warum verbessert Er denn Seine Haushaltung nicht? Warum läßt Er denn Sein Haus nicht neu decken, das hat ja Löcher im Dache, daß man die Sterne durchsehen kann. Warum schafft Er sich denn nicht wenigstens, statt der Surre, die Er hat, ein tüchtiges Pferd an?“

„Darauf will ich Ihm dienen. Seh' Er, Nachbar Kluge, der wahre Adeptus *) macht von seiner Kunst keinen Gebrauch. Er freuet sich im Stillen darüber, und dankt dem barmherzigen Gott für die Weisheit, die er ihm geschenkt hat.“

„Was hilft mir denn die Kunst, wenn ich keinen Gebrauch davon mache?“

„So oft es nöthig ist, thut man es.“

„Nacht Er mir doch das Maul recht wäfrig. So sag' Er mir doch etwas davon!“

„Es gehört vorzüglich dreierlei dazu. Sulphur, kalt Feuer und trocken Wasser.“

„Das versteh' ich nicht. Was soll denn das heißen?“

„Das wird Er nach und nach Alles erfahren, wenn wir nur erst ein paar Jahre mit einander laborirt haben. Jetzt

*) So nennen sich die Leute, welche vorgeben, daß sie Gold machen könnten.

habe ich einen Proceß^{*)}, der mir gegen fünf bis sechstaufend Thaler einbringen wird, davon ich künftiges Jahr meine Haushaltung verbessern will. Daß Er sieht, Nachbar Klinge, daß ich's ehrlich und redlich mit Ihm meine, die will ich mit Ihm theilen.“

„Fünf bis sechstaufend Thaler mit mir theilen? Nein, das kann ich nicht annehmen. Was soll ich Ihm denn dagegen geben?“

„Fünfzig Thaler — mehr nicht — ich suche meinem Vortheil nicht dabei, es ist mir aber nur darum zu thun, daß ich Ihn glücklich machen will.“

„Will Er denn die fünfzig Thaler von dem Gelde abziehen, das auf meinen Theil kommt?“

„Nein, so meine ich's nicht. Die fünfzig Thaler muß ich diese Woche noch haben, daß ich dafür noch anschaffe, was zum Proceße nöthig ist.“

„Fünfzig Thaler — dafür soll ich zwei bis dreitaufend Thaler bekommen, das ist viel. Aber ich muß Ihm doch eine Bedenklichkeit sagen. Sirach spricht: „Mein Kind, stecke dich nicht in mancherlei Händel.“ Ich stecke jetzt schon in einem Proceße, der mir auch manch Goldstückchen abwerfen wird. Den will ich erst zu Ende bringen, hernach wollen wir weiter mit einander von der Sache reden. Sich in zweierlei Proceße zugleich einzulassen, das thut nicht gut.“

„Was braucht Er denn zu Seinem Proceße?“

„Vorzüglich dreierlei, Nachdenken, Fleiß und Mißjauche.“

„Ich versteh' Ihn nicht.“

^{*)} So nennt man die Arbeiten der Scheidekünstler oder Chemisten.

„Das ist nun ein Unglück, daß wir einander nicht verstehen. Er versteht mich nicht und ich Ihn nicht. Es scheint ordentlich, wie wenn wir gar nicht für einander gemacht wären.“

„Dem mag nun sein, wie ihm will, geb' Er mir nur die fünfzig Thaler. Er braucht ja gar keine Hand anzulegen, ich will Alles thun, am Ende theile ich doch mit Ihm. Kann Er denn Sein Glück nicht erkennen?“

„Das kann ich wohl. Aber vergesse Er Seine Rede nicht! Er sagte ja selbst, der wahre Adeptus mache nicht eher von seiner Kunst Gebrauch, bis es nöthig wäre. Jetzt habe ich es aber nicht nöthig. Soviel ich brauche, habe ich, und wenn ich so viel Geld auf einmal bekommen sollte, was sollte ich denn damit anfangen?“

Da er nun sah, daß ich nicht zu befehlen war, trank er sein Bier aus und ging fort.

Nach der Zeit kam der Mann von Tag zu Tag immer mehr zurück, die Länderei, das Häuschen, alles mußte er nach und nach verkaufen. Am Ende suchte er sein Brod vor den Thüren, und erfror, da er sich einmal auf einer Wanderschaft verirrt hatte und kein Dorf erreichen konnte. Mein Stein der Weisen mußte also doch mehr werth sein, als der Seinige. Der Meinige machte mich aus einem Bettler zu einem begüterten Manne, der Seinige brachte ihn aus den besten Umständen an den Bettelstab.

Doch wieder auf mein Land zu kommen! Ich glaube, der römische Kaiser konnte nicht vergnügter sein, da er Gallizien und Lodomerien bekommen hatte, als ich, da ich nun ein Stückchen Land besaß, das ich mein Eigenthum nennen konnte. „Das soll,“ sagte ich, „für meine Kinder und Kindeskinde ein Andenken von unserm Hochzeittage

sein, und alle Jahre, wenn der Hochzeittag kommt, wollen wir ihn auf diesem Plage feiern.“

„Das ist ja wohl gut,“ sagte Rebekchen, „aber sag mir nur, was du mit dem Lande anfangen willst? Es ist ja nicht werth, daß man einen Pflug daran bringt?“

„Darum,“ antwortete ich, sei du nur unbekümmert! das ist meine Sorge. Schaff mir nur fünfzig Acker solches Land, du sollst bald deine Lust und Freude daran sehen.“

Nun ging ich alle Woche, wenn ich Feierabend gemacht hatte, nach meinem neuen Eigenthume und dachte nach, wie ich es recht gut benützen wollte. Die eine Hälfte lief schräge den Hügel hinauf, die andere aber lag ziemlich gerade, war aber eben so thonigt und steinig wie jene. Da sah ich nun bald ein, daß die untere Hälfte gutes Getreide tragen müßte, wenn nur der Boden gebessert würde. Womit sollte ich ihn aber bessern? das war die Frage. Ich sahn hin und her, und konnte immer nichts ausfinden. Endlich ging ich einmal an dem Bache hin, der nicht weit von meinem Lande war, und hatte meine Betrachtungen über das helle Wasser, das darin floß. Lange ist mir kein Spaziergang so gut bezahlt worden, als dieser. Ich bemerkte nämlich, daß am Rande große Haufen Kies lagen, die die Bauern heraus geworfen hatten. Ich nahm ihn in die Hand und sah, daß er recht artig klar war. Hm! dachte ich, wenn du den Kies auf den Thon brächtest, so sollte er wohl bald locker werden. Es ist ja ordentlich, als wenn ihn der liebe Gott hierher geführt hätte, daß du deinen Acker davon bessern solltest. Was hatte ich zu thun? Sobald die Winterfrucht vom Lande war, die Nachbar Hans Jürgen noch bekam, stand ich alle Morgen mit Steinhauen eine Stunde früher auf, und wenn wir die Jauche

ausgeschöpft hatten, ging es mit Schüttkarren hinaus an den Bach, und nun wurde von dem Kiese eingeladen, und auf den Acker gefahren, was möglich war.

Ehe sechs Wochen in's Land gingen, war das ganze untere Stück damit überfahren. Nun ließ ich ihn den Winter über brav durchfrieren, im Frühjahr schmiss ich ihn aus einander, ließ ihn unterackern und Hafer darauf säen.

Ei du lieber Himmel! kriegte ich da nicht Hafer! wie Rohr war er! Alle Leute, die vorbei gingen, schlugen in die Hände und sperrten Maul und Nase auf.

Den obern Theil des Landes mußte ich freilich ganz anders behandeln. Hätte ich Kies darauf bringen wollen, so würden ihn die Schlagregen bald wieder wegwaschen haben; wollte ich Getreide darauf säen, so sah ich voraus, daß ich so wenig ernten würde, als Nachbar Hans Jürge. Darin versehen es die Landleute fast immer, daß sie das Land zwingen wollen, daß es durchaus Roggen, Weizen, Gerste oder Hafer tragen soll. Als wenn es nicht noch andere Gewächse gäbe, die eben so nutzbar, wie Getreide, wären.

Aus meinem Land- und Gartenschätze wußte ich noch, daß auf bergigtem Lande nichts besser als Esparsette fortkomme. Ich beschloß, den oberen Theil damit zu besäen.

Ehe ich es aber that, meldete ich es erst dem gnädigen Herrn und bat ihn, daß er mir die Esparsette nicht durch den Schäfer möchte abhüten lassen. Er gab mir sein Wort drauf, daß es nicht geschehen sollte, und nun, sobald ich das hatte, that ich mein möglichstes, das Land so zurechte zu machen, daß es gute Esparsette tragen könnte. Das nächste Jahr ließ ich es dreimal ackern, und ließ Stephan

alle großen Steine ablesen, im andern Jahre, da das Land vom Unkraute rein war, besäete ich es mit Esparfette, im dritten Jahre stand sie da wie ein Wald, und ich konnte sie alle Jahre zwei- bis dreimal abbauen. Er mag es mir glauben oder nicht, so ist's doch wahr, das nämliche Stück Land, -das ich mit 16 Thalern bezahlt hatte, trug mir wenigstens eben so viel ein, als zwei Acker Wiese, die man gemeiniglich mit 200 Thalern zu bezahlen pflegt. Da sah ich ein, daß der gnädige Herr Recht hatte, wenn er sagte, man müsse nicht nach gutem, sondern nach schlechtem Lande kaufen, wenn man dabei etwas gewinnen wolle.

Aber freilich muß man das Land besser zu behandeln wissen, als Nachbar Hans Färge, sonst arbeitet man sich an den Bettelstab, man mag gutes oder schlechtes Land haben.

Meine Kinderzucht schlug mir so gut an, wie meine Esparfette. Die Zeit kam immer näher, da meine Frau in's Kindbette kommen sollte, und mir — mir wurde immer bänger um's Herze. Du lieber Gott, dachte ich, wie wird es deiner armen Frau gehen, wenn die Noth eintritt! Die alte Wehemutter ist so eine alberne, einfältige Frau! Du würdest dich bedenken, wenn du ihr eine junge Siege anvertrauen solltest, und dein armes Kind und deine ehrliche Frau willst du ihrer Gewalt übergeben. Ich trachte mich in dem Kopfe und setzte mich auf die Schiebkarre, mit welcher ich eben Kies auf mein Land geführt hatte.

„Guten Morgen, Nachbar Kluge!“ rief mir Jemand zu. Ich drehte mich und sah, daß es des Schulzen Frau war. Nun ist das immer meine Mode so gewesen, daß ich allen Leuten, die mir begegneten, einen freundlichen guten Morgen, guten Tag, guten Abend, wie es die Zeit eben

mit sich brachte, bot, und daß ich jedem freundlich dankte, der mich grüßte. Ich hatte das von unserm Herrn Pfarrer gelernt. Dieser predigte einmal von der Menschenliebe, und da er ein Langes und Breites davon gesprochen hatte, wie ein Mensch dem andern das Leben angenehm machen könne, so sagte er: lieben Freunde, wenn ihr weiter nichts für einander thun könnt, so sprecht doch wenigstens einander freundlich zu! Ein freundlicher Gruß hat schon manchen Betrühten ausgerichtet.

Da ich also hörte, daß mir Jemand einen guten Morgen bot, drehete ich mich sogleich um, und dankte eben so freundlich.

Mein freundlicher Dank lösete der Frau Schulzin die Zunge. „Ist Er schon,“ sagte sie, „so fleißig gewesen?“

„Ja,“ war meine Antwort, „man muß ja wohl fleißig sein, wenn man Frau und Kinder ernähren will.“

„Spricht Er doch,“ fuhr sie fort, „wie ein alter Vater. Er hat ja noch keine Kinder.“

Nun folgte ein Wort auf das andere, und die Rede kam endlich auf die Umstände meiner Frau. Da ich ein Bißchen ängstlich that, sagte sie: „Lasse Er sich deswegen keine grauen Haare wachsen! Ich habe sechs Kinder zur Welt gebracht, Gott sei es gedankt, alle gesund und gerade. Meinen beiden Töchtern habe ich auch in der Noth beigestanden. Wenn ich Seiner Frau mit Rath und That an die Hand gehen kann, so will ich es von Herzen gern thun.“ Sie gab mir die Hand darauf, und hielt ihr Wort, wie es einer ehrlichen Frau zukommt.

Acht Tage darauf bescherte mir der liebe Gott mein Friederikchen, ein gesundes, schönes, vollkommenes Kind. Sobald es zur Welt gekommen war, sagte mir die alle

Behemutter, die ich Ehren halber auch hatte rufen lassen müssen, ich sollte geschwinde, geschwinde auf die Gasse gehen und sehen, was für ein Zeichen über meinem Hause am Himmel stünde.

„Ei,“ sagte ich, „ich verstehe mich nicht auf die Zeichen.“

„Ihr werdet doch,“ fuhr sie heftig auf, „Augen haben, und sehen, ob ein Besen, oder eine Ruthe, oder eine Gabel, oder ein Pferd, oder sonst etwas dasteht.“

Wollte ich Ruhe haben, so mußte ich wohl hinaus gehen.

Ich kam bald wieder und sagte: „Der ganze Himmel über meinem Hause ist voll Schäfchen.“

„Nun, Gott sei Lob und Dank!“ sprach die Alte, „das Kind ist zu einer glücklichen Stunde geboren, es wird so fromm werden, wie ein Schäfchen, und einmal recht viele Schäfchen bekommen.“ Nun machte sie dem Kinde drei Kreuze über die Stirn und murmelte einige Worte dazu, die ich aber nicht verstehen konnte. Sobald sie alles bei meiner Frau in Ordnung gebracht hatte, forderte sie eine von meinen Nähen und setzte sie ihr auf.

Ich mußte gerade weg lachen, da meine Frau mit einer Mannsmütze zum Bette heraus guckte und fragte, was denn das sein sollte?

„Das versteht Er nicht, Nachbar Kluge,“ sagte die Alte. „Eine Wächnerin, eine Wächnerin muß sich sehr in Acht nehmen, besonders so lange das Kind noch nicht getauft ist. Vor der Taufe ist ja das Kind in des Teufels Gewalt, weiß Er denn das nicht?“

„Und wenn denn das auch wäre,“ antwortete ich, „was soll denn die Mannsmütze helfen?“

„Eine Wöchnerin,“ war ihre Antwort, „muß allemal von ihrem Manne ein Kleidungsstück anhaben, so hat der Teufel keine Gewalt, weder an ihr noch an ihrem Kinde.“

Ich wollte ihr es aus dem Kopfe reden, die Frau Schulzin stimmte mir bei, sie aber blieb auf ihrem Kopfe, und wollte schon wieder ihre alten Schnurrpfeifen anfangen, von Kindern, die der Böse ausgetauscht hätte. Da zerriß mir die Geduld, ich faßte sie bei der Hand, führte sie zur Thür hinaus und sagte: „Frau Aennchen! Frau Aennchen, wenn Ihr mein Hans lieb ist, so schweigt Sie still! Sieht Sie denn nicht, wie schwach meine arme Frau ist? Will Sie mir denn meine Frau unter die Erde bringen? Wenn Sie ihr von nichts als vom Teufel vorschwaht, so muß ja der Frau nothwendig angst und bange werden. Und wenn sie etwas hört oder sieht, muß sie ja nothwendig erschrecken, und denken, es wäre der Teufel. Könnte so eine Frau nicht den Tod vom Schrecken haben? Ein Wort so gut als zehn! sobald Sie wieder solch' albernes Zeug schwaht, so führe ich Sie zum Hause hinaus, und melde die Sache dem gnädigen Herrn, der wird Ihr bald das Handwerk legen.“

Da sie vom gnädigen Herrn hörte, zog sie gelindere Saiten auf und war mausestille.

Die Frau Schulzin war unterdessen bei meiner Frau geblieben, und sie war mir wie ein Engel, den mir der liebe Gott zugeschiedt hatte. Da ich in die Stube trat, saß sie am Bette, drückte meiner Frau die Hand und sagte: „Sei Sie nur ruhig, Frau Klugin! schlage Sie sich die Narrenpoffen aus dem Sinne. Ich habe so viele Kinder gehabt, und habe niemals etwas, weder vom Teufel noch von seiner Großmutter gesehen. Sie und Ihr liebes Kind

ist ja unter Gottes Schutze. Der wird Sie gewiß besser beschützen, als Ihres Mannes Mühe.“

Jetzt ging sie fort, und die Wehemutter trat herein. „Nachbar Kluge,“ sagte sie, „hat Er kein Leinöl im Hause?“

„Das habe ich wohl,“ war meine Antwort, „was will Sie aber damit machen?“ fragte ich.

„Seiner Frau will ich ein paar Löffel davon eingeben.“

„Meiner Frau?“ fragte ich, „meiner Frau Leinöl eingeben? Ist Sie denn nicht klug? Was soll denn die Fetigkeit in dem Magen? Es könnte ja ein gesunder Mensch das Fieber davon bekommen, geschweige denn eine kranke Frau.“

„Das versteht Er nicht,“ fuhr sie fort. „Das Leinöl heilt. Und seine Frau muß es nehmen, weil man nicht weiß, ob nicht etwa etwas im Leibe zerrissen ist.“

Ich wollte ihr wieder antworten, da trat aber zu meinem Glück die Frau Schulzin herein. „Was gibt's hier wieder?“ fragte sie. „Leinöl wollt Ihr einer Wöchnerin geben? Ich glaube Ihr seid nicht gescheidt. Ich leide es nicht, daß es meine Magd den Kühen eingibt. Hier Frau Klugin, ist Chamillenthee. Ich habe ein Händchen voll Chamillen in einen reinen Topf gethan, kochendes Wasser darüber gegossen, das trinke Sie! es wird Ihr bessern Dienst thun, als eine ganze Flasche voll Leinöl. Die gnädige Frau hat es mir recommandirt, und ich habe mich immer wohl dabei befunden.“

Meine Frau trank davon, und es wurde ihr sogleich leichter ums Herz.

Die Wehemutter brummte, trat an's Fenster, kam wieder zurück und sagte: „So geht doch der Frau wenigstens ein dicker Deckbette! Das Bettchen, das sie auf sich

hat, ist ja so leicht, daß es kein Wunder wäre, wenn sie erfröhe. Und ein Glas Brantwein muß sie trinken. Hört Er's, Nachbar Kluge?"

„Wozu,“ fragte ich, „soll denn das dicke Deckbett und der Brantwein?“

„Dazu,“ war ihre Antwort, „daß der Friesel heraus kommt.“

„Meine Frau,“ sagte ich, „soll den Friesel bekommen?“

Sie sperrte schon das Maul auf und wollte antworten, ehe sie aber noch ein Wort vorbringen konnte, rumpelte eine Kutsche auf der Gasse hin, und hielt stille, da sie vor mein Haus kam.

Ich sah zum Fenster hinaus, da war es, weiß der Liebe Gott, die gnädige Frau. „Ich gratulire,“ sagte sie, „zur jungen Tochter!“

Wie der Wind lief ich hinaus und wollte sehen, was ihr Anbringen wäre. Sie war aber schon ausgestiegen, da ich vor die Thür kam, und wollte herein gehen.

„Wie komme ich denn,“ fragte ich, „zu der Ehre?“

„Ich wollte,“ war ihre Antwort, „doch sehen, wie sich deine Frau befände,“ und, ohne ein Wort weiter zu wechseln, ging sie in die Stube.

Die Frau Schulzin trug ihr sogleich den Streit vor, den sie mit der Wehemutter gehabt hatte. Sie schüttelte den Kopf, und befahl der Wehemutter, daß sie auf das Gut gehen, und etwas dort holen sollte.

Sie war kaum zum Hause hinaus, so fing die gnädige Frau einen Discurs an, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. „Ach die Wehemütter, die Wehemütter,“ sagte sie, „bringen viele Menschen um's Leben! In'sgemein nimmt man die albernsten, einfältigsten, abergläubigsten

Weiber zu diesem wichtigen Amte. In dieser ihre Hände geräth nun der junge, kleine, schwache Mensch, wenn er auf die Welt kommt. Der gütige Gott hat den Weibern und Kindern Kräfte genug gegeben. Aber durch die alberne Art, wie sie die Wehemütter gemeinlich behandeln, werden sie oft getödtet. Vom Teufel hat Kennchen gesprochen? Die alberne Frau! Die Wöchnerin hat ja so ihre Schmerzen an ihrem Leibe, wenn ihr nun noch Furcht vor dem Teufel beigebracht wird, so wäre es ja kein Wunder, wenn sie ganz muthlos würde. Wäre es denn nicht besser, wenn man mit so einer Frau vom lieben Gott spräche, und ihr zeigte, wie er für den jungen Menschen, schon in Mutterleibe, und bei der Geburt, sorgt, und wie weißlich er seinen kleinen Körper, und alle Theile desselben gebildet hat? Das machte doch Freude, und guten, fröhlichen Muth, der bei einer Wöchnerin so nöthig ist.“

Nun gab sie mir noch allerlei Anschläge, wie ich die Wöchnerin und das Kind behandeln sollte. Sie meinte, ich sollte bei beiden gar nichts von Arzneien brauchen, sondern sie der Natur überlassen. Der liebe Gott hätte den Weibern und Kindern schon so viele Kräfte gegeben, daß sie keine Arznei brauchten. In den ersten Tagen sollte ich der Frau etwas Chamillenthee zu trinken, und Habergrüsuppen, Graupen und Gemüse zu essen geben, das nicht schwer zu verdauen wäre. Bei Leibe sollte sie aber nicht hitzige Getränke, z. B. Wein, oder gar Braantwein genießen. Das Deckbette müsse leicht, die Stube nicht stark geheizt, und immer frische Luft drin sein. Sollte sich ja ein gefährlicher Umstand zeigen, so wäre das Beste, wenn ich gleich zu dem Herrn Doctor Kopmann ginge, und da guten Rath holte.

Nun stand sie auf und wollte wieder fortfahren. Ehe sie aber zur Stube hinaus ging, sahe sie noch einmal nach dem Kinde, und freuete sich, daß es so wohl gebildet war. „Nun Klinge,“ sagte sie, „bist du um tausend Thaler reicher. Wenn du das Mädchen gut erziehst, so wird es dir und deiner Frau beistehen, und euch einmal im Alter unterstützen. Sieh nur immer drauf, daß das Kind nicht auf dem Rücken, sondern immer auf die Seite, bald auf die rechte, bald auf die linke gelegt werde, damit der Schleim aus dem Munde abfließen kann. Du mußt auch drüber halten, daß das Kind bald mit dem Kopfe, bald mit den Füßen nach der Stubenthür zu liege.“

„Und warum denn das, gnädige Frau?“ fragte ich.

„Deswegen,“ antwortete sie, „daß es nicht schielen lernt. Die kleinen Kinder sehen immer nach den Fenstern zu, weil es da am hellsten ist, und immer mit dem Auge am stärksten, das oben ist. Wenn das Kind auf der rechten Seite liegt, so sieht es am stärksten mit dem linken Auge, liegt es aber auf der linken Seite, so gebraucht es das rechte Auge am stärksten. Wenn es nun immer mit einem Auge nach dem Fenster zu sähe, so würde es dies Auge stärker, als das andere gebrauchen, und sich so an das Schielen gewöhnen. Noch eins! wie ist denn das Kind gewickelt? Frau Schulzin, wickelt es doch auf, das muß ich auch noch sehen.“

Die Frau Schulzin that es, und die gnädige Frau schlug in die Hände, da sie sahe, wie es gewickelt war.

„Seht einmal an!“ sagte sie, „was für albernes Zeug die Wehemutter macht! hat das arme Kind wie ein Knauel zusammengepreßt! Auf diese Art kann es sich ja weder regen noch bewegen. Wie kann es denn da gesund bleiben?“

Die Bewegung ist ja das Beste in der Welt! Wenn Wasser 24 Stunden stille steht, so wird es faul und stinkend. Die jungen Hunde und Katzen, die doch blind geboren werden, bewegen sich, wollte man sie einwickeln, so würden meistens ein Drittheil davon crepiren. Warum soll der junge Mensch allein so zusammengepreßt werden, er sich nicht bewegen kann? Darf man sich denn verwundern, wenn die armen Kinder, die so zusammengepreßt werden, allerlei Krankheiten, oder krumme Beine bekommen, oder gar sterben? Schulzin, Ihr seid eine vernünftige Frau, wenn ich Euch ferner dafür halten soll, so sorgt für, daß das arme Kind ganz leicht, und so gewickelt werde, daß es sich frei bewegen kann. Alles, was lebt, muß bewegen können. Seht, das liebe Kind kann sich noch nicht helfen; wir Erwachsene, denen der liebe Gott seinen Menschenverstand gegeben hat, sind die Personen, die seine Gesundheit und Leben sorgen müssen. Es würde uns einmal seuffzen, wenn wir uns nicht seiner annehmen wollten. Es wird uns aber einst segnen und für uns Gott beten, wenn wir ihm in seinem hilflosen Zustande beistehen.“

Darauf drückte sie meiner Frau, der Frau Schmidt und mir, die Hände, stieg in den Wagen und fuhr fort. Ich vergesse es in meinem Leben nicht, wie freundlich sie aussah. Es gibt ja auch für den Menschen keine größere Freude, als wenn man weiß, daß man etwas Gutes gethan hat. Ich sah ihr nach so lange, bis die Kutische um die Ecke herum war, und dachte bei mir selbst, das ist die größte Freude und bleibt die größte Freude, wenn etwas Gutes thun kann! Der gnädige Herr und die gute Frau haben so vieles Geld! Und wozu wenden sie

an? Bloß dazu, daß sie Gutes thun. Wenn Kleiderpracht und Schwelgen mehr Freude machte, so würden sie es wohl dazu anwenden. Wer doch auch recht viel Geld hätte, daß er recht viel Gutes thun könnte!

Da ich das dachte, kam ein vornehmer Herr im vollen Galop, mit seinem Bedienten durch's Dorf geritten. Ich nahm meinen Hut vor ihm ab, und er dankte mir. Da er an die Ecke der Gasse gekommen war, hielt er stille, winkte mir, und rief: „He!“

Wie der Wind lief ich zu ihm und fragte, was er von mir wollte?

„Ist das,“ fragte er, „der rechte Weg nach Mühlhausen?“

„Behüte Gott,“ sagte ich, „wenn Sie auf diesem Wege fortreiten, so kommen Sie in Ihrem Leben nicht nach Mühlhausen. Sie müssen wieder zum Dorfe hinaus, und sich immer linker Hand halten.“

Er ritt zurück! und ich begleitete ihn, und brachte ihn auf den rechten Weg. „Du bist ein ehrlicher Kerl,“ sagte er, „du hast mir eine Gefälligkeit erzeigt, die mir lieber als hundert Thaler ist, weil ich heute nothwendig nach Mühlhausen muß. Da ist etwas für deine Mühe.“

„Gnädiger Herr!“ sagte ich, „wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erzeigt habe, die Ihnen lieber ist, als hundert Thaler, so bin ich genug bezahlt. Es gibt ja keine größere Freude auf der Welt, als die, daß man seinem Nebenmenschen beistehen kann.“

„Was? was sagst du?“ fragte er, und drückte den Hut tief in die Augen.

„Wie ich gesagt habe, gnädiger Herr, ich glaube, daß

es keine größere Freude gibt, als die, daß man seinem Nebenmenschen helfen kann.“

Da steckte er sein Geld ein, und sagte: „Wenn's so ist, so muß ich freilich meinen halben Gulden wieder zurücknehmen. Ein Mann wie du bist, belohnt sich selbst, und braucht keine andere Belohnung. Wie heißt du?“

„Sebastian Kluge,“ antwortete ich, „gnädiger Herr.“

„Den Namen,“ sagte er, „will ich mir merken. Kann ich dir einmal wieder helfen, so kannst du gewiß darauf rechnen.“

Nun schwenkte er den Hut, und ritt fort. Ich ging zurück und dachte bei mir selbst, wenn der Mensch sonst Gutes thun will, so kann er es, auch wenn er kein Geld hat. Jetzt willst du deiner lieben Frau und deinem lieben Kinde beistehen. Das ist auch etwas Gutes, und kostet wenig oder kein Geld.

Ich ging vergnügt nach meiner Stube zurück, und so, wie ich die Thür aufmachte, streckte meine Frau die Arme nach mir aus, und rief: „Komm Kluge!“

Ich kam, sie drückte mich an ihr Herz, und sagte: „was für eine herrliche Frau ist die gnädige Frau! Denk einmal, sie kommt zu uns armen Leuten und steht uns in unserer Noth bei! Willst du mir wohl einen Gefallen thun? Kluge! He?“

„Von Herzen gern,“ antwortete ich, „wenn es sich nur thun läßt. Was für einen Gefallen soll ich dir denn thun?“

„Kurz und gut,“ sagte sie, „du sollst die gnädige Frau bei unserm Kinde zur Gevatterin bitten.“

Ich riß mich von ihr los, trat an's Fenster, und überlegte die Sache. Hernach drehete ich mich wieder um, und sagte: „Mein liebes Rebekchen, das geht nicht, das kann

nicht sein! Wir sind arme Bauersleute, und das ist eine gnädige Frau. Wenn der Mensch Gevattern bittet, so muß er bei seinem Stande bleiben. Wenn wir eine so vornehme Frau zur Gevatterin erbitten wollten, könnte es nicht das Ansehen haben, als wenn es uns um das Pothengeschenk zu thun wäre? Willst du wohl das auf dir sitzen lassen, daß Kluge und seine Frau Gevattern bäten, um ein Pothengeschenk zu bekommen?“

Sie wendete noch eines und das andere ein, endlich gab sie aber nach, und ich nahm meinen Hut und ging fort, um eine Freundin von meiner Frau zu bitten, daß sie meinem Kinde zur Taufe beförderlich wäre.

Da ich ein paar Schritte von meinem Hause war, begegnete mir der gnädige Herr. Er fragte sogleich, wo ich hingehen wollte, und da ich es ihm gesagt hatte, fragte er weiter: „Wirst du einen großen Kindtauschmaus geben?“

„Daran,“ sagte ich, „habe ich wirklich noch nicht gedacht. Meine Frau und mein Kind lagen mir so am Herzen, daß ich darüber alles vergessen habe.“

„Nun,“ sagte er, „das ist mir lieber, als wenn du so für den Kindtauschmaus gesorgt hättest, daß darüber deine Frau und dein Kind wären vergessen worden. Wenn du aber nun anfangen willst, dich um Fleisch und Braten, Bier und dergleichen, zu bekümmern, wer soll denn für deine Frau und dein Kind sorgen?“

„Die Frau Schulzin,“ sagte ich, „ist so gut, daß sie immer bei meiner Frau bleibt, und das ist gar eine verständige brave Frau.“

„Das gefällt mir,“ fuhr der gnädige Herr fort, „weist du denn aber, wo Mehl, Butter und Eier sind? Wo du

die Löffel und Teller suchen? Wie viel Pfund Fleisch einkaufen sollst?“

„Freilich,“ sagte ich, „weiß ich das nicht. Um gleichen Dinge habe ich mich nie bekümmert, sondern meiner Frau überlassen, die ist ja da, die kann ich ja Rath fragen.“

„Das willst du wirklich thun?“ fragte der gute Herr. „Da möchte ich deine Frau nicht sein. Das a Weib ist durch die Geburt abgemattet, hat ihre Schme an ihrem Leibe, hat die Ruhe so nöthig, nun willst du Augenblicke kommen und fragen: wo steht denn die But Von welchen Eiern soll ich denn nehmen? Wie viel W Butter, wie viele Eier brauche ich denn zu einem Kuck Ich will es dir kurz und gut sagen: viele Wöchnerin und Kinder werden bei den Kindtauffchmäusen verwahr! Anstatt, daß aller Augen auf die Frau und das ne borene Kind gerichtet sein sollten, so denkt das ganze L auf nichts, als auf Kochen, Sieden und braten. Alle Au blicke wird die kranke Frau angelaufen, und über l berterlei Dinge gefragt, wie kann sie denn da ausru! Nun verbrennt da ein Kuchen, dort geräth ein Br nicht, es werden Schüsseln und Töpfe zerbrochen, das ihr alles zu Ohren gebracht — stell' dir doch nur vor, es da der armen Frau zu Ruthe sein muß! Muß sie da nicht immer ängstigen und ärgern? Nun wird Stube voll Leute — Kluge stell' dir einmal vor, wie zu Ruthe sein würde, wenn du eine Wöchnerin wä hättest alle Augenblicke bald das, bald jenes nöthig, l man nicht gern andere Leute zusehen läßt, und solltest ter zwanzig bis dreißig Leuten liegen. Nun wird ur *berum* gegessen und getrunken, und sie soll nichts d

bringen. Kannst du es ihr denn verdenken, wenn sie lästern wird? Da kommen denn die guten Freundinnen und stecken ihr zu, eine ein Tellerchen voll Stockfisch, die andere ein Stück Kuchen, die dritte ein Glas Brantwein. Ist's denn da ein Wunder, wenn den andern Tag die Wöchnerin krank ist, oder das Kind den Tod von ihr trinket? Da heißt's hernach, die Krankheit der Wöchnerin und des Kindes wären Folgen der Geburt. Es ist aber nicht wahr, sie kommen fast immer von der verkehrten Art her, wie beide behandelt werden, und — von den Kindtauffchmäusen.“

„Aha,“ sagte ich, „nun verstehe ich's, warum die Kindtauffschmäuse im Gotha'schen Lande so strenge verboten sind. Die Obrigkeit hat das vermuthlich gethan zum Besten der Wöchnerinnen und der Kinder.“

„Ei das versteht sich,“ fuhr der gnädige Herr fort. „Eine Obrigkeit, die ihre Unterthanen liebt, kann keine Gewohnheit dulden, bei welcher das Leben der Unterthanen in Gefahr kommt.“

„Wissen Sie was, gnädiger Herr,“ sagte ich, „was ich thun will? Ich richte keinen Kindtauffschmaus aus. Lieber warte ich, bis meine Frau wieder gesund ist, und bitte dann etliche gute Freunde zu mir.“

Damit war der gnädige Herr zufrieden und ging fort.

Den andern Tag ließ ich mein Kind taufen, und, da die Taufe vorbei war, setzte ich mich zu meiner Frau an's Bett und discuirte mit ihr ein Langes und Breites, wie wir unser Kind erziehen wollten. „Das liebste wäre mir,“ sagte Rebekchen, „wenn das Mädchen das Kochen übernähme, daß ich mich desto besser um die Feldarbeit und Viehzucht bekümmern könnte.“

„Das ist ganz gut,“ war meine Antwort, „es wird

aber noch ein Tröpfchen Wasser verfließen, ehe es dahin kommt. Jetzt wollen wir lieber überlegen, was wir vor der Hand mit dem Kinde zu thun haben. Was willst du ihm wohl zu essen geben?“

„Was anders,“ sagte sie, „als Mehlbrei, mit Butter geschmelzt.“

„Und das nützt gar nichts,“ antwortete die Frau Schulzin, „die Kinder kriegen davon dicke Bäuche und andere schlimme Zufälle. Ich rathe Ihr, Frau Klugin, daß Sie lieber Semmelkrumen, die auf dem Reibeisen gerieben sind, in Milch abkocht, und ihr Kind damit füttert. Das hat mir die gnädige Frau gerathen, ich habe den Rath befolgt, und meine Kinder haben sich immer wohl dabei befunden.“

„Heutiges Tages,“ murmelte die Wehemutter, „wird die Welt gar klug und will Alles besser wissen, als unsere Vorfahren. Ich bin bei Mehlbrei groß gezogen worden, und meine Mutter und meine Großmutter, und haben alle keine dicken Bäuche gekriegt, so lange wir noch Kinder waren.“

„Ganz recht,“ antwortete die Frau Schulzin, „die dickbäuchigten Kinder sind gestorben, begraben und vergessen, und können nicht mehr reden. Ich sehe doch, daß unser Kirchhof alle Jahre ziemlich Kreuzchen bekommt. Woher kommt's denn, daß so viele Kinder sterben?“

Sie wollte antworten, ehe sie aber ein Wort heraus brachte, holte sie erst etwas aus dem Maule und strich es in ein Lätzchen.

Ich ging hinzu und fragte, was sie mache?

„Ob Er es weiß oder nicht,“ sagte sie, „das kleine Kind will doch etwas zu nuckeln (saugen) haben.“

„Nun,“ sagte ich, „ich muß doch auch sehen, was mein Kind nulten soll,“ und riß es ihr aus der Hand. Da war es gekauet Brod, welches mit Speichel vermischt war, und das sie dem Kinde mit dem Lappen in's Mäulchen stecken wollte, daß es dran saugen sollte.

„Ist das dem Kinde auch etwas nütze?“ sagte ich zur Frau Schulzin.

„Bei Leib und Leben nicht,“ antwortete sie. „Die Kinder werden dadurch verwöhnt, wollen hernach immer etwas zu nulten und zu knabbern haben, man hat auch Exempel, daß sie den Lappen hinunter gefogen haben und daran erkrankt sind. Und Frau Aennchen, Sie sollte so etwas gar nicht thun. Sie ist eine alte Frau, hat die Gicht und andere Schmerzen an sich. Nun mischt Sie Ihren Speichel unter das Brod und will es dem Kinde einstreichen — das kann ihm ja unmöglich gesund sein. Ich habe immer gehört, daß der Speichel anstecke, und daß man eben die Krankheit bekomme, die ein anderer an sich hat, von dem man den Speichel verschlucket. Vorige Woche habe ich es erst noch im Krebsbüchelchen gelesen.“

Frau Aennchen wurde darüber böse, ging fort und schlug die Thür zu.

Ich blieb noch ein Viertelständchen sitzen, hernach wußten wir nichts mehr zu schwätzen, und ich hatte Langeweile. Nun ist mir auf der Welt nichts unerträglicher, als die Langeweile. Lieber will ich arbeiten, daß die Schwarte knackt, als daß ich in der Stube sitze, und die Fensterscheiben zähle. Ich konnte es also nicht lange aushalten, dachte hin und her, wie ich die paar Stunden gut anwenden wollte — auf einmal hatte ich einen Einfall. „Rebetchen,“ sagte ich, „laß dir die Zeit nicht lang werden, ich

will nur ein paar Stündchen auf's Feld gehen, dann bin ich gleich wieder bei dir.“

Ich ging fort und nahm meinen Stephan mit. Wir gingen aus, nahmen eine Picke und einen Spaten, suchten an den Rändern, die auf dem Felde sind, ein halb Duzend wilde Birn- und Aepfelmännchen, und pflanzten sie oben auf das Land, das ich erkaufte hatte.

„Die sollen,“ sagte ich, „zum Andenken der Geburt meiner Tochter gepflanzt sein!“

An den Bäumchen habe ich nun meine Freude lange Zeit gehabt, und habe sie noch jetzt dran.

Das folgende Jahr vsporfte ich sie, sie kamen alle gut fort, und ich habe manchen Korb voll Obst davon gebrochen. Fast alle Sonntage, nach beiden Kirchen, ging ich mit meiner Frau und Kindern dahin, wir setzten uns unter die Bäume, discuirten, spielten und spaßten.

Bisweilen nahm ich auch meine Sitter, spielte und sang dazu :

So glücklich, so vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach, ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur,
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur,
Die! die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von meiner Hüh',
Befreit von allen Sorgen,

Des Himmels Segen überseh',
An einem schönen Morgen;

Im Hain, bei mildem Sonnenblick,
Die Vögel höre singen; —
Und unten nun im Thal, der Blick,
Wie meine Schäfchen springen;

Wie in der ersten Morgenstund
Im Dörfchen alles lebet,
Und fröhlich, munter und gesund,
Zur Arbeit sich erhebet —

So oft ruf ich: Mein Gott, wie gut,
Sind alle deine Werke!
Den Reichen gibst du Geld und Gut,
Mir gibst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's so hell im Sinn,
So hell! — ich kann's nicht sagen!
Ich eile fort zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag
Kraft oder Muth benommen,
Er sei so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann! o welche Lust!
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Knie schlingen;

Wenn Lieb' und Unschuld im Gesicht,
 Sich alle zu mir sehen,
 Und an dem süßen Milchgericht
 Recht königlich ergötzen.

Und wenn wir dann herzlichlich
 Gott unser Danklied bringen,
 Und mir so ist, als wenn um mich
 Die lieben Engel singen :

Dann fühl' ich's ganz, und sag's oft laut,
 Daß glücklicher und weiser
 Der ist, der seinen Acker baut,
 Als König oder Kaiser.

Da ich das erstemal meine Frau mit ihrem kleinen Mädchen auf den Platz führte, wohin ich die Bäumchen gepflanzt hatte, hat ich einige gute Freunde dazu, und schmausete ein Bißchen höher, als sonst meine Gewohnheit war. Wir kochten uns auf dem Felde einen Kaffee, verzehrten ihn, discuirten dabei, und gingen hernach nach Hause. In Hause genossen wir einen Braten und ein Paar Kuchen, tranken auch etliche Kannen Bier, und gingen herzlich vergnügt aus einander.

Des Nachts aber hatte ich einen schrecklichen Traum. Mir träumte, ich ging mit Rebekchen und meinem Kinde über Land, und da wir eine Strecke mit einander gegangen waren, kamen wir in einen Wald und verirrt uns. Es wurde uns angst, wir liefen bald dahin, bald dorthin, endlich trat die Nacht ein, und es wurde so dunkel, wie *in einer Ruh*. Alle Haare standen mir zu Berge, und

ich konnte vor Bangigkeit keinen Athem mehr holen. Ich hörte Wölfe heulen und Bären brummen, die uns immer näher kamen. Ich faßte Rebekchens Hand, wollte reden, konnte aber kein Wort hervorbringen. Endlich kam ein schrecklicher Bär mit feurigen Augen auf uns los, wir wollten laufen, konnten aber nicht von der Stelle kommen. Auf einmal kamen wir an ein großes Wasser, das fürchterlich brauste, und über welches wir nicht anders, als auf einem schmalen Stege kommen konnten. Ich ging voraus, meine Frau folgte mir nach, auf einmal that es einen Plump in's Wasser, meine Frau schrie: Ach Herr Jesu! mein Kind! Darüber erschrak ich so arg, daß ich aufwachte, und aus dem Bette sprang.

„Fehlt dir was, Kluge?“ fragte meine Frau.

„Lebst du noch?“ sagte ich, „hast du dein Kind noch?“

Die Frau erschrak auch, fühlte nach dem Kinde und sagte, „ja da ist es.“

„Ja, lebt es denn auch noch?“ fragte ich weiter, und schlug ein Licht an. Das Kind schlief sanft und ruhig. Aber mir zitterten alle Glieder. Meiner Frau ging es eben nicht besser. Sie wollte wissen, was mir fehle, ich sagte aber, morgen sollte sie alles erfahren, und legte mich wieder in's Bette. Kaum aber war ich im Bette, so hatte ich einen neuen Schrecken. Es knisterte in meiner Kammer, wie wenn Feuer drin wäre, ich schlug die Augen auf — daß Gott erbarme! da war es, wie wenn die ganze Kammer im Feuer stände. Ich sprang wieder heraus, da brannte ein Hemde von meiner Frau, das sie an die Wand gehängt hatte, lichterloh. Ich riß es herunter, wollte das Feuer austreten, und, da es nichts helfen wollte, goß ich es mit dem Waschbecken aus.

End. Kluge.

Ich sahe nun, woher das Unglück gekommen war. Der Schrecken hatte ich vergessen, den Schwefelfaden auszuthun, der hatte fortgebrannt, und das Hemde ergriffen. Man kann leicht denken, daß die Sache ohne Schreien und Lärmen nicht abging. Durch das Lärmen wurde das Kind aufgeweckt, und fing nun auch an zu schreien, wie wenn es am Spieße stäke.

An die Nacht will ich in meinem Leben denken. Meine Frau weinte, daß ihr die Thränen über die Backen rollten, sie nahm das Kind, legte es an die Brust, und sagte: „komm du armes Wärmchen, ich will dir etwas zu trinken geben.“

Ich legte mich wieder in's Bette, konnte aber kein Auge zuthun, warf mich von einer Seite zur andern, und schlug mich mit lauter ängstlichen Gedanken. Des Morgens stand ich müder auf, als ich mich hingelegt hatte.

Meine Frau wollte nun durchaus wissen, was mir gefehlt hätte. Ich sagte es ihr, und nun ging erst das Lamentiren recht an. „Denk an mich Kluge,“ sagte sie, „unser Friederikchen stirbt! es stirbt! das bedeutet dein schwerer Traum.“ Da weinten wir beide, wie die kleinen Kinder.

Ich gab mich auch schon drein, daß ich mein Friederikchen einbüßen würde. Denn der Traum, der Traum! — nun kam noch der Umstand auch dazu, daß das Kind den andern Tag wirklich krank war. Es winselte, war gelb wie ein Spilling, wollte weder essen noch trinken, und glüdete am ganzen Leibe.

Ich nahm meine Hacke und wollte an die Arbeit gehen, taumelte aber an den Wänden hin, wie wenn ich betrunken wäre.

Zum Glück begegnete mir unser Herr Pfarrer, der

„Sah es mir gleich an den Augen an, daß mir etwas fehlten müßte.“

„Guten Morgen,“ sagte er, „Nachbar Kluge, warum so traurig? Er ist ja sonst immer so vergnügt gewesen, daß ich meine Freude an Ihm gesehen habe.“

Da erzählte ich ihm die ganze Geschichte, vom Anfange bis zum Ende, und auch, daß das Kind jetzt so krank wäre.

Er hörte bedächtig zu, legte das Kinn auf den Stock, und sah gerade vor sich hin.

Da ich ausgeredet hatte, schwieg er ein Paar Minuten still, und fing folgendes Gespräch mit mir an:

„Hat Ihm denn in Seinem Leben noch nichts Schreckliches geträumt? besinne Er sich einmal!“

J. Ich wüßte eben nichts. Doch jetzt fällt es mir ein. Es werden nun fünf Jahre sein, da träumte mir, daß ich gehenkt würde.

Pf. So! ist Er denn gehenkt worden?

J. Wie Sie sehen, so lebe ich noch.

Pf. Wenn also jener Traum nicht eingetroffen ist, so wird dieser gewiß auch nicht eintreffen. Träume sind Gaukeleien der Seele, davon man den Grund immer finden kann, wenn man darüber nachdenkt. Wenn man recht gesund ist, so träumt man lauter angenehme Sachen; ist aber der Körper in Unordnung, so hat man schwere Träume. Was hat Er denn gestern gegessen und getrunken?

J. Ich hatte einige gute Freunde bei mir, da tranken wir einen Kaffee mit einander, und aßen hernach einen Braten und Kuchen.

Pf. Uha! nun will ich den Traum bald erklären! geb Er Achtung! der Kaffee hat die Art an sich, daß er Wohl

Frau gibt ihm deswegen bisweilen einen Schlüssel in das Händchen, daß es daran kauen muß. Aber außerdem wird es doch wohl nöthig sein, daß ich noch etwas Arznei brauchen muß.

Wf. Kluge! Kluge! Bei Ihm trifft es doch recht ein, kluge Leute fehlen auch. Was soll denn das Kind mit dem Schlüssel thun? der Schlüssel ist ja von einem kalten Metalle gemacht, wenn das Kind damit in den Mund fährt; so werden ja dadurch die Zähne zurückgeschreckt. Lasse Er von Stund an den Schlüssel weg, und gebe dafür dem Kinde immer eine Brodrinde in die Hand, so wird es daran saugen, und das Zahnfleisch daran reiden, daß die Zähne nach und nach durchbrechen können. Wozu will Er das arme Kind mit Arzneien martern? der Gott, der dem Baume Kraft gab, Knospen heraus zu treiben, und allen Thieren Kraft, ohne Arznei Zähne zu bekommen, der hat gewiß auch den Kindern eine solche Einrichtung gegeben, daß sie, ohne Arznei, Zähne bekommen können. Lasse Er nur der Natur ihren Lauf, und werde Er nicht gleich ängstlich, wenn das Kind etwas ausstehen muß. Leiden muß jeder Mensch. Viele werden dadurch unglücklich, daß sie kleine Leiden sogleich mit Arzneien und andern Mitteln vertreiben wollen. Sollte das Kind viel ausstehen müssen, so kaufe Er täglich ein Loth Habergrüße, zerstoße es ein bißchen, koche es mit einem Maßel Wasser, thue etwas Zucker hinein, und laße davon das Kind etwas kaulicht trinken, das wird ihm sehr nützlich sein. Das Uebrige überlasse Er dem lieben Gott.“

Ich dankte dem lieben Herrn Pfarrer, ging an meine Arbeit, und fand, da ich nach Hause kam, mein Kind zwar noch krank, bald wurde es aber besser. Ich that auch als

es, was mir der Herr Pfarrer wegen der Zähne gerathen hatte, und es bekam sie, daß ich selbst nicht mußte nie. Einigemal war es freilich sehr unruhig und machte mich schlaflose Nächte, hernach aber kam immer ein Zahn nach dem andern zum Vorscheine.

Sobald mein Friederikchen etliche Zähne hatte, machte ich Anstalt das erste Capital anzulegen, das ich für sie gesammelt hatte. Damit hatte es folgende Bewandniß. Meine Frau hatte die Gewohnheit an sich, daß sie Jahr aus Jahr ein einheizte, wie es in vielen thüringischen Dörfern Mode ist. Mitten im Sommer, wenn es bisweilen eine Hitze war, daß man kaum Athem holen konnte, mußte sie doch dem Ofen sein Recht anthun, und Feuer hinein machen. Ich stellte ihr vor, daß dieß ganz vergeblich sei, sie meinte aber, es wäre um des Viehes willen nöthig, das doch täglich warm Wasser haben müsse. *)

Ich sagte, das wäre ja vergeblich. In Reinhardtsbrunn, wo ich einmal durchgegangen wäre, hätte ich gesehen, daß das Vieh das ganze Jahr hindurch kein warmes Wasser bekäme. Das half aber alles nichts. Manche Weiber sind nun so, daß wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben, sie dabei bleiben, man mag auch singen und sagen, was man will. Wollte ich Ruhe im Hause haben, so mußte ich halt stille schweigen.

Da mir aber meine Frau sagte, daß sie in andern Umständen wäre, so ging ich einmal Sonntags auf's Feld, legte mich unter einen Baum und hing da meinen Gedan-

*) Die Bantleute in Thüringen haben gemeiniglich in ihren Öfen kupferne Pfannen, um darin Wasser für das Vieh warm zu machen.

fen nach. Da ich nun so hin und her dachte, so fiel mir auf einmal ein Mittel ein, mein Weibchen dahin zu bringen, wohin ich sie haben wollte. Das geht, das geht, dachte ich bei mir selbst, sprang auf und wußte vor Freude nicht, was ich anfangen sollte.

Da kam Rebekchen und brachte mir eine Kanne Bier. „Was fehlt dir denn Kluge?“ sagte sie, „du bist ja so freundlich, wie ein Ohrwürmchen.“

„Sollte ich denn,“ war meine Antwort, „nicht freundlich sein, da ich nun bald Vater werden soll. Komm, setz dich zu mir, wir wollen einmal recht vergnügt sein. Ich habe jetzt bei mir selbst nachgedacht, was wir einmal unserm Kinde mitgeben wollen, und da habe ich einen Einfall gehabt, der sich gewaschen hat. Ich will etliche Schafe kaufen. Wie lange wird es währen, so bekommen sie Lämmer. Wenn dann das Kind nicht schweigen will, so gehen wir mit ihm in den Schaffstall und zeigen ihm die Lämmer, da lacht es denn, wenn es sie springen sieht. Ich fange hernach eins, halte es ihm vor, und lasse es von ihm streicheln. Rebekchen bedenk' nur einmal, was das für eine Lust sein wird, mit den Lämmerchen! Hernach lassen wir die Schafe scheeren, verkaufen die Wolle und legen das Geld zurück. Die Lämmerchen werden nach und nach auch Schafe und bekommen wieder Lämmerchen. Nun verkaufen wir alle Jahre Wolle und die ältesten Schafe, und legen das Geld immer zurück. Wenn hernach das Kind groß wird und will heirathen, so geben wir ihm eine ganze Heerde Schafe und einen großen Beutel voll Geld mit. Da wollen wir recht lustig sein, und mit einander tanzen, wie an unserm Hochzeitstage.“

Rebekchen wollte sich entzwei lachen, „Kluge,“ sagte

ste, „ich glaube du schwärmst. Wo willst du denn Futter für die Schafe herbekommen.“

„Das ist,“ sagte ich, „mein geringster Kummer, an Futter soll es nicht fehlen.“

„Wo willst du denn,“ fuhr sie fort, „das Geld herbekommen, wovon du die Schafe kaufest?“

„Das ist,“ sagte ich, „das einzige Pünktchen, das noch nicht auf's reine ist.“

„Siehst du, Kluge,“ sagte sie, „daß du schwärmst? du willst Schafe kaufen, und hast doch kein Geld dazu. Dir wird's gehen, wie der Frau, die Eier zu Markte trug, und so wie du berechnete, was sie mit dem Gelde, das sie aus den Eiern lösen würde, anfangen wollte. Die träumete auch von Schafen, Röhren, bauete sich in Gedanken ein schönes Haus, sprang vor Freunden hoch in die Höhe — paß da lagen die Eier auf der Erde, Schafe, Rinder und Haus, alles lag da! Ha! ha! ha! geht dir's nicht eben so? wo ist denn deine Heerde Schafe, und dein Beutel voll Geld, das du unserm Kinde mitgeben willst, wenn du jetzt so viel Geld nicht hast, um Schafe kaufen zu können?“

„Lache dich nur satt,“ sagte ich, „ich will dir doch noch zeigen, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin. Unser Kind ist noch nicht geboren. Ehe es so weit kommt, daß wir es zu den Lämmern tragen können, wird schon noch manches Tröpfchen Wasser verfließen. Wenn wir nun von heute an etwas zurücklegten —“

„Wovon denn?“ fragte sie, „wir haben ja selbst nichts übrig.“

„Das ist wohl wahr,“ sagte ich, „ich habe aber bei mir selbst gedacht, wenn wir im Sommer nicht mehr einheizten, legten das Holz alle Tage zurück, das wir bisher für

die liebe lange Weile verbrannten, und verkauften es nachher, so könnten wir schon so viel daraus lösen, daß wir im Stande wären, etliche Schafe zu kaufen.“

Sie wendete zwar noch allerlei ein, am Ende gab sie mir aber doch Recht. Es wurde von der Stunde an im Sommer nicht mehr eingeheizt, und jeden Tag so viel Holz zurück gelegt, als wir sonst zu verbrennen pflegten.

Jetzt hatte ich nun einen großen Stoß Holz zusammen, und machte Anstalt, ihn zu verkaufen. Ich borgte einen Karren und ein Pferd, und führte ein Fuder Holz zu Markte nach Jena.

In Jena machte ich mein Holz bald zu Gelde, ging in die Garküche und aß eine Bratwurst. Hernach ließ ich den Mann, dem das Fuhrwerk gehörte, und der gerne damit von Gable etwas holen wollte, weiter fahren, und ich ging langsam nach Hause.

Da ich so an der Saale ging, kam eben eine Holzflöße geschwommen, und ich hatte so eine große Freude daran, daß ich mich an das Ufer setzte, und zusah, wie die Leute, die auf der Flöße waren, sie so artig lenkten. Da sie vorbei geschwommen war, stand ich auf und wollte weiter gehen. Da ich aber den linken Arm aufstellte, um mich empor zu richten, kriegte ich, weiß der liebe Gott, wie? einen Beutel voll Geld in die Hand. Ich machte ihn auf — da waren acht Dukaten und ein Laubthaler darinnen. Heba! dachte ich, da hast du auf einmal Geld, davon du Ufer und ein Paar Schafe für dein Friederikchen kaufen kannst. Ich steckte den Beutel ein, und lief, wie wenn mir der Kopf brennte. Kaum war ich aber ein Fleckchen fort, so stand ich wieder stille und dachte der Sache ein ~~Bischen~~ weiter nach. Ist das auch wohl recht, daß du den

Beutel so geradezu behältst? Du mußt doch wohl erst versuchen, ob du den nicht auskundschaften kannst, der ihn verloren hat, sonst ist es ja so gut, als wenn du den Beutel gestohlen hättest. Und gestohlen Gut würde wohl Friederichchen wenig Segen bringen.

Da ich die Sache so hin und her überlegte, sahe ich einen Burschen gelaufen kommen, der an dem Orte, wo ich gefressen hatte, hin und her suchte.

Uha! dachte ich, der hat den Beutel verloren. Gehst du zu ihm? oder gehst du nicht? Du willst gehen, sagte ich zu mir selbst, bist so lange ein ehrlicher Kerl gewesen, und hast dich dabei wohl befunden, so willst du auch nun nicht ein Schelm werden.

Ich ging also zurück, ganz langsam, wie wenn mich mein Weg da vorbei trüge, und da ich zu dem Burschen kam, stand ich stille und fragte: „Hat Er denn etwas verloren, Herr Schwager?“ *)

„Ei,“ sagte er, „jawohl. Da hatte ich meine Kleider ausgezogen und mich gebadet, darüber habe ich meinen Geldbeutel verloren.“

„So?“ fuhr ich fort, „war denn viel Geld in dem Beutel?“

„Acht Dukaten,“ antwortete er, „und ein Laubthaler.“

Da griff ich in die Tasche, holte den Beutel langsam heraus, hielt ihn in die Höhe und fragte: „Das wird er doch wohl nicht sein?“

Herr Jemine! hatte der Bursche nicht eine Freude!

*) So pflegen in und bei Jena die Studironden und Bauern einander im Scherz zu nennen.

„Ja wohl,“ sagte er, „ist das mein Beutel. Willst du mit ihn wiedergeben?“

„Das versteht sich,“ sagte ich, und drückte ihm sogleich den Beutel in die Hand. Er machte ihn auf, holte einen Dukaten heraus, und wollte ihn mir geben.

„Daraus wird nichts, Herr Schwager,“ sagte ich, „behalte er sein Geld in Gottes Namen, ich nehme nichts an. Ich habe nichts gethan, als was ich thun mußte, wenn ich kein Schelm sein wollte.“

„Du willst kein Trinkgeld annehmen?“ antwortete er, und wollte mir es mit Gewalt aufdringen.

Ich that es aber durchaus nicht, und sagte: „Ich nehme nichts. Wenn mir der Herr Schwager aber eine Gefälligkeit erzeigen will, so sage er mir doch nur, warum er sich eigentlich gekadet hat. Bei uns wohnen so viele Leute, und es kommt keinem in den Sinn, sich zu baden.“ „Hör, Schwager,“ antwortete er, „du bist ein flotter (braver) Kerl, wie mir noch keiner vorgekommen ist. Ich will dir auf alles antworten, du mußt mir aber auch den Gefallen thun, und mit mir aufs Geleitshaus gehen, und eine Kanne Köstriger Bier mit mir trinken.“

Ich ging mit, und auf dem Wege fingen wir folgendes Gespräch mit einander an:

B. Höre Schwager! ich will dir nun alles sagen, warum ich mich bade, und warum sich eigentlich Jedermann baden sollte. Jeder Mensch dünstet aus, und wenn die Ausdünstung immer auf dem Leibe bleibt, so wird sie scharf, frist um sich, und da entstehen denn allerlei schlimme Zufälle. Wenn man den Kopf und Hals nicht fleißig wäscht, und wohl gar Pelzmützen trägt, so bekommt man Anschlag auf dem Kopfe, rothe Augen, Ohrenzwang, Zahnschmerzen

und andere dergleichen unangenehme Zufälle mehr. Wäscht man die Füße nicht, so bekommt man von dem scharfen Schweiß stinkende Füße und Leichdornen. Wäscht man den Leib nicht, so wird man da und dort wund, bekommt Geschwüre und allerlei andere Ausschläge. Badet man sich aber fleißig, so bleibt die Haut rein, und alle diese Plagen fallen weg. Nun will ich dir noch etwas sagen. Das frische Wasser stärkt. Wenn die Glieder immer unter den warmen Kleidern bleiben, so wird alles schlaff. Da lüftet z. E. unter dem Rückgrate eine große Ader hin, wenn diese zu warm gehalten wird, so wird sie immer schlaffer, und das Blut fängt darin an zu stocken. Da kommen hernach Rückenschmerzen, und am Ende gar die goldene Ader.

J. Die Rückenschmerzen habe ich wirklich auch seit acht Tagen gefühlt.

B. Siehst du? Für alles das ist nun das kalte Bad gut. Wenn man aus dem Wasser kommt, so ist man wie neu geboren.

J. Das hört sich ganz artig zu. Ich habe aber doch gehört, daß Leute, die sich kalt gebadet haben, vom Schläge sind gerührt worden.

B. Das kann wohl sein. Ich will dir aber einen guten Rath geben, wie du es anfangen mußt, daß dich der Schlag nicht rührt. Erstlich darfst du nicht sogleich in's kalte Wasser gehen, wenn du schwitzt, sondern mußt dich erst langsam ausziehen, und nach und nach kalt werden. Ferner darfst du dich nicht von unten herauf baden, sonst tritt das Blut nach dem Herzen und Kopfe zu, und kann leicht einen Schlagfluß verursachen. Du mußt erst den Kopf untertauchen, hernach die Brust waschen, und dann

erst in's Wasser gehen, so hast du gewiß keinen Schlagfluß zu beforgen.

J. Hm! aber ereignet sich denn nicht bisweilen der Fall, daß Leute erlaufen?

B. Ei ja wohl! das ist sonst in Jena gar vielmal geschehen. Seit einiger Zeit lassen aber die Herren Professoren jährlich einen Haloren von Halle kommen, und die ganze Saale untersuchen. Wo nun der Halore ein tiefes Loch findet, da lassen sie zur Warnung an das Ufer einen Pfahl hinsetzen, und daran schreiben: „hier ist es gefährlich, sich zu baden!“ Seit der Zeit ist Niemand mehr ertrunken, als — wer es sich vorgenommen hatte, zu ertrinken.

J. Aber — es ist doch so gar unverschämt, sich an einem öffentlichen Orte nackt auszuziehen.

B. Darin hast du Recht. Wer aber kein lieberlicher Mensch ist, der badet sich nicht an öffentlichen Orten, sondern auf Plätzen, wo nicht viele Menschen vorbei gehen. Hernach zieht er auch, ehe er das Hemde ablegt, allemal erst Badehosen an, wodurch alles bedeckt wird, was schamhafte Menschen zu bedecken pflegen.

J. Das ist nun alles gut. Das Baden ist aber doch nur eine Kur für den Sommer. Was soll man denn aber im Winter anfangen? Unter das Eis kann man doch nicht kriechen.

B. Warum nicht? Wenn man sich dazu gewöhnt hat, so kann man auch in gefrorenem Wasser sich baden. Dir will ich es aber nicht anrathen, weil du dazu nicht gewöhnt bist. Ich will dir aber doch einen Rath geben, wie du dich auch im Winter baden kannst. Trage dir einen Kübel voll eiskaltes Wasser in deine Stube, dann *schleße die Thür zu*, ziehe dich nackt aus, wasche dir

mit einem Schwamme erst den Kopf, dann den Nacken und Hals, ferner die Brust, endlich die übrigen Theile. Vorzüglich fahre mit dem nassen Schwamme etliche Mal über den Rückgrat, bis an das Ende desselben weg. Gib Achtung, es wird dir sehr nützlich sein.

J. Woher weiß Er denn das alles? Herr Schwager. Ich glaube, Er will ein Doctor werden.

B. Warum denn nicht gar ein Doctor? Ich studire, um einmal ein guter Prediger zu werden. Wie kommst du denn auf den Einfall, daß ich ein Doctor (ein Arzt) werden wollte?

J. Weil Er alles weiß, wie es mit dem menschlichen Körper beschaffen und was ihm zuträglich, und was ihm nicht zuträglich ist.

B. Sag' mir aber doch, weißt du denn, was du thun mußt, um den Acker gut zu bauen?

J. Das versteht sich. Wer Acker hat, der muß auch wissen, wie man den Acker banen muß.

B. Ganz recht, und wer einen Körper hat, der muß auch wissen, wie man den Körper gesund erhalten muß.

J. Ich bin auch Seiner Meinung, Herr Schwager. Aber wir dürfen nicht zu laut sprechen, daß es die Herren Doctors nicht hören; die würden schlecht mit uns zufrieden sein.

B. Da mußt du die Aerzte schlecht kennen. Ein vernünftiger Arzt hat es immer gern, wenn die Leute sich selbst gesund zu erhalten wissen, da wird er doch nicht immer von ihnen gehudelt und alle Augenblicke abgerufen, wenn dem und jenem etwa einmal der Schweiß zurück geschlagen ist, oder sich ein bißchen Schnupfen eingefunden hat.

J. Wenn es aber alle Leute so machten, so würden die Aerzte schmale Bissen essen müssen.

B. Darum sei du nur unbesorgt! das wirst du und ich nicht erleben. Die meisten Leute glauben und bleiben dabei, wenn ihnen etwas fehlt, so könne Niemand helfen, als der Arzt.

Probire es einmal und rathe einem, der sich den Magen verdorben hat, er solle ein Paar Schalen Fliederthee trinken, er wird dich anlachen. Wenn aber der Arzt kommt und befühlt ihm den Puls und schreibt ihm ein Recept, worin recht viel Lateinisch und mancherlei Zeichen stehen, die er nicht versteht, ja dann ist es etwas anderes, da glaubt er, das müsse helfen. Und hernach kommen doch Fälle genug vor, wo sich auch der klügste Mensch nicht selbst zu helfen weiß, und zum Arzte seine Zuflucht nehmen muß.

J. Aber sag' er mir nur, woher er das Alles gelernt hat?

B. Von meinem Vater. Der war ein Prediger in Pommern und hatte zwölf lebendige Kinder, davon ich das jüngste bin, und die alle so gesund waren wie die Fische. Das war gar ein artiger Mann. Wenn er mit uns des Morgens sang, so war das immer sein Leibvers:

„Gesunden Leib gib mir,
Und daß in solchem Leib,
Eine unverlehte Seel'
Und rein Gewissen bleib.“

Hernach gab er uns das Frühstück und discutierte allerlei mit uns. Kinder, sagte er oft, Geld kann ich euch nicht mitgeben, dafür will ich aber sorgen, daß ihr einmal gesunde Leib, eine unverlehte Seele und ein rein Gewissen

bekommt. Bisweilen besuchten ihn die benachbarten Prediger, brachten ihre Kinder mit, und ließen sie ansagen, was sie alles gelernt hätten. Da lächelte mein Vater allemal und sagte: „ehe meine Kinder die Geheimnisse im Gott kennen lernen, will ich sie erst mit ihrem Körper bekannt machen, und ehe sie lernen, wie das Wasser auf Lateinisch heiße, will ich ihnen erst zeigen, wozu man es benutzen kann.“ Wenn seine Kinder vier Wochen alt waren, so ließ er sie täglich mit kaltem Wasser waschen. Den Sommer durch ging er alle Tage mit etlichen von seinen größern Kindern an den Fluß, der durch seinen Garten floß, und badete sich.

Manche Leute wollten ihm das für übel nehmen und sagten, das schicke sich für einen Prediger nicht. Er gab aber allemal zur Antwort: „lieben Freunde, das Baden ist eine unschuldige Sache, und es kann es damit jeder Mensch halten, wie er will. Wenn es Sünde wäre, so würde es ja der Prophet Elisa dem Naeman nicht gerathen haben. Der Prophet Elisa war ja auch ein gottesfürchtiger Mann, sonst würde ihm ja der Prophet Elias nicht seinen Mantel hinterlassen haben. Wenn es Unrecht wäre, so würde ja unser Heiland nicht in den Jordan gestiegen sein.“

„Es hat so jeder seine eigene Art und Weise. Um eure Gesundheit zu erhalten, laxirt, purgirt und vomirt ihr, schwitzt und laßt Ader, und schröpft, und setzt Blutigel und spanische Fliegen, und laßt euch klystiren. Um meine Gesundheit zu erhalten — bade ich mich. Ich lasse euch euren Willen, seid so gut und laßt mir auch den meinigen. Ihr schreit, ich schlage meine Kinder mit der Hand todt, und meine Kinder sind immer frisch und gesund und stirbt mir keines. Bei euch sterben von dreien immer wenigstens eines.

und die übrigen zwei sind gemeiniglich nicht gesund, und doch sage ich nicht, daß ihr sie mit der Hand todt schläget. Drum laßt mir meinen Willen, ich will euch den eurigen auch lassen.“

J. Den Herrn möchte ich gekannt haben, das muß ein verständiger, wackerer Prediger gewesen sein. Ich will es doch probiren und mich auch baden.

B. Da thust du wohl daran. Aber noch eins, wenn du dich baden willst, so thue es immer vor Tische. Nach Tische soll es nicht gesund sein.

Er wollte weiter reden, da wir aber eben an das Geleitshaus kamen, so wurde der Discurs unterbrochen. Auf dem Geleitshause waren wohl zwölf Herren Studenten, die alle große Augen machten, da sie einen so geringen Menschen in ihre Gesellschaft kommen sahen. Da aber der Pommeraner erzählte, was zwischen ihm und mir vorgefallen war, so traten sie alle um mich herum, und konnten des Lobens und Rühmens gar nicht satt werden.

„Ich weiß gar nicht, meine Herren,“ sagte ich, „warum Sie von der Sache so viel Aufsehens machen. Ich habe ja weiter gar nichts gethan, als was jeder ehrliche Kerl thun muß. Ich wäre ja nicht werth, daß mich Gottes Erdboden trüge, wenn ich einem andern sein Eigenthum hätte rauben wollen.“

„Bravo! das gefällt mir,“ sagte ein schöner langer Mensch, und klopfte mich auf die Achseln. „Gerade so muß der rechtschaffene Mann handeln. Er muß das Gute thun, nicht, um gelobt zu werden, sondern deswegen, weil es gut ist.“

„Ja, Kluge,“ sagte ein kleiner, freundlicher Mann, „das ist wahr, du bist ein braver Mann.“

Trank mir ein Glas Köflicher Bier zu, und sagte:
 „Schmolli's Kluge!“

„Nichts für ungut!“ antwortete ich, „lieber Herr Schwager! das ist mir zu gelehrt. Ich habe kein Latein gelernt.“

„Das brauchst du auch nicht. Trink' du nur, und sprich Fiducit.“

„Auf Ihre Verantwortung,“ sagte ich, „Fiducit!“ *)
 Da ich nun etwa vier Gläser getrunken hatte, nahm ich meinen Stock und wollte fortgehen. Da brachte mir aber ein anderer Bursche noch einen Krug voll Bier.

Ich sagte: „soll ich denn ohne Laterne nach Hause gehen?“

„Ohne Laterne?“ fragte der Bursche, „wie verstehst du denn das?“

„Sehn Sie, meine Herren,“ sagte ich, „wenn man in der Nacht geht, so muß man eine Laterne bei sich haben, daß man nicht stolpert, oder in einen Graben fällt. Wir gehen, wie es mir vorkommt, alle in der Nacht, und verfehlen gar leicht den rechten Weg. Da ist nun unsere Laterne, wie unser Herr Pfarrer zu sagen pflegt, unser Verstand. Wer mich nöthigt, meinen Verstand zu vertrinken, der löscht meine Laterne aus, das wollen Sie doch wohl nicht thun?“

„Nein,“ sagten alle, „das wollen wir nicht thun. Halt dich nur an deinen Herrn Pfarrer,“ sagte ein anderer, „und laß dir immer viel Del in die Laterne gießen, daß sie nicht von sich selbst auslöscht!“

*) Diese zwei Wörter sagten sonst die Studirenden bloßweilen im Scherz, wenn sie einander eine Gesundheit zuwachten.

„Leben Sie alle recht wohl, meine Herren,“ antwortete ich, „und nehmen Sie mir nichts vor übel.“

Da drückten sie mir Alle die Hände, und lobten mich so sehr, daß ich mich schäme, es nachzusagen.

Auf dem Wege dachte ich nun Allem, was vorgefallen war, recht nach. Das war gut, dachte ich, daß du den Beutel nicht behieltest. Wenn du ihn nun behalten hättest, was wäre es? Acht lumpigte Ducaten und einen Laubthaler hättest du. Was wäre das? so viel kannst du dir ja, wenn du deine Zeit gut anwendest, leicht mit gutem Gewissen erwerben. Bei diesem Gelde hättest du aber ein böses Gewissen, trauest Niemanden recht anzusehen, könntest nicht mit Andacht beten. Hm! Hm! und dein Kedecken ist eine so brave Frau! hat dich immer so lieb gehabt, weil sie dich für einen ehrlichen Kerl hielt. Hättest du den Beutel mit Geld nach Hause gebracht: so hätte es Rebekchen entweder gut geheißt, oder nicht. Hieß sie es gut, so war sie eine Frau, die nichts werth ist. Hieß sie es aber nicht gut, so konnte sie mich auch nicht mehr lieb haben. Wie ist's denn möglich, daß eine ehrliche Frau einen schlechten Kerl lieb haben kann?

Da hätte ich nun die Bescherung! und wenn ich einen ganzen Sack voll Geld zu verdienen wüßte, so ist er mir doch nicht so lieb, als die Liebe meiner Frau.

Und wenn ich das Geld behalten hätte, so hätte ich ja den braven Burschen nicht kennen lernen. Wenn das alles wahr ist, was er mir gesagt hat, so ist ja das mehr als hundert Ducaten werth, was ich von ihm gelernt habe. Und wie dich die Bursche so lieb bekommen haben! Wenn du wieder Holz oder sonst etwas zu Markte bringst — was gilt's, sie kaufen von Klugen am ersten.

So schlenderte ich fort, und sah in der Dämmerung einen Hasen mit seinen Jungen herum springen. Das Ding gefiel mir. Ich setzte mich nieder, und sah den Haschen ein Bißchen zu.

Da ich aber am besten saß, hielt mir Jemand die Augen zu und fragte: „Wer ist's?“

Sogleich konnte ich es nicht errathen, weil die Stimme verstellt war. Ich griff also nach den Händen, die mir die Augen zuhielten, und, da ich an dem kleinen Finger der rechten Hand eine Warze fühlte, so merkte ich gleich mit wem ich es zu thun hatte. „Rebekchen ist's,“ rief ich.

Den Augenblick wurden mir die Augen frei gelassen, und Rebekchen hing an meinem Halse. Das war gar eine herzliche Freude. Ich glaube überhaupt, daß es eine der größten Freuden ist, die der Mensch auf Erden finden kann, wenn er nach einer Reise in die Arme einer lieben guten Frau zurückkehrt. Sie nahm mich bei der Hand, und wir gingen unter mancherlei Discursen nach Hause.

Da ich in die Stube kam, war der Tisch schon gedeckt, Rebekchen lief in die Küche, holte ein Paar gebratene Tauben, Butter, Käse und Brod, und eine Kanne Bier.

„Du tractirst mich ja heute gar hoch,“ sagte ich.

„Wer wollte denn,“ war ihre Antwort! „einen so lieben Mann nicht tractiren. Du hast heute einen beschwerlichen Weg gehabt, da ist es ja auch billig, daß du auch etwas bessres, als sonst genießest. Wir haben ja auch alles selbst, und ich habe kein Geld ausgegeben, als für die Kanne Bier. Die hast du aber, dünkte ich, gar wohl verdient.“

Ich glaube dem Kaiser von Feh und Marokko konnte es dazumal nicht besser schmecken, als mir. Die Motion hatte mir guten Appetit gemacht, und die Liebe weicet

„Leben Sie alle recht wohl, meine Herren,“ antwortete ich, „und nehmen Sie mir nichts vor übel.“

Da drückten sie mir Alle die Hände, und lobten mich so sehr, daß ich mich schäme, es nachzusagen.

Auf dem Wege dachte ich nun Allem, was vorgefallen war, recht nach. Das war gut, dachte ich, daß du den Beutel nicht behieltest. Wenn du ihn nun behalten hättest, was wäre es? Acht lumpigte Ducaten und einen Laubthaler hättest du. Was wäre das? so viel kannst du dir ja, wenn du deine Zeit gut anwendest, leicht mit gutem Gewissen erwerben. Bei diesem Gelde hättest du aber ein böses Gewissen, trauest Niemanden recht anzusehen, könntest nicht mit Andacht beten. Hm! Hm! und dein Rebekchen ist eine so brave Frau! hat dich immer so lieb gehabt, weil sie dich für einen ehrlichen Kerl hielt. Hättest du den Beutel mit Geld nach Hause gebracht: so hätte es Rebekchen entweder gut geheißsen, oder nicht. Hieß sie es gut, so war sie eine Frau, die nichts werth ist. Hieß sie es aber nicht gut, so konnte sie mich auch nicht mehr lieb haben. Wie ist's denn möglich, daß eine ehrliche Frau einen schlechten Kerl lieb haben kann?

Da hätte ich nun die Bescherung! und wenn ich einen ganzen Sack voll Geld zu verdienen wüßte, so ist er mir doch nicht so lieb, als die Liebe meiner Frau.

Und wenn ich das Geld behalten hätte, so hätte ich ja den braven Burschen nicht kennen lernen. Wenn das alles wahr ist, was er mir gesagt hat, so ist ja das mehr als hundert Ducaten werth, was ich von ihm gelernt habe. Und wie dich die Bursche so lieb bekommen haben! Wenn du wieder Holz oder sonst etwas zu Markte bringst — was gilt's, sie kaufen von Klugen am ersten.

So schlenderte ich fort, und sah in der Dämmerung einen Hasen mit seinen Zungen herum springen. Das Ding gefiel mir. Ich setzte mich nieder, und sah den Hasen ein Bißchen zu.

Da ich aber am besten saß, hielt mir Jemand die Augen zu und fragte: „Wer ist's?“

Sogleich konnte ich es nicht errathen, weil die Stimme verstellt war. Ich griff also nach den Händen, die mir die Augen zuhielten, und, da ich an dem kleinen Finger der rechten Hand eine Warze fühlte, so merkte ich gleich mit wem ich es zu thun hatte. „Rebekchen ist's,“ rief ich.

Den Augenblick wurden mir die Augen frei gelassen, und Rebekchen hing an meinem Halse. Das war gar eine herzliche Freude. Ich glaube überhaupt, daß es eine der größten Freuden ist, die der Mensch auf Erden finden kann, wenn er nach einer Reise in die Arme einer lieben guten Frau zurückkehrt. Sie nahm mich bei der Hand, und wir gingen unter mancherlei Discursen nach Hause.

Da ich in die Stube kam, war der Tisch schon gedeckt, Rebekchen lief in die Küche, holte ein Paar gebratene Lansen, Butter, Käse und Brod, und eine Kanne Bier.

„Du tractirst mich ja heute gar hoch,“ sagte ich.

„Wer wollte denn,“ war ihre Antwort' „einen so lieben Mann nicht tractiren. Du hast heute einen beschwerlichen Weg gehabt, da ist es ja auch billig, daß du auch etwas bessres, als sonst genießest. Wir haben ja auch alles selbst, und ich habe kein Geld ausgegeben, als für die Kanne Bier. Die hast du aber, dünkte ich, gar wohl verdient.“

Ich glaube dem Kaiser von Feh und Marokko konnte es dazumal nicht besser schmecken, als mir. Die Motion hatte mir guten Appetit gemacht, und die Liebe weinert

Frau machte, daß es mir noch besser schmeckte. Sie zeigte mir doch, daß sie mich in meiner Abwesenheit nicht vergoffen hatte.

Bei Tische sprachen wir noch mancherlei über unsere Haushaltung, und wie wir künftig alles besser einrichten wollten. Da klagte nun Rebekken, daß sie durch unsere kleine Tochter zu sehr versäümet würde. Den ganzen Tag müsse sie sie fast auf dem Arme tragen, könnte keine Hand aufschlagen, und alles blieb liegen und stehen. Ich strich unterdessen Butter auf mein Brod, und überlegte, wie ich der guten Frau helfen könnte. Da fielen mir die jungen Häschen ein, die ich mit dem Alten hatte spielen sehen. „Wie müssen denn,“ sagte ich, „die jungen Hasen thun? Die werden ja auch von der Mutter nicht getragen, und lernen doch so gut laufen, als es unser Friederikchen in seinem Leben nicht lernen wird. Vielleicht kommt das eben daher, weil sie von dem alten Hasen nicht getragen werden.“

Rebekken lachte, und sagte: „ein Kind ist kein Hase. Hast du wohl in deinem Leben gehört, daß die Kinder so geschwind laufen lernen, als die Hasen?“

„Das wohl nicht,“ war meine Antwort, „vielleicht lernen aber die Kinder das Laufen geschwinder, wenn sie nicht immer getragen würden. Weißt du was, versuche es morgen, und setze Friederikchen auf die Erde, und sieh zu, ob sie nicht nach und nach wird kriechen lernen.“

„Kriechen wohl,“ sagte Rebekken, und lachte laut, „soß denn aber dein Kind ein Wurm werden, der kriecht?“

Es wurde noch hin und her disputirt, endlich hatte ich ~~und~~ Disputiren satt, nahm das Licht und sagte: „weißt

du was, Rebekchen, ich bin müde, und gehe zu Bette. Wenn du mit willst, so komm!"

Sie kam. Den andern Morgen schickte ich sie auf das Feld an ihre Arbeit und sagte, ich wollte heute selbst Kindermäntel machen. Sie ließ es sich gefallen, und ich setzte Friederikchen auf die Erde, holte eine Hand voll Laub, legte es um sie herum, und sah zu, was sie beginnen würde.

Da holte sie nun ein Büschchen nach dem andern herbei, spielte damit, warf es hin, und holte es wieder.

Einmal reichte sie nach einem, fiel um, und fing an zu schreien. Schrei du nur, dachte ich, und that nicht, als wenn ich es hörte. Da rutschte sie auf dem Bauche fort, und holte es.

Ich hatte darüber gar eine herzlichliche Freude, bei meiner Frau verdiente ich aber damit wenigen Dank. Diese knurrte, als sie nach Hause kam, und meinte, bei dem Kriechen würde zu viel an der Kleidung ruinirt. Ich strich ihr aber die Backen, und sagte: „weißt du denn nicht, wie in der Bibel steht: ist nicht der Leib mehr als die Kleidung? Ist's denn nicht besser, daß die Kleidung zu Grunde geht, als daß der Leib schwach und kraftlos bleibt?“

Kurz, ich brachte meine Frau durch gute und böse Worte dahin, daß sie das Kind weniger trug und desto öfter kriechen ließ. War sie zu Hause, so kroch es in der Stube, war sie aber auf dem Felde, und es war gut Wetter, so ließ sie es neben sich herum kriechen.

Es währte nicht lange, so kroch mein Friederikchen an die Bank, half sich empor und stand, nach wenigen Wochen lief es an der Bank hin und her. Darauf setzte ich durch die ganze Stube hin Stühle, immer so weit von einander,

daß sie keinen mit den Händen erreichen konnte, und legte auf jeden ein Paar Kirschen. Die Kirschen machten ihr Appetit, sie schielte darnach, schrie: „ah! ah!“ Da ich aber nicht that, als wenn ich es hörete, so versuchte sie es, und wackelte nach dem einen Stuhle hin. Da ihr dieses gelungen war, bekam sie mehr Muth, und ging auch nach den übrigen Stühlen.

Nach ein Paar Wochen hatten wir einen Tag, der uns so viel Freude machte, als unser Hochzeittag. Es war nämlich Sonntag, und ich las meiner Frau etwas aus dem Noth- und Hülfsbüchlein vor. Auf einmal kam Friederichen ganz allein durch die Stube gelaufen, und, da sie es einmal probirt hatte, so blieb sie auch dabei, und lernte von der Stunde an ohne Anstoß laufen.

Auf diese Art haben alle meine Kinder laufen gelernt. Kein Laufzaum, kein Gängelwagen ist jemals in mein Haus gekommen. Keins von meinen Kindern hat eine hohe Schulter, oder einen Dollfuß bekommen. Alle sind sie aufgewachsen so schlank, wie die Erlen, daß sie Menschenaugen gern sahen.

Wenn ich hernach in die Stadt gekommen bin, und habe gesehen, wie manche Stadtleute ihre Kinder erziehen, so habe ich oft meine Betrachtungen darüber gehabt, und bei mir selbst gedacht, woher es wohl kommen möge, daß doch viele Stadtleute, die immer klüger sein wollen, als wir Bauersleute, doch in Ansehung der Kinderzucht so gewaltig einfältig sind. Ich bin, so wahr ich ehrlich bin, in Häuser gekommen, wo sie die Kinder den ganzen Tag im warmen Mantel tragen, an Laufbändern führten, oder in der Laufbank umberlaufen ließen. Was kam aber dabei heraus? Durch das Zusammenpressen der Füße in dem

Mantel, wurden die Beine krumm, und durch das Herumgerren an Laufbändern wurden die Schulterblätter in die Höhe gezogen. Laufen lernen solche Kinder kaum vor dem sechsten Jahre. Bis dahin wackelten sie, wie die jungen Enten.

Ich erinnere mich noch, daß ich einmal mit Friederichen, da sie ungefähr zehn Jahre alt war, in die Stadt ging, und ein Paar Schock Eier zu Markte trug. Wir verkauften sie bei einer Frau Rathsherrin. Die hatte nun sich ganz in mein Mädchen vernarret, lobte und rühmte sie, und sagte, sie hätte lange Zeit so ein allerliebstes, schönes, gesundes Kind nicht gesehen. Sie mußte mit in die Kinderstube gehen, und bekam von ihr eine Schale Kaffee, und ein Paar Zwiebäcke.

Bei der Gelegenheit bekam ich nun auch ihre Kinder zu sehen. Daß Gott tausendmal im Himmel erbarme, waren das nicht Kinder! Das eine hatte einen dicken Bauch, das andere eine hohe Schulter, das dritte krumme Beine.

Weil uns die Frau Rathsherrin so gut aufgenommen hatte, so dachte ich, du möchtest ja wohl auch dankbar sein, und der lieben Frau einen guten Rath geben. Da sie also mein Mädchen auf die Backen klopfte, und sie wieder lobte, so nahm ich mir die Kühnheit und sagte: „Wenn sie es nicht für ungut nehmen wollen, so wollte ich Ihnen wohl sagen, was Sie thun müßten, daß Ihre lieben Kinder auch so gesund würden, als meine Friederike.“

Da machte sie mir aber eine gewaltige Runzel und fragte: „was wäre denn das?“

„Weiter gar nichts,“ antwortete ich, „als daß Sie die Kinder nicht ließen so viel im Mantel tragen, und ließen sie nicht an Laufbändern herum fahren, sondern ließen sie

lieder erst kriechen, so lange, bis sie das Gehen von selbst lernten.“

„So!“ sagte sie, und machte mir ein schrecklich böses Gesicht, „meine Kinder sind aber keine Bauernkinder, und sind nicht auf der Kartoffelmaß.“

Aha! dachte ich, schreibt die Kreide so, so willst du gern abziehen. Ich machte also meinen Bückling und ging fort.

Auf dem Wege dankte ich dem lieben Gott recht herzlich für alles Gute, das er bisher an mir gethan hatte. Du willst, dachte ich, gern mit deinem Zustande zufrieden sein. Du hast zwar nicht so vieles Geld, als die Leute, die in Städten wohnen, dagegen bist du aber doch gesund, und hast gesunde Kinder. Die sind doch mehr als Gold und Silber werth.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, was ich mit dem Gelde angefangen habe, das ich aus dem Holze, das den Sommer hindurch war erspart worden, gelöst hatte.

Ich brachte drei baare Thaler mit nach Hause, die zählte ich meiner Frau auf, und sagte, „sieh, hier ist unserer Tochter Heirathsgut!“

Da lachte meine Frau laut auf und sagte, „davon kann sie sich ja das Salz und Brod nicht kaufen, das auf der Hochzeit aufgeht.“ Ich gab ihr aber zur Antwort, „dafür laß du mich nur sorgen!“

Den folgenden Tag steckte ich mein Geld in die Tasche, ging aus und kaufte dafür ein Schaf und ein Lamm.

Da ich es nach Hause brachte, lachte Rebekchen wieder, und sagte, „ich will doch sehen, was der Kluge noch für Seng anfangen wird!“

„Das sollst du sehen,“ war meine Antwort. „Lachst du jetzt, so sollst du noch mehr nach etlichen Jahren lachen.“

Ich trieb mein Schäfchen nebst seinem Lamme mit auf die Weide. Das durfte ich thun, weil ich ein Stückchen Land besaß.

Rebekchen lachte noch immer, und sagte, „woher soll denn das Winterfutter kommen?“

„Eben daher,“ sagte ich, „woher mein Haus, Hof Acker, Weib und Kind gekommen ist. Es war einmal Kirmse in unserm Dorfe, da machte ich mich lustig, tanzte brav, und am meisten mit — du wirst roth — du merkst also wohl, mit wem ich am meisten tanzte? Du weißt auch wohl, wem ich damals so recht herzlich die Hände drückte? Von wem ich das erste Mäulchen bekam? Der erste Tag war also ganz gut angewendet, weil ich bei dieser Gelegenheit ein ganz artiges Mädchen kennen lernte, von dem ich glaubte, daß es mich einmal glücklich machen könnte.“

„Wenn es dich,“ war ihre Antwort, „nur recht glücklich gemacht hat.“

„Benigstens,“ sagte ich, „kenne ich noch keine Frau, mit der ich es vertauschen möchte.“

Sie knif mich in den Backen, da ich das sagte.

„Den andern Kirmsentag wurde nun wieder getanzt. Ich tanzte auch mit, dachte aber, wenn du Abends sechs Uhr zum Tanze gehst, so ist es ja noch Zeit genug. Vorher kannst du deine Zeit wohl nützlicher anwenden.“

„Ich blieb also zu Hause, und las in einem Buche, das mir der gnädige Herr von Heilberg geliehen hatte. Da fand ich nun, daß man die Schafe sehr wohlfeil den Winter hindurch erhalten könne, wenn man, vom Ende des Augusts an, die Zweige von Eichen, Erlen, Weiden.

Haselnüssen u. dgl. abschnitt, trocknete, und die Schafe damit fütterte. Das will ich nun jetzt ausführen.“

„Bist ein närrischer Kerl,“ sagte sie, „wenn nun das alles auch wirklich wahr wäre, woher willst du denn aber die Zweige nehmen? Du hast ja weder Eichen, noch Erlen, noch sonst etwas.“

„Ei,“ gab ich zur Antwort, „was ich nicht habe, das haben andere Leute.“ Damit war es gut.

Ich ging darauf zum Herrn von Heilberg, und fragte ihn, ob ich etwa seine Säune, Erlen und Weiden auspußen sollte! Er lächelte, und wollte wissen, warum ich eben jetzt diese Arbeit vornehmen wollte, da es doch ganz außer der Zeit wäre.

Da sagte ich ihm nun mein Vorhaben, daß ich die Zweige trocken, das Laub die Schafe fressen lassen, und ihm dann das Holzwerk zurück geben wollte.

Damit war er nun recht wohl zufrieden.

Was hatte ich also zu thun? Ich ging alle Tage mit meinem Stephan ein paar Stunden an die Säune, Weiden und Erlen des Herrn von Heilberg, puhte sie aus, machte aus den ausgepuhten Zweigen Bündelchen, stellte sie etliche Tage an die Sonne, und schaffte sie dann, wenn sie getrocknet waren, in die Scheuer. Mit der Manier brachte ich in wenigen Tagen einen ziemlichen Vorrath für meine Thierchen zusammen.

Da nun der Winter herbei kam, so war das meiner Frau größte Freude, wenn sie das Schäfchen und das Lämmchen füttern konnte. Sie wußte das Futter auch so artig einzuthellen. Zum Morgenbrode gab sie ihnen ein Erlenbündelchen, zum Mittagsbrode ein Haselbündelchen, und zum Nachtbrode ein Weidenbündelchen. Nach Tische

standen wir manche liebe Viertelstunde dabei, und sahen zu, wie es den Thierchen so gut schmeckte. Und keins sah lieber zu, als unser Friederikchen. Wenn es bisweilen unwillig war, und ich konnte es mit nichts zufrieden stellen, so sagte ich, willst du denn mit zu den Schäfchen gehen?

Da hätte eins die Freude sehen sollen! Sie umfaßte meine Knie und rief: „bä! bä! bä!“ Wenn ich sie nun auf den Arm nahm, und ging nach dem Stalle zu, da lachte, da strampelte sie, fiel mir um den Hals, und rief: „bä! bä!“ Hernach mußte ich ihr ein Büschelchen Weide geben, das hielt sie den Schafen vor, und ließ sie davon fressen.

Nach Peterstag war die Freude noch größer, da kriegte das Schaf ein Lämmchen, ein recht artiges mit schwarzen Spiegeln. Nun wollte das Mädchen fast gar nicht vom Schafstalle weg. Da hatte ich manchmal meine Gedanken drüber, wie leicht es sei, Kindern Freude zu machen! Andere Leute geben viel Geld für Docken und Geißelmännchen aus, und lassen ihren Kindern Schafe, Lämmer, Hühner, Gänse u. dgl. von Pappe, Holz und Gips machen. Ich habe wenig oder nichts für Spielwerk meiner Kinder ausgegeben. Meine Frau pflegte ihnen ein Schnupstuch zusammen zu binden, daß es wie eine Docke (Puppe) aussah, damit vertrieben sie sich die Zeit. Die größte Freude hatten sie aber, wenn ich sie zu den Thieren führte, die ich hatte, zu den Hühnern, der Kuh oder den Schafen, da lachten sie und freueten sich.

Nach meiner Meinung muß ja auch einem Kinde ein lebendiges Thier lieber sein, als ein hölzernes.

Die Freude müssen ja aber freilich die Kinder entbehren, die in Städten erzogen werden.

Wieder auf mein Schaf und Lamm zu kommen, so kriegte das Schaf nach Peterstag ein Lämmchen. Im Frühlinge ließ ich ihnen die Wolle abschneiden, verkaufte sie und legte das Geld, das ich daraus gelöst hatte, für mein Friederikchen in eine Sparbüchse.

Das folgende Jahr bekamen meine Schafe zwei Lämmer, und gaben noch einmal so viel Wolle, die verkaufte ich wieder, und legte das Geld zurück. Da wir bei uns eine trockene Weide haben, so fraß sich selten ein Schaf faul, es crepirte auch selten eins, und sie vermehrten sich so stark, daß ich in etlichen Jahren eine Heerde von dreißig Stück hatte, von der ich jährlich sechs bis acht Stück verkaufen konnte. Nun war ich ja freilich nicht mehr im Stande, sie mit trockenem Laube zu ernähren, aber ich hatte unter der Zeit noch etliche Acker Land und Wiesen gekauft. Wenn ich nun zu dem Laube noch das Stroh und etwas Heu von der Wiese nahm, so hatte ich immer so viel Futter, als nöthig war, sie auszumintern.

Freilich konnte ich auch Friederiken den Gewinnst von den Schafen nicht mehr alleine lassen, sobald ich sie mit Laub nicht mehr ernähren konnte. Ich gab ihr also nur die Hälfte von dem, was ich aus der Wolle und den Schafen löfete, und die andere Hälfte behielt ich für mich. Aber demunerachtet vermehrte sich das Kapitälchen, das ich für sie sammelte, alle Jahre. Aus Pfennigen wurden Groschen, und die Groschen verwandelten sich in Thaler.

Noch mehr nahm es zu, da Friederikchen größer wurde, und selbst etwas verdienen konnte. Denn, sobald sie drei Jahre alt war, führte ich sie zu meiner Frau und sagte:

„Hier, liebe Frau, hast du ein Kapital erworben, das die reichliche Dinsen einbringen wird, wenn du es nur recht zu benutzen weißt. Was du thust — denke nur immer darauf, wie du dem Kinde etwas zu thun schaffst.“

Das muß ich nun meiner Frau nachreden, daß sie mir, da sie mich erst hatte kennen lernen, in solchen Stücken gerne folgte. Sie sprang immer früher aus dem Bette, als sonst, lief in die Stube, setzte sich an den Tisch und überlegte. Anfänglich wußte ich nicht, was das Ding bedeuten sollte, ich schlich ihr also einmal nach, und siehe da, da hatte sie ein Büchelchen, und schrieb etwas hinein.

„Darf ich's sehen?“ fragte ich, „was du da schreibst.“ „Wenn du es nicht lassen kannst, so siehe her.“ antwortete sie. Da hatte sie nun für jeden Tag eine Seite bestimmt, und darüber geschrieben, z. B. den 5ten August.

Hernach 4 Fragen und 4 Antworten. S. E.:

- | | |
|--|---|
| 1. Was thue ich heute? | Weizen binden. |
| 2. Was gebe ich Friederikchen zu thun? | Aehren zusammen lesen, indem wir Weizen binden. |
| 3. Womit mache ich meinem Manne eine Freude? | Die Strümpfe ihm geben, die du bei dem Hin- und Hergehen auf das Feld für ihn gestrickt hast. |
| 4. Was koche ich? | Hirsenbrei und Eierkuchen. |

Ich habe in meinem Leben viel erzählen gehört, vom Steine der Weisen, der die Kraft haben soll, das Blei in Gold zu verwandeln. Niemals habe ich mir aber Mühe gegeben, ihn zu finden. Wozu brauchte ich es denn? Ich

hatte ihn ja schon. Durch die gute Anwendung, die ich, meine Frau und meine Kinder, von der Zeit machten, verwandelten wir nicht nur Blei, sondern alles, was um uns war, in Gold. Auch die verächtlichsten Sachen, die sonst Niemand zu benutzen pflegt, wußten wir zu gebrauchen und zu Gelde zu machen.

Es ist mir immer lächerlich gewesen, wenn andere Leute so sehr klagten, daß sie zu viele Kinder hätten, und sorgten, wie sie etwas für sie sammeln wollten. Meine Kinder habe ich immer als Kapitale angesehen, von denen ich die Interessen zog. Denn, sobald sie nur ein bißchen heran wuchsen, bekam ein jedes eine kleine Arbeit, die es nach seinen schwachen Kräften verrichten konnte. Sie mußten jäten, Aehren lesen, Getreide schneiden, Disteln und Gras einsammeln und andere Feldarbeit verrichten. Die Mädchen mußten spinnen, nähen, flicken, stricken, die kleinen Kinder warten. Wie konnte ich es denn besser haben? Ich war ja in meinem Hause ein kleiner Fürst, meine Kinder waren meine Unterthanen, die ich regierte, die für mich arbeiten, und das Beste meines Hauses befördern mußten.

Um das Heirathsgut war ich auch nicht bekümmert. Das mußten sie sich selbst erwerben. Sobald sie etwas arbeiten konnten, bezahlte ich ihnen etwas für ihre Arbeiten, legte das erworbene Geld zurück, legte dazu das Geld, das ich aus dem Holze lösete, was ich den Sommer hindurch am Einheizen ersparte. Dann kaufte ich ihnen dafür allerlei, das Geld einbrachte, den Mädchen Kälber, Schafe, Biegen, die sie versorgen und groß ziehen mußten, den Knaben kleine Stückchen Land, die sie bearbeiteten, mit Obstkernen besäeten, die Stämmchen, die daraus wuchsen,

oculirten, pflropften und verkauften. Allen kaufte ich Bienenstöcke, und legte das Geld, das sie daraus löseten, in ihre Kasse. Hatte eins einen besondern Einfall, durch welchen es sich etwas erwerben konnte, so half ich dazu, ihn auszuführen, wie ich nur konnte und wußte.

So zog sich z. B. Friederichen Enten, Elärchen Gänse, und verkauften sie, wenn sie groß waren. Mein Gottlieb pflanzte Rosmarin, und lösete aus den Stengeln, die er bei Hochzeiten und Begräbnissen verkaufte, viel Geld, und mein Conrad pflanzte Weiden auf alle Plätze, wo sie fortkommen.

Auf diese Art mehrte sich das Vermögen meiner Kinder mit jedem Jahre.

Einmal feierten sie meinen Geburtstag. Da ich vom Felde nach Hause kam, fand ich Frau und Kinder vor dem Hause, und jedes hatte ein Bäumchen in der Hand, das es um das Haus herum gepflanzt hatte.

Ich lächelte und sagte: „Guten Abend Kinder! was macht ihr denn hier?“

„Wir haben,“ war ihre Antwort, „Bäume gepflanzt.“

„Und warum denn?“ fragte ich weiter.

„Zum Andenken deines Geburtstags,“ sagten sie. Und nun fiel mir alles um den Hals, und, was den Hals nicht erreichen konnte, fiel um die Knie, und alle riefen: „Lieber Mann! lieber Vater! lebe recht lange bei uns! Ist die Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschchen von den Bäumen, die wir gepflanzt haben. Wir wollen auch alle recht gut sein, daß du an uns Freude sehen sollst.“

Da wurde mir das Herz weich. Ich küßte sie alle und weinte.

Da ich in die Stube trat, fand ich eine gute Nacht-
Sch. Klinge.

zeit, die meine Frau bereitet hatte. Gar zu viel kostete sie nicht, sie schmeckte mir aber doch herzlich gut. Durch Arbeit hatte ich mir Appetit verschafft, und um mich herum sahe ich so viele freundliche Gesichter, die mich alle lieb hatten, und die ich auch, wie mein eigen Leben, liebte.

Da ich das letzte Stückchen Kuchen verzehrte, nahm meine Frau ein Glas Bier, und sagte: „Kinder! es lebe euer lieber Vater!“ Da nahm jedes Kind sein Glas und rief: „es lebe unser lieber Vater!“

„Er lebe,“ sagte ich, „so lange Gott will.“

Nun hielt ich aber ein Redchen, etwa auf folgende Art:

„Lieben Kinder! ihr habt mir heute viele Freude gemacht, und ich muß es euch gerade zu sagen, daß ich lange nicht so einen vergnügten Tag gehabt habe. Nun wünsche ich nichts mehr, als daß wir recht lange vergnügt bei einander leben mögen, ihr, eure liebe Mutter und ich. Ich habe schon lange darüber nachgedacht, und will euch meine Meinung davon sagen.“

„Gebt Achtung! Bisher ist die Gewohnheit gewesen, daß die Eltern für ihre Kinder sammelten, und ihnen mitgaben, was sie gesammelt hatten, sobald sie heiratheten. Dieß scheint mir nun eine sehr alberne Gewohnheit zu sein. So lange ein Kind noch klein und unerfahren ist, und die Eltern in ihren besten Jahren stehen, ist es freilich der Eltern Schuldigkeit für die Kinder zu sorgen. So wie aber die Kinder groß werden, werden die Eltern alt und kraftlos. Ist's denn nun wohl vor Gott und der ganzen vernünftigen Welt zu verantworten, daß die alten, grauen, kraftlosen Eltern, die jungen, raschen Kinder noch fort ernähren, und ihnen geben sollen, was sie mit vieler Mühe erworben haben?“

Sie schwiegen stille, und ich fuhr fort zu reden. „Bedenkt einmal selbst, lieben Kinder! Eure Mutter und ich haben es in unserm Leben sehr sauer werden lassen, und damit etwas erworben, davon wir in unserm Alter ruhig leben können. Ihr werdet alle Tage größer und stärker, und wir — wir werden täglich älter und schwächer. Könnt ihr nun wohl von uns verlangen, daß wir das bischep Gut, das wir erworben haben, euch geben sollen?“

„Ich habe deswegen die Einrichtung gemacht, daß jedes meiner Kinder sich selbst etwas erwerben muß, wovon es künftig sich einen Haushalt anfangen kann. Ihr werdet sehen, daß ich es gut mit euch meine. Wenn ihr euch selbst etwas zu erwerben sucht, so werdet ihr dabei gewiß, gewöhnt euch an's Nachdenken, an die Arbeit und die Ordnung. Das verläßt euch hernach euer Leben lang nicht. Wer den Kopf auf dem rechten Flecke hat, und macht von der Zeit einen guten Gebrauch, der leidet niemals Noth, der schafft sich immer Geld, so viel er nöthig hat. Wer hingegen sich nicht zum Nachdenken, zum Fleiße und zur Ordnung gewöhnt hat, der kommt auf keinen grünen Zweig, und wenn er noch so viel Geld und Gut von seinen Eltern bekäme. Drei bis viertausend Thaler ist viel Geld, das ist wahr, aber wie bald ist das verzehrt, wenn man nicht gelernt hat, etwas erwerben, und mit dem, was man hat, gut Haus zu halten. Ich habe manches Ehepaar gekannt, das gesund und stark war, ein Ansehliches von den Eltern mit bekommen hatte, und doch ihnen beständig über dem Halse lag, und sie um Zuschuß plagete. Ist das wohl erlaubt?“

Meine Kinder hörten aufmerksam zu, hernach gab mir jedes die Hand, und versprach mir, daß es selbst für sich sorgen, und seinen Eltern nicht beschwerlich fallen wolle.

Auf diese Art heiratheten sie alle, ohne daß mir die Ausstattung Sorgen machte, weil jedes schon so viel erworben hatte, das es damit seine Haushaltung anfangen konnte, und weil sie sich dabei an Nachdenken, Fleiß und gute Ordnung gewöhnt hatten, so war es ihnen auch leicht, sich noch mehr zu erwerben. So habe ich nun die Freude zu sehen, daß alle meine Kinder ihr reichliches Auskommen haben, und ich selbst leide auch keine Noth. Die Gärten, die ich mir, durch gute Anwendung meiner Zeit, erworben habe, ernähren mich hinlänglich, und keinem meiner Kinder fällt es ein, etwas davon zu verlangen.“

Doch ich komme in das Reden hinein, daß ich vergesse zu sagen, wie ich es weiter mit der Erziehung meiner Kinder gehalten habe.

Da Friederikchen fünf Jahre alt war, sagte ich zu meiner Frau, nun ist's wohl Zeit, daß wir sie etwas lernen lassen. Sie war es zufrieden. Ich überlegte nun, wie ich den Unterricht einrichten wollte. Da ich aber den andern Tag nach Hause kam, so hatte ihn meine Frau schon angefangen. Sie wollte mir eine unvermuthete Freude machen, und, da ich mich eben zu Tische setzen wollte, fing Friederikchen an zu beten: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden. Daß nun meine Frau gleich so willig gewesen war, meinen Willen zu thun, das machte mir große Freude; aber die Art, wie sie es angefangen hatte, wollte mir gar nicht gefallen.

Bei Tische ließ ich mir weiter nichts merken. Sobald ich aber mit meiner Frau allein war, nahm ich sie bei der Hand, und sagte: „Liebes Rebeckchen, du meinst es herzlich gut damit, daß du Friederikchen den schönen Spruch gelehret hast. Aber ich glaube, er ist noch viel zu schwer für

ste. Meiner Meinung nach versteht sie ihn gar nicht.“ Da lachte Rebekchen, und sagte: „sieh doch unser Kind nicht für gar zu einfältig an. Ich habe ja den Vers schon hergesagt, da ich eben so klein, wie Friederikchen war.“

„Ja,“ antwortete ich, „hersagen und verstehen ist zweierlei. Ich will einmal die Probe machen, und Friederikchen über diesen Spruch examiniren.“ Sie mußte hereinkommen, und ich fragte sie, wer denn der Herr Jesus Christus wäre? Was ein Sohn, was der Sohn Gottes sei? Was sie durch die Sünde verstehe? Wie uns das Blut Jesu Christi eigentlich von Sünden reinige? Da gab das Mädchen lauter Antworten, die so albern waren, daß ich sie nicht nachsagen mag, weil ich nicht gern mit heiligen Sachen ein Gespötte treibe. Rebekchen wurde roth, und befahl, daß Friederikchen wieder weggehen sollte. Denn darinne waren wir einig, daß die Kinder nicht zuhören mußten, wenn die Eltern sich über ihren Unterricht und ihre Erziehung mit einander beredeten. Sobald sie weggegangen war, so sagte meine Frau, „wenn du so klug bist, so erkläre doch dem Mädchen den Spruch.“

„Das wollte ich gern thun,“ war meine Antwort, wenn ich es nur könnte. Das Kind ist aber noch zu jung, es versteht nicht, was ich sage. Wie ist es denn möglich, daß ich einem so kleinen Kinde begreiflich mache, was der Sohn Gottes sei?“

„Soll denn unser Kind,“ fuhr meine Frau fort, „ein Heide oder ein Türke werden, und nichts lernen?“

„Das ist meine Meinung gar nicht,“ antwortete ich. „Das Kind darf aber, wie ich glaube, gar nichts lernen, als was es versteht.“

„Was soll es denn da eigentlich lernen?“ fragte meine Frau weiter.

„Das will ich dir nächstens sagen,“ antwortete ich.

Was ich ihr aber eigentlich sagen sollte, das wußte ich wirklich selbst nicht. Ich sann hin und her, las alle Bücher durch, die ich besaß, fand aber nirgends, was man ein sechs-jähriges Kind lehren müsse. Das fuhr mir durch den Kopf, und griff mich so stark an, daß ich einmal eine ganze Nacht nicht schlafen konnte.

Was hatte ich zu thun? Den nächsten Morgen ging ich zu unserm Herrn Pfarrer, und trug ihm den Casus vor. „Sagen Sie mir,“ sprach ich, „ehrwürdiger Herr, habe ich Recht, oder habe ich Unrecht? ich glaube, mein Kind versteht diesen und die mehresten andern Sprüche noch gar nicht.“

Er zuckte die Achseln, und sagte: „Recht magst du wohl haben — aber — ich kann es nicht ändern. Weißt du was, ich habe gelesen, daß man in N. N. sechs-jährige Kinder so unterrichte, daß sie alles verstünden. Wie wäre es, wenn du einmal einen Weg daran wagtest, hingingest und zuhörtest, wie da die Kinder unterrichtet würden?“

„Halt!“ dachte ich, „das willst du thun.“ Den andern Morgen ging ich also bald früh fort, immer nach N. N. zu. Um einen Bewerb dahin zu haben, nahm ich eine Mandel Eier mit. Da ich ankam, stand eben ein kleines Bärtschchen vor dem Brunnen, ließ ein Glas voll Wasser laufen, und trank es halb aus, so vergnügt, wie wenn es Wein wäre.

„Was hat Er denn in Seinem Kober?“ fragte es mich. „Eier,“ war meine Antwort, „wenn Sie hier etwa welche

kaufen wollen.“ „Was kostet denn die Mandel?“ fragte es weiter. Ich forderte wenig, und wurde sie sogleich los.

Während der Zeit, daß ich sie verkaufte, versammelten sich noch etliche Kleine um mich, und fragten mich alles aus, wo ich her wäre? wie ich hieße? ob ich eine Frau? ob ich Kinder hätte? auf einmal liefen sie alle fort. Ich faßte den einen bei der Hand, und fragte, wo er so geschwinde hingehen sollte? In die Lehrstunde, antwortete er.

„Was für eine Lehrstunde,“ fragte ich weiter, „haben Sie jetzt? „Naturgeschichte,“ war seine Antwort, und nun lief er fort, und ließ sich nicht länger halten.

Ich ging ihm nach bis in die Stube, wo der Unterricht erteilt werden sollte, und fragte den Lehrer, ob ich nicht die Erlaubniß haben könnte, zuzuhören?

Gerne, war seine Antwort. Den Augenblick lief einer von den Kleinen fort, und stellte mir einen Stuhl hin, daß ich mich darauf setzen sollte.

Da hörte ich denn freilich einen Unterricht der mir ganz nagelneu war. Die Kinder, es waren die kleinsten, hatten gar kein Buch bei sich, der Lehrer auch nicht. Dieser sagte, er wollte den Kindern heute etwas artiges zeigen, sie müßten es aber errathen. Da rietben nun die Kinder hin und her, endlich brachten sie es heraus, es wäre eine Taube!

Getroffen! sagte der Lehrer, und brachte wirklich eine lebendige Taube hervor. Da lachten sie alle und schlugen in die Hände. Nun fing er an, sie über die Taube zu examiniren.

Ich will doch das Examen erzählen, so gut, als ich es gemerkt habe.

L. Das wäre also eine Taube. Unter welche Art von Thieren gehört sie denn?

R. Unter die Vögel.

L. Unter die Vögel? Warum denn nicht unter die Fische?

R. Ei, weil sie Flügel und Federn hat.

L. Gibt es denn, außer der Taube, noch mehrere Vögel?

R. O ja! Das Rothkehlchen, die Schwalbe, die Gans, der Storch, die Eule.

L. Und die wären alle Vögel? Warum denn?

R. Weil sie alle Flügel und Federn haben.

L. Wenn also die Taube ein Vogel ist, wie wird sie sich fortpflanzen?

R. Durch die Eier! Durch die Eier!

L. Richtig! durch die Eier. Gibt es denn, außer den Vögeln, noch andere Thiere, die sich durch Eier fortpflanzen?

R. O ja! Die Fische, die Frösche, die Schnecken, die Käfer.

L. Gut. Könnt ihr es der Taube nicht etwa ansehen, wovon sie ihre Nahrung hat? vermuthlich schwimmt sie auf dem Wasser herum und —

R. O nein! Wenn sie auf dem Wasser ihre Nahrung suchte, so hätte sie gewiß von dem lieben Gott Schwimmfäße bekommen, wie die Gans und die Ente.

L. Da wird sie wohl in's Wasser baden, wie —

R. Aha! wie der Storch und der Fischreißer. Ja, wenn dieses wäre, so mähte sie auch wohl so lange Fäße, wie diese Vögel haben.

L. Das ist freilich wahr. Ich glaube also, sie lebt

von Vögeln und kleinen vierfüßigen Thieren, wie der Falke, die Gule u. dgl.

K. Da würde sie mit ihrem kurzen weichen Schnabel, und ihren Füßen, die keine Krallen haben, weit kommen. Von Körnern lebt sie!

L. Das glaube ich auch. Ist sie wohl nützlich?

K. O ja! man ißt ihre Jungen.

L. Sonst zu nichts?

K. Ich weiß es! mit dem Taubenmiste düngt man die Wiesen!

Und nun ging es immer weiter. Nun mußten die Kinder alle Theile der Taube, ihre Feinde, hernennen, erzählen, was die Tauben für Schaden thäten, wie sie sich andaueten, wie vielerlei Arten es gäbe. Am Ende mußten sie eine Vergleichung zwischen einer Taube und einer Kuh anstellen.

Ich rutschte auf dem Stuhle hin und her, und es wurde mir Zeit und Weile lang, ehe ich wieder nach Hause kam. Das sind doch; dachte ich, lauter Sachen, die du verstehst, und die du Friederichchen erklären kannst. So etwas hören die Kinder auch gerne.

Ich dachte, die Lehrstunde wäre nun aus, aber ich hatte mich betrogen. Nun mußte erst das älteste Kind herlesen, was es von dem vorigen Tage gemerkt hatte. Es las folgendes: Die Weide kommt am besten fort, an den Ufern der Bäche und Flüsse. Man säet sie nicht, sondern pflanzt sie auf folgende Art fort: Im März hanet man die stärksten Zweige ab, und legt das untere Theil davon in ein kleines fließendes Wasser, etwa vierzehn Tage lang. Hernach macht man an den Ufern der Bäche und Flüsse Löcher in die Erde, steckt den Weidenzweig hinein, und tritt die

Erde feste an. Die Weide ist sehr nützlich. Alle drei Jahre kann man sie köpfen. Die Zweige kann man fortpflanzen, oder verbrennen. Die Wöttcher machen davon Reife, und die Korbmacher flechten daraus allerlei Körbe, Flechten und Sorden. Auch fressen die Schafe die Zweige gern, die man im Herbst abhauet und trocknet.

Läßt man den Weidenbaum groß werden, so kann man daraus Bretter schneiden lassen.

Wenn der Weidenbaum alt wird, so fängt er inwendig an zu faulen.

Sobald die Lehrstunde geendigt war, bedankte ich mich bei dem Lehrer höflich, daß er mir hatte erlauben wollen, zuzuhören, wünschte, daß doch auch Bauernkinder so unterrichtet werden möchten, und bedauerte, daß wir nicht Geld genug hätten, um sie auch in so eine Erziehungsanstalt schicken zu können.

Er lächelte und sagte: „Ist denn hierzu Geld nöthig? Habt ihr bei euch nicht so gut die Werke Gottes, als wie wir? Habt ihr nicht so gut Verstand und Augen, wie wir, um sie zu betrachten? Warum betrachtet ihr sie denn nicht? Warum zeigt ihr sie nicht euern Kindern?“

„Ja,“ sagte ich, „wir haben die Einsichten nicht dazu.“

„Das glaube ich wohl,“ war seine Antwort, „ich habe diese Einsichten sonst aber auch nicht gehabt. Was man nicht hat, muß man sich zu erwerben suchen, man muß andere verständige Leute um Rath fragen, die Augen fein aufthun, wenn man auf dem Felde ist, alles genau ansehen und beobachten, und bisweilen ein gutes Buch nachlesen.“

„Ich danke vielmals,“ sagte ich, ging fort und dachte auf dem Wege der Sache weiter nach.

Da ich wieder zurück in mein Dorf kam, war das erste, was ich hörte, dieses, daß unser alter Kircheninspector gestorben wäre.

Den folgenden Sonntag wurde ein neuer gewählt; und der, der gewählt wurde, war ich. Der Herr Pfarrer ließ mich zu sich kommen, und machte es mir bekannt.

Ich wußte gar nicht, wie ich zu der Ehre kam, und wollte sie anfänglich nicht annehmen, weil gar viele Männer im Dorfe waren, die älter und vornehmer waren, als ich. Der Herr Pfarrer versicherte aber, (wenn ich es sagen soll, wie es an sich selbst ist), es wäre Niemand im Dorfe, der sich zu diesem Amte besser schicke, als ich. Ich könne gut schreiben und rechnen, führte eine gute Ehe, gute Haushaltung, und lebte mit allen Menschen verträglich. Solche Männer müßten Kircheninspectoren werden. Kurz, er ließ mich nicht eher von sich, bis ich ihm versprach, daß ich das Amt annehmen wollte.

Die nächste Woche war Schuleramen, wobei ich zugegen sein mußte. Oben saß der gnädige Herr, an der Seite der Herr Pfarrer, hernach folgte ich. Da mußten nun die Kinder alles hersagen, was sie das halbe Jahr hindurch gelernt hatten. Da, dachte ich, kannst du viel Gutes stiften.

Ich erinnerte mich an meinen vorigen Zustand, und an das, was mir der gnädige Herr sagte, da ich noch die Schweine, Gänse und Ziegen fütterte. Jetzt, dachte ich, mußt du für so viele junge Menschen sorgen, hättest du die Zeit nicht gut angewendet, so müßtest du vielleicht die Gänse hüten. Die Thränen traten mir in die Augen, da ich es so recht bedachte.

Da das Examen zu Ende war, mußte ich mit dem

Herrn Pfarrer bei dem gnädigen Herrn auf dem Schlosse speisen, und er fragte mich, wie mir das Examen gefallen hätte? ob ich auch mit allem zufrieden wäre, was den Kindern gelehret würde?

„Gnädiger Herr!“ war meine Antwort, „führen Sie mich doch nicht in Versuchung! Das verstehen Sie ja alles besser als ich.“

„Und wenn das auch wäre,“ antwortete er, „so möchte ich doch gerne auch deine Meinung wissen.“

„Wenn Sie nun darauf bestehen,“ war meine Antwort, „so will ich Ihnen meine einfältige Meinung sagen: Mir kommt es vor, als wenn die Kinder von dem mehesten, was sie lernen müssen, wenig oder nichts verstünden. Ich dünkte, es wäre besser, wenn sie erst die Dinge kennen lernten, die auf der Erde um sie herum sind, die sie sehen, hören und fühlen können, als diejenigen, die im Himmel sind, die man nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen und gar nicht begreifen kann.“

Sie lächelten Beide, da ich dieß sagte. Der Herr Pfarrer drückte mir aber die Hand und sagte: „Mein lieber Herr Inspector! das alles hat der gnädige Herr schon lange gewußt, er hat aber diese Art des Unterrichts nicht einführen mögen, weil er besorgte, die Nachbarn würden damit unzufrieden sein.“

„Nun, da er einen verständigen Herrn Inspector hat, wird alles schon besser gehen.“

„Künftige Woche wollen wir diese Art des Unterrichts schon in die Schule einführen. Stehe er uns nur bei!“

Wie er sagte, so geschah es. Die nächste Woche brachte der Herr Schulmeister, der auch schon zugestuzt (vorbereitet) war, eine Henne mit in die Schule, und sagte den Kin-

bern alles, was er davon zu sagen wußte. Sie spannten alle gewaltig auf, und freuten sich darüber, daß sie alles verstanden, was ihnen gesagt wurde. Den folgenden Tag brachten die ältesten Kinder viele Blätter, die sie damit beschrieben hatten, was ihnen den Tag zuvor war gelehrt worden. Nun ging es immer weiter. Alle Tage wurde etwas Neues aus der Natur gezeigt, bald ein Thier, bald ein Baum, bald eine andere Pflanze, oder ein Stein. Wußte der Herr Schulmeister nicht, was er vorzeigen sollte, so hatte der gnädige Herr eine große Sammlung von Thieren, Pflanzen und Steinen. Darans gab er ihm immer etwas zum Vorzeigen.

Sechs Wochen lang ging das Ding recht gut. Hernach wurden aber die Nachbarn unruhig und sagten, der Herr Pfarrer wollte eine neue Lehre einführen und den alten Glauben abschaffen. Sie droheten, sie wollten die Kinder aus der Schule nehmen, und den Herrn Pfarrer beim Oberconsistorium verklagen.

Ich wußte wohl, was der Grund von diesem Lärmen war. Des Schulzen Sohn wäre gerne Kircheninspector geworden. Da ihm dieß nun fehlgeschlug, und ich bekam das Amt, so wurde er darüber neidisch und boshaft, und suchte mir und dem Herrn Pfarrer die ganze Gemeinde auf den Hals zu hehen.

Der Herr Pfarrer nun, der ein gar guter und sanftmüthiger Herr war, hielt den folgenden Sonntag gar eine erbauliche Predigt, von der Lehrart Jesu Christi. Er bemerkte, daß er bei seinem Unterrichte wenig oder keine Bücher gebraucht, sondern seine Zuhörer immer auf die Werke Gottes, auf die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, die Sperlinge, Weinstöcke u. dergl.

Hingewiesen hätte, daß sie sie betrachten sollten. Man könne ja auch den lieben Gott nicht besser kennen lernen, als wenn man seine Werke fleißig betrachtete. Daher habe der liebe Gott den Kindern auch einen starken Trieb eingepflanzt, sich mit seinen Werken bekannt zu machen. Sie freuten sich allemal, und hörten aufmerksam zu, wenn man ihnen ein Thier, eine Blume, Pflanze zeigte, und ihnen davon etwas erzählte. Wenn man also die Kinder durch die Bekanntmachung mit der Natur zu Gott führete, so wäre dieß keine neue Lehre, sondern die Lehrart Jesu Christi.

Die Predigt schlug denn durch. Die Gemeinde ließ sich diese Lehrart gefallen, und in etlichen Jahren sah man die Früchte davon. Die jungen Leute, die so waren unterrichtet worden, wurden alle klüger und gewitzter. Sonst sahen sie das Feld an, wie die Kuh das neue Thor, alle Gewächse, die sie nicht essen konnten, nannten sie Unkraut, die kleinen Thiere, die sechs oder mehrere Füße hatten, hießen bei ihnen Geschmeiß, und die harten Dinger, die auf dem Felde lagen, nannten sie Steine.

Jetzt wohnt aber eine ganz andere Art von Menschen im Dorfe. Da ist doch weit und breit nichts zu finden, das sie nicht kennen, und nicht zu benützen wüßten. Wenn sie spazieren gehen, so betrachten sie alles, und freuen sich darüber, und wissen ihren Kindern von jeder Sache etwas zu erzählen, Granit, Porphyr, Kalkstein, Spat, Kiesel, Quarz, das alles wissen sie auf ein Haar von einander zu unterscheiden. Daher gibts auch weit und breit keine so wohlhabenden Bauern, als bei uns. Denn weil sie alles kennen, was um sie ist, so wissen sie auch alles zu be-
nützen.

Wenn sie jetzt in der Schenke zusammen kommen, und

Das Gespräch kommt auf die vorigen Zeiten, so haben sie selber oft ihren Spaß darüber, und sagen: „Waren wir sonst nicht einfältige Leute. Wir saßen mitten in der Natur drinnen, und kannten sie nicht, und wußten nicht, was wir damit anfangen sollten. Die Mistjauche gossen wir weg, das Gras schmissen wir in den Weg, das Land, das kein Getreide trug, ließen wir wüste liegen, wenn wir eine Kröte sahen, so liefen wir, wie wenn uns der Kopf brennte, und glaubten, sie beschmeiße uns, sahen wir ein Nordlicht, so meinten wir, es würde Krieg, und wenn wir einen Irwisch erblickten, so meinten wir, der Teufel, Gott sei bei uns, habe sein Spiel damit. Die Kornwürmer und Maden fraßen uns bald die Haare vom Kopfe, und wir wußten immer nicht, woher sie kämen, und was man dagegen brauchen könne. War denn wohl sonst im ganzen Dorfe einer, der gewußt hätte, wie sich die Ameisen, die Heuschrecken; die Blattläuse fortpflanzen?“

„Jetzt sind wir doch viel geschiedter.“

Um diese Zeit wurde der gnädige Herr gefährlich krank. Sobald ich es hörte, lief ich auf das Schloß, um mich zu erkundigen, wie er sich befände.

Da ich auf den Schloßhof trat, kam mir der Arzt entgegen, der ihn eben besucht hatte. Meine erste Frage, die ich an ihn that, war: „wie befindet sich der gnädige Herr? ist Hoffnung da, daß er länger bei uns leben wird?“

Der Arzt zuckte die Achseln und sagte: „leider ist keine Hoffnung da. Wahrscheinlich ist er morgen um diese Zeit nicht mehr bei uns“

Da weinte ich laut und sagte: „wie? meinen Wohlthäter, meinen Erretter, meinen Vater, soll ich verlieren?“

„Es ist Gottes Schickung,“ antwortete er, und ich ließ nach dem Schlosse zu.

Am Thore kam mir der Herr Pfarrer entgegen, und sagte: „heute, lieber Kluge, gehe Er nicht zum Herrn von Heilberg, er ist schwach, sehr schwach. Morgen aber, Vormittags punkt zehn Uhr, sei Er auf dem Schlosse, und bringe Frau, Kinder und Enkel mit. Ich habe etwas veranstaltet, um seinen Abschied zu erleichtern.“

Auf dem Wege erzählte er mir noch, daß der gnädige Herr gewaltig unruhig wäre, und glaube, er habe nicht Gutes genug auf der Erde gethan.

Den andern Tag fand ich mich nun zu der bestimmten Stunde auf dem Schlosse mit der Frau, den Kindern Schwiegervätern, Schwiegertöchtern und Enkeln ein. Die ganze Saal war schon voll, weil fast die ganze Gemeinde zusammen war.

„Was wird doch,“ dachte ich bei mir selbst, „da werden!“

Der Herr Pfarrer trat unter uns, und sagte ganz leise „jetzt, lieben Kinder, seid ganz ruhig! macht kein Geräusch euer Vater, dem ihr, nächst Gott, alle eure Glückseligkeit zu danken habt, der liegt in den letzten Sügen. Ich möchte ihm gern seinen Abschied von der Erde recht leicht und süß machen, und habe euch deswegen hierher bestellt, daß er mit seinen brechenden Augen alle das Gute noch einmal übersehen möchte, das er auf der Erde gestiftet hat. Seid ruhig, Kinder, ich bitte euch.“

Nun stellte er uns alle in Ordnung! Mich und meine Familie, die sich damals auf zwanzig Personen belief oben an.

Er ging nun fort. Bald hörten wir aber, daß er am

ging, in dem Zimmer, wo der gnädige Herr lag, das Klavier zu spielen, und mit einigen Kindern folgende Verse zu singen:

Hilf, daß wir unsre Lebenszeit,
Nach deinem Willen, Gott, anwenden,
Dann mehrt, mit jedem Tage, sich,
Des Guten Summe, das wir stiften.

Dann sehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unser Erdenleben,
Wann deine Vaterliebe winkt,
Zu dir, zu dir, empor zu steigen.

Die Gruft, die unsern Leib umschließt,
Nehmt dankbar dann des Frommen Thräne,
Der uns sein Heil dankt, und dein Lohn
Erwartet uns vor deinem Throne.

In meinem Leben vergesse ich den Auftritt nicht, den
ich damals sahe.

Sobald es an die Zeilen kam:

Dann sehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unser Erdenleben,
thaten sich die Thüren von des gnädigen Herrn Zimmer
auf, und er sahe gegen hundert große und kleine Menschen
vor sich, die ihm alle ihre Glückseligkeit verdankten. Allen
standen die Thränen in den Augen.

Da es aber an die Zeilen kam:

Die Gruft, die unsern Leib umschließt,
Nehmt dankbar dann des Frommen Thräne,
singen wir alle an erst zu schluchzen, hernach aber so laut

zu weinen, daß man das Singen kaum noch hören konnte. Der gnädige Herr hielt die Hände in die Höhe, schlug sie zusammen, und sahe nach dem Himmel zu. Hernach winkte er uns, daß wir zu seinem Bette kommen sollten. Wir traten alle schluchzend hinzu.

Dann ließ er sich durch den Herrn Pfarrer das Kissen so unterlegen, daß er sitzen konnte, und hielt zu uns, mit schwacher Stimme, folgende Rede:

„Lieben Kinder! ich habe nun 65 Jahre auf der Erde gelebt — davon habe ich viele Tage in meiner Jugend mit Müßiggang und Ausschweifungen zugebracht. Da ich aber älter und verständiger wurde, fing ich an, meine Zeit besser anzuwenden, ich arbeitete fleißig, und gab mir Mühe, euch, lieben Kinder, verständiger und besser zu machen. Das ist mir nun gelungen. Vor vierzig Jahren war, wie ihr wohl wißt, Heilberg das elendeste Dorf in Deutschland, Bettler, rohe böse Menschen wohnten drinne. Nun sehe ich so viele gute, verständige, zufriedene Menschen vor mir, die alle ihr gutes Auskommen haben. Daran habe ich schon in meinem Leben meine Freude gehabt! Alle mein Geld und Gut machte mir nicht so viel Freude, als ein guter Mann, oder eine gute Frau, die ich hatte erziehen lassen, oder mit gutem Rathe unterstützet. Aber noch mehr Freude fühle ich jetzt, da ich von der Erde abgehe! Wo sind die Tage, die ich bei der Karte oder bei dem Weinglase zubrachte? Ach, sie sind verloren! ewig verloren! Die Stunden hingegen, die ich recht gut anwendete, die tragen jetzt Frucht, recht süße Frucht. Ich kann nichts mehr genießen — die Aprikosen kann ich nicht einmal mehr schlucken, die hier neben mir stehen, die auf den Bäumen wuchsen, die ich pflanzte. Aber das labt, so viele gute Menschen zu sehen.

die mich lieb haben, und — kurz und gut, lieben Kinder, lebt wohl, und versprecht es mir, daß ihr eure Zeit auch recht gut anwenden wollt, damit wir in einer bessern Welt wieder zusammen kommen!“

Da trat nun alles herbei und reichte ihm die Hand und dankte. Einer rief: „Gott vergelte es ihm in der Ewigkeit, — ich war ein lieberlicher Mensch — er hat mich gebessert!“ „Ach,“ rief eine Frau, „er hat den Himmel an mir verdient. Er hat in meinem Hause Frieden gestiftet, er hat meine Kinder vom Tode gerettet!“ Ich trat mit meinem ganzen Heerdchen zu ihm, faßte seine Hand und sagte: „Viel Worte kann ich nicht machen, aber — bedenken Sie nur, ich war ein Betteljunge, da ich zu Ihnen kam, und nun sehen Sie nur die vielen braven Leute, die um mich stehen!“

Er konnte es nicht länger aushalten, winkte mit der Hand, daß wir ihn verlassen möchten. Wir gingen fort, und hörten nach ein paar Stunden, daß er verschieden sei.

Hatte ich meine Zeit vorher gut angewendet, so that ich es jetzt noch mehr. Da ich nach Hause kam, versammelte ich meine ganze Familie um mich und sagte: „lieben Kinder! ihr habt jetzt mit euern eigenen Augen gesehen, was Menschen Leben ist. Der gnädige Herr hat nun so vieles Geld und Gut gehabt! was hilft's ihm? weder Essen noch Trinken schmeckt ihm mehr! Sein Haus, seine Acker, seine Gärten, seine Uhren, seine Bilder, sein Münzkabinet, alles muß er zurücklassen. Aber das Gute, das er bei unsrerer Gemeinde gestiftet hat, das erquickt ihn noch. Und wenn wir einmal zu ihm kommen, so werden wir ihm alle noch für das Gute danken, das wir von ihm gelernt haben.“

„Ich dünkte also, lieben Kinder, wir nähmen uns vor, auch so viel Gutes zu stiften, als uns möglich ist, damit wir auch einmal einen sanften Tod hätten, und von der Welt etwas mit hinweg brächten.“

„Ja,“ riefen alle, „lieber Vater, das wollen wir thun.“

Der gnädige Herr hatte bei seinem Leben die Verordnung gemacht, daß kein Todter eher begraben werden durfte, als den dritten Tag nach seinem Ableben, oder wenn er zu riechen anfing. Er hatte auch auf den Kirchhof ein Gewölbe bauen lassen, wohin die todten Körper so lange gesetzt und untersucht werden mußten, bis man es gewiß wußte, daß sie wirklich todt wären. Wir hatten nämlich einmal ein artiges Mädchen von zwanzig Jahren begraben, das an einem hitzigen Fieber gestorben sein sollte. Den andern Tag ging das Gespräch im Dorfe, das Mädchen spuke, man hätte gehört, daß es im Sarge gepocht habe. Das Gespräch kam auch bis zu den Ohren des gnädigen Herrn, der ließ das Grab sogleich öffnen. Ei du barmherziger Gott! was hatten wir da für einen Anblick! Das Mädchen lag auf dem Bauche, und hatte sich vor Angst das ganze Gesicht zerkratzt. Alle Nachbarn standen wie versteinert da. Dem gnädigen Herrn standen die Thränen in den Augen, und auch der härteste Mann konnte sich des Weinens nicht enthalten. Die Mutter des Mädchens fiel in Ohnmacht, und der Vater wollte sich alle Haare aus dem Kopfe raufen.

„Was hilft das Wehklagen nun,“ sagte der gnädige Herr, „wir können das arme Mädchen doch nicht wieder lebendig machen. Aber, liebe Nachbarn, ihr könnt an diesem schrecklichen Exempel sehen, was noch bei euch für *böse Gewohnheiten* herrschen, die ihr euch durchaus nicht

wollt nehmen lassen. Wenn man etwas verbessern will, so sprecht ihr immer, das thun wir nicht, es ist bei uns einmal der Gebrauch und das Herkommen so, unsere Väter und Großväter haben's so gehalten, und die waren doch auch keine Narren. Da seht ihr es ja mit euren eignen Augen, was dabei heraus kommt, wenn man zu sehr auf das alte Herkommen hält. Es ist nun bei euch der Gebrauch und das alte Herkommen, und eure Väter und Großväter haben es so gehalten, daß die Leute, die todt schienen, gleich nach 24 Stunden unter die Erde gebracht wurden. Wie mancher wird da lebendig begraben worden sein; wie manches sein Vater oder Großvater wird in der Erde gepocht, gekraht und nach seinen Kindern geseufzt haben, bis er noch einmal sterben mußte!“

„Wollen wir es denn nun bei dem alten Herkommen lassen?“

„Ach nein, mein lieber, gnädiger Herr,“ riefen alle, „um Gottes Willen schaffen Sie doch das alte Herkommen ab.“ „Gut,“ sagte er, und ließ sogleich das Gewölbe auf den Gottesacker bauen, und machte die Verordnung, daß die Körper, die man für todt hielt, erst ein paar Tage darinne stehen sollten, ehe sie unter die Erde gebracht würden.

Mit dem Körper des gnädigen Herrn wurde es nun eben so gehalten.

Den dritten Tag wurde er grün um die Augen und fing an zu riechen, deswegen wurde er nun zu seiner Ruhestatt gebracht, und zwar — in seinen Garten, weil er es ausdrücklich verordnet hatte, daß man ihn nicht in die Kirche begraben sollte, damit die Dünste, die aus dem Grabe aufstiegen, nicht den Lebendigen Schaden wäcketen.

sondern im Garten in ein Grab, das er schon bei seinen Lebzeiten hatte zurechte machen lassen.

Er hatte ein gewaltig schönes Leichen-Begängniß. Erst hielt ihm der Herr Pfarrer eine Predigt, wozu der Text war: Lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Hernach folgte die ganze Gemeinde, Alt und Jung, Groß und Klein dem Sarge nach bis an's Grab. Da hielt ihm alles, was reden konnte, eine Leichenrede, denn Jedes rühmte und lobte, was er in der Gemeinde Gutes gestiftet habe.

Ich sagte nichts, weil ich nicht wußte, wo ich mein Loben anfangen sollte.

Da der Leichnam eingesenkt und das Grab zugescharret war, trat der Herr Pfarrer auf das Grab, und holte eine Schrift heraus, die versiegelt war. Er hielt sie in die Höhe, winkte, daß wir stille sein sollten, hernach erbrach er sie, und las sie uns vor. Sie war von dem gnädigen Herrn selbst aufgesetzt, und lautete folgendermaßen:

„Liebe Nachbarn! Es ist bisher der Gebrauch und das alte Herkommen gewesen, daß, wenn Jemand von der Erde ging, seine Anverwandten schwarze Kleider anzogen, und ihn damit betrauerten. Dies kostete nun viel Geld, und half doch Niemandem etwas. Ich habe deswegen meiner Familie verordnet, daß sie mich nicht mit schwarzen Kleidern und Flor betrauern solle; wenn es ihr leid wäre, daß mich Gott von ihr gerufen hätte: so solle sie mich in ihren Herzen betrauern. Weil nun meine Familie dadurch wenigstens 1000 Thaler erspartet, so will ich euch diese 1000 Thaler schenken, doch mit der Bedingung, daß ihr davon *denen Gasthof* erbauet, und einen ehrliehen Mann hinein-

setzet, der dafür sorget, daß die Reisenden, für billige Bezahlung, gut aufgenommen und bewirtheet werden, und, wenn sie ermüdet ankommen, wenigstens ein reinliches Lager, gut ausgebackenes Brod, gutes helles Bier, Butter, Käse und wohlzubereitetes geräuchertes oder eingepökeltes Fleisch finden. Das wird euch sehr nützlich sein, die Reisenden werden gern bei euch einkehren und euch segnen. Und es geht uns wohl, wenn uns Menschen segnen, denen wir Gutes gethan haben.“

„Lebt wohl, liebe Nachbarn, und behaltet mich lieb! Wenn ihr das Holz schlagen laßt, das ich vor vierzig Jahren habe ansäen lassen, so vergeßt doch den bösen Weg nicht im Rittersheimer Grunde, und bessert ihn aus, damit die Fuhrleute nicht über euch seufzen. Auch wünschte ich, daß ihr, sobald ihr etwas Geld übrig habt, in wohlfeilen Zeiten einen Vorrath von Roggen einkauftet, damit ihr, wenn Theuerung eintritt, ihn wieder um billigen Preis an eure armen Mitnachbarn verkaufen könntet. Auch dafür werden sie euch segnen. Und Segen der Mitmenschen ist so gut! Lebt wohl und segnet mich auch, wenn ihr glaubt, daß ich es um euch verdient habe. Ich bin

Euer Freund

Friedrich von Heilberg.

„Den hat er verdient,“ rief der Schulze aus, „unsern Segen hat er verdient,“ riefen alle. „Ewig gehe es ihm wohl, dem lieben guten Herrn von Heilberg.“ Und nun gingen wir nach Hause und trockneten die Augen.

Da ich so in tiefen Gedanken ging, rief Jemand hinter mir: „Nachbar Kluge! Nachbar Kluge!“ Ich drehte mich um, da war es des Schulzen Sohn, der hastig nach

mir zulief. Nu, dachte ich, was will denn dieser? er hatte mir gar vielen Verdruß gemacht.

„Nachbar Kluge!“ sagte er, „wie hat euch des Herrn Pfarrers Leichenpredigt gefallen?“

„Herzlich,“ war meine Antwort.

„Mir auch,“ fuhr er fort; „aber noch besser das Lob, das ihm die Nachbarn ertheilten. Es ist doch gar zu hübsch (indem er die Augen wischte), wenn man eine gute Nachrede hinterläßt. Nachbar Kluge! (indem er mir die Hand reichte) ich habe euch vielen Verdruß gemacht, vergebt mir es! es soll nicht mehr geschehen! wir wissen ja nicht, wie lange wir bei einander leben. Ich möchte so gern auch eine gute Nachrede haben!“

„Hier ist meine Hand!“ sagte ich, „ich bin kein Freund von Sank und Streit.“

„Nun, (indem er mir die Hand drückte) da sollt Ihr auch sehen, wie gut ich es mit Euch meine. Ich will nun thun, alles, was mir möglich ist, daß des gnädigen Herrn Willen geschehe. Ich will mit meinem Vater drüber sprechen, der Gasthof soll hingestellt, der Weg ausgebeffert, und der Roggen eingekauft werden.“

„Es gilt schon,“ sagte ich.

Den nämlichen Abend ging ich noch zum Herrn Pfarrer, und erzählte ihm, was mir des Schulzens Sohn gesagt hatte. Er schlug die Hände zusammen, und sagte: „das ist mir ja herzlich lieb, so stiftet ja der gnädige Herr mit der Stunde, die er zur Aufsehung seines letzten Willens anwendete, noch im Grabe Gutes.“

Den folgenden Tag ließ er den Schulzen, seinen Sohn und mich zu sich kommen, und überlegte die Sache wegen

Erbauung des Gasthofs. Der Schulze und sein Sohn gingen alle Vorschläge ein, die der Herr Pfarrer that.

Schon die nächste Woche wurde dazu Anstalt gemacht. Die gnädige Frau ließ uns Steine und Holz umsonst verabfolgen, die Nachbarn fuhren beides, ohne Bezahlung, herbei, und — wer keine Pferde oder Ochsen hatte, verrichtete bei dem Baue allerlei Handarbeit, ohne einen Pfennig dafür zu verlangen. Gegen Martini stand ein Gasthöfchen da, das weit und breit seines Gleichen suchte.

Da es errichtet wurde, hielt der Zimmermann eine Rede in Versen, die der Herr Pfarrer gemacht hatte, und die allen Leuten wohl gefiel: Des Abends hielten die jungen Leute einen Tanz, die verständigsten von den Nachbarn wurden aber zum Herrn Pfarrer gerufen. Da wurde nun überlegt; erstlich wer Gastwirth werden, zweitens wer die Aufsicht über den Gasthof haben, drittens was er für einen Namen führen sollte.

Der Herr Pfarrer war der Meinung, wir müßten vor allen Dingen darauf sehen, daß über die Wirthschaft im neuen Gasthofs recht gute Aufsicht geführt, und der Wirth dazu angehalten würde, daß er Zimmer, Tischzeug und Bettzeug recht reinlich hielte, daß er immer gute, unverdorbene, Nahrungsmittel vorrätzig hätte, auch müßte ihm alle halbe Jahre eine Taxe gemacht werden, wie viel er für jede Portion Essen, für jede Kanne Bier, für jede Nacht Schlafgeld u. s. w. fordern dürfe. Er meinte, es wäre nicht erlaubt, wenn Reisende in einer Herberge schwachend und abgemattet ankämen, und da in ein Loch gewiesen würden, das eher einem Saustalle, als einer Herberge für Menschen, ähnlich sähe; wenn die Betten unreinlich wären, und sie besorgen müßten, darinne Ungeziefer und garrige

Krankheiten aufzulesen; wenn sie ihren Bissen und ihren Trunk mit Ekel genießen müßten. Auch wäre es nicht erlaubt, wenn eine Gemeinde einen Wirth duldete, der ein halber Räuber wäre, und die Fremden um ihr Geld prelle, wie er nur selbst wolle.

So etwas bringe einer Gemeinde weder Ehre noch Segen.

Darauf wurde des Schulzens Sohn und ich zu Aufsehern erwählet.

Zum Wirth wurde sein Sebastian bestimmt, der kurz zuvor eine von meinen Töchtern geheirathet hatte.

Nun disputirten wir, was der neue Gasthof für einen Namen bekommen sollte. Einer hatte diesen, der andere einen andern Einfall, endlich sagte ich, „wenn es mir erlaubt ist, so will ich meine Meinung auch vorbringen. Ich bin in einigen Städten gewesen, wo die Gasthöfe ihren Namen von regierenden Herren hatten. Ging es nicht an, daß wir den unstrigen von dem gnädigen Herrn benenneten? Er ist doch Stifter davon.“

Sie stimmten mir alle bei, und der Gasthof hieß — „zum Heilberge.“ Die folgende Woche zog mein Schwiegersohn hinein, und, da er und meine Tochter, durch gute Anwendung ihrer Zeit, sich etliche hundert Thaler erworben hatten, so konnte er sich leicht alles anschaffen, was zu einer guten Wirthschaft erforderlich ist.

Ich ging unterdessen nach Jena, Weimar, Erfurt, Neu-Dietendorf und Gotha, in die besten Gasthöfe, und erkundigte mich da nach allem umständlich. An allen Orten nahm ich mir das Beste heraus, und wir legten eine Wirthschaft an, die so sein mußte. Wir kriegten schon im ersten Jahre so vielen Zuspruch von Fremden, daß wir sie oft

nicht logiren konnten, und sie waren mit unserer Wirthschaft und dem Gelde, das sie zahlen mußten, immer so zufrieden, daß sie uns weit und breit lobten.

Dabei befanden wir uns alle wohl. Mein Schwiegersohn wurde in seinem Gasthose ein wohlhabender Mann, und die Gemeine, die sonst kaum zwanzig Gulden von ihrem elenden Neste hatte, bekam jetzt eine beträchtliche Einnahme.

Da mein Schwiegersohn das erstemal seinen Pacht bezahlte, that der Herr Pfarrer den Vorschlag, es wäre doch wohl gut, daß wir des gnädigen Herrn Willen thäten und anfangen, die Wege zu verbessern. Da wir ihm doch die schöne Einnahme zu danken hätten, so wäre es ja wohl billig, daß wir wenigstens einen Theil davon dazu anwendeten.

Die Nachbarn waren es alle zufrieden. Alle Jahre machten wir ein Stück Weg besser, füllten es mit Steinen aus und erhöheten es, machten an die Seiten Gräben und setzten daran Obstbäume. Dadurch bekam unsere ganze Gegend ein anderes Ansehen. Sonst hieß sie immer das wüste Arabien, jetzt nennt man sie klein Kanaan. Die Obstbäume tragen der Gemeine auch, wenn das Obst gut anschlägt, etwas Beträchtliches ein. Jetzt beträgt dies Geld sowohl, als alles andere, was noch einkommt, jährlich zwischen drei- bis fünfhundert Thaler. Was wir vom Straßenbaue und Ausbesserung der öffentlichen Gebäude übrig behalten, das sammeln wir.

Es ist nun die Frage noch, wozu es soll angewendet werden. Verschiedene Nachbarn sind der Meinung, wir sollten es auf Zinsen verleihen. Ich habe aber dagegen mit Händen und Füßen gestritten. Laßt uns, habe ich

immer gesagt, dafür sorgen, daß unsere Nachbarn verständiger und besser werden, und nicht mehr in Sorgen und Kummer leben dürfen, so bekommen wir Kapitale, die mehr Zinsen eintragen, als die Gelder, die wir ausleihen. Wäre es denn nicht gut, wenn wir jedes neue Ehepaar ausstatteten, und ihm, wenn es arm ist, ein Hättchen oder außerdem sonst eine hübsche Mitgabe gäben? wenn wir jedem Vater, der ein Kind taufen läßt, ein Geschenk machten, daß er dafür schadlos gehalten würde, daß seine Frau, so lange sie in den Wochen liegt, ihm nicht beistehen kann? Daß wir die alten Männer und Weiber, die wenig oder nichts arbeiten können, unterstützten? Daß wir die Kinder, die ihre Väter zu früh verlieren, erziehen ließen?

Die Sache findet noch gewaltig Widerspruch, ich hoffe aber doch, daß ich sie durchsetzen will, weil mir der junge Herr von Heilberg sowohl, als der Herr Pfarrer, beisteht.

Mit Anlegung des Kornmagazins ist auch alles in Ordnung gekommen. Wir ließen das Holz schlagen, das der gnädige Herr auf einem wüsten Flecke hatte ansäen lassen, und löseten daraus hundert Töaler. Dafür kauften wir, weil das Getreide eben sehr wohlfeil war, Roggen ein, und schütteten ihn auf den Boden, den wir dazu in dem neuen Gasthose hatten anlegen lassen. Sobald nun das Getreide sehr hoch im Preise steigt, so verkaufen wir es etwas wohlfeiler, aber doch auch etwas theurer, als es uns zu stehen gekommen ist, an unsere armen Nachbarn. Dadurch haben wir schon gewaltig viel Gutes gestiftet, und eine Menge ehrliche Leute aus ihrem Kummer gerissen.

Wenn ich nun zurück denke, wie es sonst mit mir und *mit der hiesigen Gemeinde* stand, so habe ich manchmal

meine Freude drüber. An meinem Geburtstage, den ich allemal mit meinen Kindern, Schwiegersöhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln feiere, ist das immer mein liebster Discurs, daß ich wieder auf die alten Zeiten zu reden komme.

„Liebe Kinder,“ sage ich gemeinlich, „es ist doch jetzt weit besser, als sonst. Sonst war ich ein armer Betteljunge, und unsere ganze Gemeinde war dem Bettelstabe nahe. Jetzt habe ich nicht nur mein gutes Auskommen, sondern ihr alle, und in der ganzen Gemeinde findet man keinen Armen mehr, der Noth leidet.“

„Sonst wurde unser Dorf von allen, die hierher kamen, verwünscht, wegen der abscheulichen Wege, des schlechten Gasthofs und der Bettelei der Einwohner, jetzt lacht jedem das Herz im Leibe, der zu uns kommt. Und wodurch haben wir das alles zu Stande gebracht? Durch nichts, als durch Nachdenken, und durch gute Anwendung unserer Lebenszeit. Merkt es, lieben Kinder, und denkt dran, wenn ich nicht mehr bei euch bin!“

„Fallt dem Fürsten nicht immer mit Supliken beschwerlich, sondern denkt nach, wie ihr euch selbst helfen wollt! Sorgt nicht dafür, daß ihr euern Kindern Schätze sammelt, sondern wendet eure Zeit gut an, und gewöhnt eure Kinder dazu, daß sie sie auch gut anwenden. Hütet euch vor Faulenzen, Saufen und Spielen!“

„In einer Stunde, die ein anderer mit dem Kartenspiel zubringt, kann ein vernünftiger Mensch gar viel Gutes stiften. Meine Meinung ist nun nicht, als wenn der Mensch gar nicht ruhen, sich gar kein Vergnügen erlauben solle. Denn dabei kömmt wieder nichts heraus. Ich habe Leute gekannt, die waren auf die Arbeit so erpicht, daß sie

Ich kaum ein paar Stunden Schlaf erlaubten. Aber was wurde daraus? am Ende wurden sie krank und kraftlos, und konnten gar nichts mehr arbeiten. Auch habe ich Leute gekannt, die beständig in ihren Stuben saßen und gar kein Vergnügen genießen wollten; die wurden am Ende so verdrießlich, daß sie sich über die Fliege an der Wand ärgerten. Und was hilft mir denn ein Leben, das ich in beständigem Verdrusse und Aergernisse zubringe?“

„Nein, die Stunden der Nacht, die man mit Schlafen zubringt, sind auch gut angewendet, denn sie stärken den Körper, daß er hernach desto mehr arbeiten kann, und, wenn man sich bisweilen eine Veränderung und Lustbarkeit macht, so ist das auch gut, denn es macht den Menschen aufgeräumt, und, wenn man aufgeräumt ist, so geht alles, es heiße wie es wolle, besser von Statten, als wenn man den Kopf voll Kummer und Grillen hat. Nur, lieben Kinder, hütet euch vor dem Kartenspielen. Das ist weder für's Warme noch für's Kalte. Es gibt dem Körper keine Bewegung, und macht der Seele keine Freude, und bringt den Menschen um Zeit und Geld.“

„Daß ich euch um mich sehe, daß ihr alle so gesund, so vergnügt seid, alle euer gutes Auskommen habt, das habe ich alles der guten Anwendung meiner Zeit zu danken. Ich habe gesäet, nun Gott sei Lob und Dank! jezt habe ich die Ernte, eine schöne Ernte! Es trifft da recht ein, was unser Herr Pfarrer immer predigt: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!“



Geschichte
Simon Blaufohl's

von

Christ. Gotth. Salzmann,
Gründer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

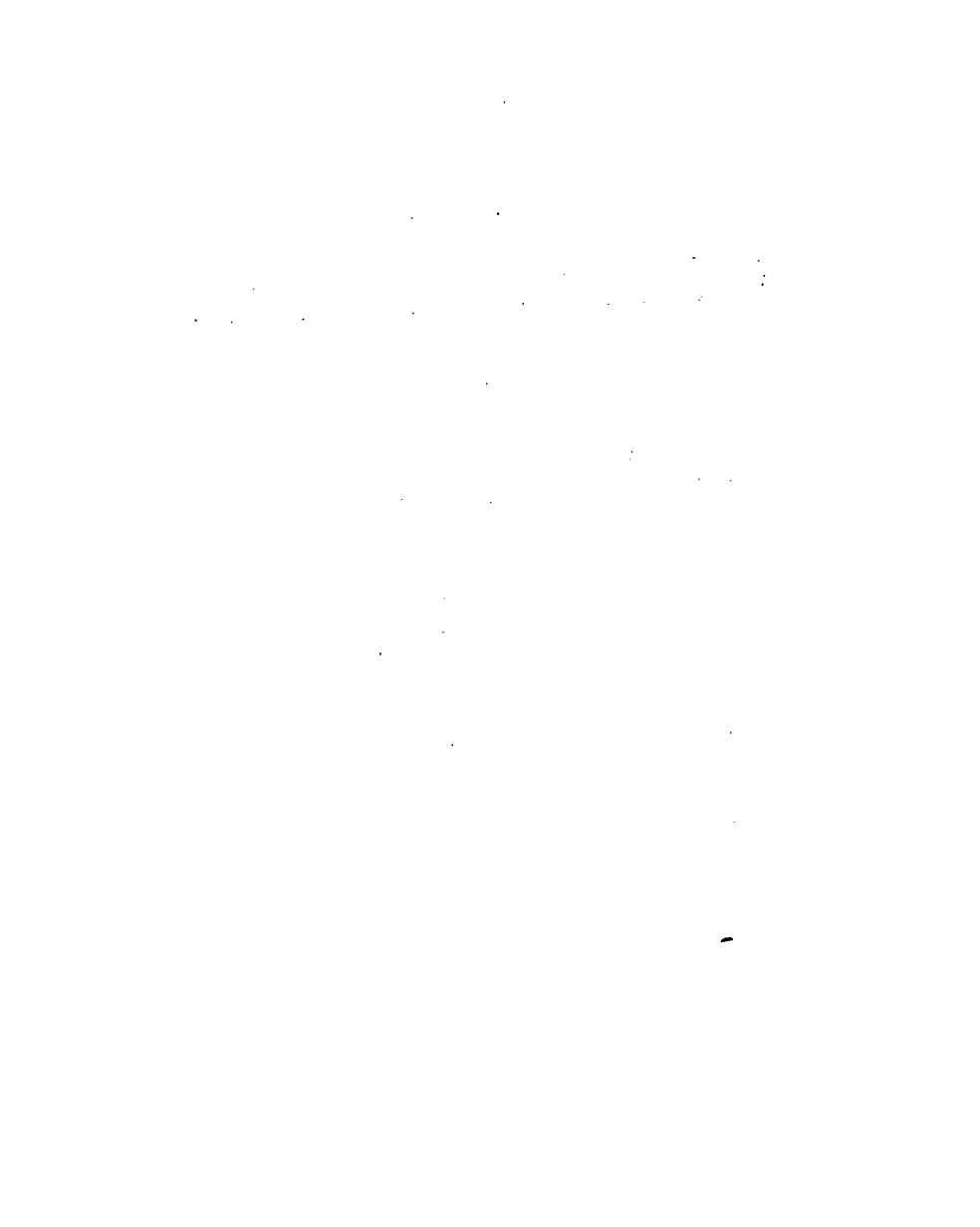
Ein Buch für das Volk.

Aus dem Thüringer Boten besonders abgedruckt.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1846.



Simon Blankohl konnte sich mit seiner Schwester nicht gut vertragen, und da er einmal mit ihr einen heftigen Zank hatte, und der Vater ihm deswegen den Kopf etwas stark wusch, so machte er die Paar Thaler, die er unter seinem Beschlusse hatte, zusammen, und ging in die weite Welt. Um in die weite Welt zu kommen, mußte er über das Meer, und dahin ging er wirklich. Erst da er auf dem Schiffe war, und das Land aus dem Gesichte verloren hatte, kam er wieder zur Vernunft und bereuete den Schritt, den er gethan hatte. Hundertmal wünschte er, wieder bei seinem Vater und seiner Mutter zu sein, und sie, wegen seiner Heftigkeit, um Verzeihung zu bitten. Was halfs aber? Er mußte fort, wohin das Schiff schwamm, und dieses schwamm nach Surinam. Es kam auch wirklich dort an, nachdem es ein paar starke Stürme ausgehalten hatte.

Hier fand er es viel wärmer, als in Deutschland, und es wachsen daher daselbst auch viele Pflanzen, die bei uns in freier Luft nicht fortkommen. Die Pflanzen, über die er besonders große Augen machte, waren das Zuckerrohr und die Kaffeepflanze. Von beiden hatten die Holländer hier große Pflanzungen, die durch lanter Schwarze bearbeitet wurden, die unter der Aufsicht von Weißen standen.

Sim. Blankohl.

Ein Glück für unsern Blaukohl war es, daß bei seiner Ankunft dem reichen Holländer, Herrn Jessen, ein solcher Aufseher gestorben war, und er umher ging, um einen zu finden, der seine Stelle ersetzen konnte. Als das Schiff, auf welchem Blaukohl als Matrose diente, ankam, musterte er das Siffsvolk durch, und da Blaukohl eine feine Gesichtsbildung, schlanken Wuchs und starke Knochen hatte, so gefiel er ihm, nahm ihn mit sich nach Hause, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Das erste, wornach er sich erkundigte, war, ob er schreiben und rechnen könne?

Blaukohl hatte einen guten Schulmeister gehabt, und war in der Schule fleißig gewesen, deswegen schrieb er eine feine Hand, und war im Rechnen bis in die Regel de Tri gekommen. Drob freuete sich Herr Jessen, nahm ihn in seine Dienste, und, nachdem er ihn mit dem Gange der Geschäfte bekannt gemacht hatte, gab er ihm erst ein paar, dann immer mehrere, Slaven unter die Aufsicht. Mit schwerem Herzen übernahm er die Aufsicht über dieselben, weil er erfahren hatte, daß sein Vorgänger wäre von ihnen vergiftet worden, und mehrere Weiße, seit einigen Jahren, das nämliche Schicksal gehabt hätten.

Er fragte daher einen andern Slavenaufseher, wie er sich gegen die Schwarzen zu verhalten habe, daß sie ihm nicht auch so etwas beibrächten?

Du mußt dich bei Ihnen in Autorität setzen, gab dieser zur Antwort. Wenn du dein Amt antrittst, so mußt du dich gleich mit der Peitsche zeigen, und dem ersten, der etwas versteht, ein Duzend Hiebe anzählen, daß das Blut darnach läuft. Die Hunde müssen immer durchgeprägt werden, sonst thun sie kein gut.

Hat denn, fragte Blaukohl weiter, mein vergifteter Vor-

gänger nicht auch geprügelt? Das wohl, erhielt er zur Antwort, aber noch lange nicht genug.

Blaukohl wollte dies nicht in den Kopf. Er dachte an den Spruch, den er in der Schule gelernt hatte: *Ihr Herren, laffet das Dräuen, und wisset daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehen der Person.* Da steht es ja, dachte er bei sich selbst, daß man seine Untergebenen mit Liebe behandeln, und von der Art, wie man sie behandelt, Gott Rechenschaft geben müsse. Wenn man nun Gottes Gebot übertritt und gegen die Untergebenen grausam ist, so ist es ja kein Wunder, wenn die Strafe darauf folgt. Er theilte seine Gedanken Herrn Jessen mit, dieser war aber ganz anderer Meinung. Das sind keine Menschen, sagte er, das sind Hunde, wenn diese nicht vollauf Prügel bekommen, so sind sie nicht zu bändigen.

Bl. Wollen Sie mir denn erlauben, daß ich etwas darauf antworten darf?

J. Warum nicht?

Bl. Wenn die Schwarzen Hunde wären, so müßte ja der Kämmerer aus Mohrenland auch ein Hund gewesen sein. Gleichwohl taufte ihn der Apostel Philippus. Herr Jessen, der mit seinem Handlungsbuche bekannter, als mit der Bibel, war, hatte vom Kämmerer aus Mohrenland in seinem Leben nichts gehört, und wußte darauf nichts zu antworten, als — was geht mich der Kämmerer aus Mohrenland an.

Blaukohl ging fort, und, da er den Kopf voll biblischer Sprüche hatte, so fiel ihm auch dieser noch ein: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Das willst du, dachte er bei sich selbst, thun und deine Slaven.

als Menschen behandeln. Gott hat sie dir anvertrauet. Gott wirst du von ihnen Rechenschaft ablegen müssen.

Da ihm nun die zwei ersten Sklaven waren übergeben worden, so trat er vor sie mit einer Peitsche, und mit einem Gläschen Rum. Weil er weder Holländisch, noch die Sprache der Schwarzen, sprechen konnte, so mußte er sich ihnen durch Mienen verständlich zu machen suchen. Er machte also ein grimmiges Gesicht, schwang die Peitsche, hieb damit einige mal, aber nicht auf die Schwarzen, sondern in die Luft, dann warf er die Peitsche weg, sah freundlich aus, klopfte jedem die Backen, und — schenkte beiden den Rum ein.

Da hätte man die Freude sehen sollen, die diese Leute hatten. Sie leerten die Gläser aus, legten sich dann mit dem Gesichte auf die Erde, und jeder setzte einen Fuß von Herrn Blaukohl auf seinen Kopf, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie ihm gehorchen wollten.

Nun griffen sie die Arbeit frisch an. Da jedem sein Tagewerk war angewiesen worden, so hatten sie es geendigt, schon ein paar Stunden vorher, ehe es Feierabend sein sollte. Sie gaben zu verstehen, daß sie noch mehr arbeiten wollten, und Herr Blaukohl ließ es zu.

Die Sklaven der andern Aufseher hatten aber ihr Tagewerk, mit genauer Noth, bei Eintritt des Feierabends zu Stande gebracht. Wie ging denn dieß zu? ihre Aufseher meinten, die Schuld läge an ihrer Faulheit. Herr Blaukohl, der zuvor einige Tage in den Pflanzungen auf und ab gegangen war, glaubte einen ganz andern Grund davon bemerkt zu haben. Die andern Aufseher hatten nämlich die Gewohnheit, ihren Sklaven, wenn sie ihr Tagewerk geendigt hatten, noch mehr Arbeit zu geben, und das Geld,

das diese damit erwarben, in ihren Beutel zu stecken. Dieß verursachte nun lauter Erbitterung. Die Sklaven, wenn sie sahen, daß ihnen ihr Fleiß nichts half, wurden tückisch, und arbeiteten so langsam, daß ihnen keine Zeit zu weiterer Arbeit übrig blieb; die Aufseher aber, die dieß merkten, suchten sie mit Prügeln zu zwingen, sich mehr anzustrengen. Je mehr sie aber geprügelt wurden, desto verstockter wurden sie.

Herr Blaukohl, der dieß bemerkt hatte, griff die Sache von einer andern Seite an. Da seine Sklaven Feierabend gemacht hatten, berechnete er, wie viel er durch ihre Arbeit gewonnen hätte, und gab ihnen die Hälfte des Gewinnstes. Dafür küßten sie ihm die Hände.

So hielt er es auch mit den andern Sklaven, die er bekam, und deren Zahl sich am Ende bis auf dreißig belief. Bisweilen wünschten die Sklaven, wenn die Arbeit geendigt war, etwas für sich thun zu dürfen, und er erlaubte es ihnen. An seinem Geburtstage, der den 25 Mai fiel, gab er seinen Untergebenen einen halben Feiertag, und bewirthete sie mit einer mäßigen Mahlzeit. Dabei befanden sich nun beide Theile sehr wohl. Die Schwarzen arbeiteten mit Lust, und Herr Blaukohl wurde von ihnen wie ein Vater geliebt, und erwarb sich durch ihren Fleiß nach und nach etwas Beträchtliches.

Aber es traf hier auch ein: wo der liebe Gott eine Kirche bauet, da bauet der Teufel eine Kapelle dran. Die übrigen Sklaven, da sie sahen, wie liebevoll Herr Blaukohl die Seinigen behandelte, wurden gegen ihre tyrannischen Herren immer erbitterter, und thaten ihnen alles Herzeleid an. Diese aber machten Herrn Blaukohl die bittersten Vorwürfe, und beschuldigten ihn, daß er die einzige

Ursache wäre, warum ihre Sklaven nicht mehr gut thun wollten. Am Ende kam es zu einem völligen Aufstande. Die Sklavenaufseher gingen mit Ungestüm auf Herrn Jessens Zimmer, und sagten, wenn er den Fuchsschwänzer, den Blankohl, nicht auf der Stelle fortschickte, so würden sie alle ihren Abschied nehmen. Der Mann erschrak, daß ihm alle Glieder zitterten. Er suchte sie durch gute Worte zu besänftigen, es half aber nichts. Je gelinder er redete, desto gröber wurden sie.

Was sollte er thun? Herrn Blankohl fortzuschicken konnte er sich unmöglich entschließen, weil er sah, wie treu und redlich er war, wie sehr er die Sklaven durch seine vernünftige Behandlung gebessert hatte, und von der Meinung nun ganz abgekommen war, als wenn die Schwarzen Hunde wären. Die übrigen Aufseher glaubte er aber auch nicht entbehren zu können.

Nachdem er sich die Lunge bald aus dem Leibe geredet hatte, sagte er endlich: Morgen zu Mittag sollt ihr euern Bescheid haben. Heute kann ich mich zu nichts entschließen.

Damit ließen sie sich endlich abweisen und gingen fort. Herr Jessen aber, der eben am Zipperlein litt, hatte sich über die Grobheit dieser Leute so stark geärgert, daß ihm des Nachts das Zipperlein in den Leib trat, und er zu Mittag, da die Grobiane in das Zimmer traten, um ihren Bescheid zu hohlen, schon mit dem Tode rang. Nachmittags gegen drei Uhr war er wirklich verschieden.

Dieser Tod eines wirklich guten Herrn, von dem diesen Leuten ihr Gewissen sagte, daß sie daran Ursache wären, machte auf sie doch Eindruck, und sie verhielten sich ruhig bis zu seiner Beerdigung.

Sobald diese aber vorbei war, berathschlagten sie sich

untereinander, wie sie Herrn Blaukohl los werden wollten. Einer von ihnen that den Vorschlag, sie wollten ihm auf den Abend aufpassen, ihn durchprügeln, und besonders nach dem Kopfe schlagen, daß er entweder auf der Stelle bleibe, oder doch bald darauf sterben müßte.

Herr Blaukohl hatte die Gewohnheit, wenn sein Tagewerk geendigt war, nach einem kleinen Hügel zu gehen, von da den Untergang der Sonne zu beobachten, und ihrem Schöpfer zu danken für alles Gute, das er ihm den Tag über erzeugt hatte. Dieß wußten seine Feinde, und versteckten sich daher den folgenden Tag, gegen Abend, in ein Gebüsch, das an diesen Hügel grenzte, alle mit Prügeln bewaffnet.

Wer aber auf Gottes Wegen geht, der steht unter Gottes Schutze, der unzählige Mittel hat, die Seinigen zu retten. Es war also gewiß Gottes Fügung, daß gerade um die Zeit, da diese Bösewichte nach dem Gebüsch gingen, einer von Blaukohls Schwarzen in der Nähe desselben arbeiten mußte. Der Anblick dieser, mit Prügeln bewaffneten, Leute, von denen er wußte, daß sie alle Blaukohls Feinde wären, war ihm verdächtig. Er schlich sich also sogleich nach dem Gebüsch, horchte, und hörte den Mordanschlag, der gegen seinen guten Herrn gefaßt wurde.

Wie ein Pfeil schoß er fort um ihn zu warnen. Aber dieser hatte einen Umweg genommen, und der Schwarze konnte ihn nicht finden. Verzweiflungsvoll rang er die Hände und lief zu seinen Kameraden. Brüder! rief er mit gräßlicher Stimme, jezt wird unser guter Herr gemordet, wenn wir ihm nicht augenblicklich zu Hülfe kommen.

Wie der Blitz wirkte dieß auf alle. Alle folgten ihm.

Geht leise! sagte der gute Schwarze, daß uns die Schurken nicht bemerken.

Da die Schwarzen barfuß gehen, so war es ihnen leicht sich hinter den Hügel zu schleichen, wo die Mordthat vollzogen werden sollte, ohne daß sie entdeckt wurden. Raam hatten sie sich daselbst gestellt, so kam auch Herr Blautohl und lagerte sich, ohne alle Besorgniß, auf dem Hügel. Raam hatte er sich aber gelagert, so brachen die Mörder aus dem Gebüsch hervor und einer schrie: halt Canaille! jetzt haben wir dich, jetzt sollst du uns nicht entwischen. In dem nämlichen Augenblicke brachen aber auch die Schwarzen aus ihrem Hinterhalte hervor, fielen über die Mörder her, wanden ihnen die Prügel aus den Händen, prügelten sie tüchtig durch, und würden sie gewiß todtgeschlagen haben, wenn Herr Blautohl sie nicht davon zurückgehalten hätte.

Nachdem Herrn Blautohls Collegen ihre wohlverdiente Prügelsuppe erhalten hatten, begleiteten die Schwarzen ihren Herrn im Triumphe nach Hause und verabredeten unter einander, daß sie die Nacht hindurch wechselsweise bei ihm wachen wollten, damit die Bösewichter ihn nicht etwa überfallen möchten.

Herr Blautohl legte sich mit gerührtem Herzen auf sein Lager, und dankte Gott, daß er ihn so sichtbar geschützt und aus der augenscheinlichen Todesgefahr gerettet hätte. Ach Gott! sagte er, wie gut ist es wenn man deinen Weg nicht verläßt, da befindet man sich immer unter deinem Schutze. Die armen Slaven, die du mir anvertrauest, habe ich nach deiner Vorschrift mit Gelindigkeit behandelt, und habe sie dadurch zu meinen Freunden und Vertheidigern gemacht.

Mit diesem Gedanken entschlummerte er ruhig. Und

seine Feinde? diesen kam kein Schlaf in die Augen, theils weil sie von den erhaltenen Schlägen noch zu starke Nachwehen fühlten, theils weil die Bosheit und Rachsucht ihnen keine Ruhe verstattete. Sie bräteten vielmehr über neuen Mordanschlägen, und wurden am Ende mit einander eins, daß sie den andern Tag ihre sämtlichen Sklaven bewaffnen, Herrn Blaukohl's Pflanzung überfallen, und sich an ihm und seinen Schwarzen rächen wollten.

Den folgenden Tag also, da Herr Blaukohl seinen Schwarzen für die bewiesene Treue dankte, die Arbeit und ein Paar Flaschen Rum unter sie vertheilte, beriefen seine Feinde ihre Sklaven zusammen, und Herr Grühkopf hielt folgende Auredede an sie:

Meine Schwarzen Brüder! Ich muß euch etwas sagen, worüber ihr erstaunen werdet. Stellt euch vor, was der Blaukohl für ein abscheulicher Mensch ist. Da wir, eure Aufseher, gestern mit einander spazieren gingen, überfiel er uns mit seinen Schwarzen, die alle mit Prügeln bewaffnet waren, und schlugen uns beinahe todt. Dadurch sind nicht nur wir beschimpft worden, sondern der Schimpf trifft auch euch. Wollt ihr dieß auf euch sitzen lassen? wollt ihr den Schimpf, den euch diese Leute anthaten, nicht rächen?

Es erfolgte aber weder Stimme noch Antwort.

Nach euch fertig! suche ein jeder einen Prügel, in einer Viertelstunde wollen wir zu Blaukohl's Pflanzung ziehen, und ihn und seine Sklaven derb durchprügeln. Dafür sollt ihr auch heute von der Arbeit befreit sein, und jeder soll ein Raß Rum bekommen. Nun was wird's? macht euch fertig.

Es wurde aber nichts, und Niemand machte sich fertig. Statt sich fertig zu machen, sangen die Sklaven vielmehr

an zu brummen, und eine Stimme rief: es lebe der brave Herr Blaukohl! auf einmal schrien alle hoch! hoch! hoch! hier und da hörte man auch eine Schmähung auf ihre hartherzigen Herren, so daß diese zu besorgen anfangen, die Prügeln, die sie Herrn Blaukohl zugebracht hatten, möchten auf ihren Rücken fallen, und sich aus dem Staube machen.

Da ihnen auch dieser Anschlag mißlungen war, rückten sie der Frau Jessen auf die Stube, und setzten ihr mit eben dem Ungefühle zu, wie ihrem verstorbenen Manne. Die Frau war vor Schrecken außer sich. Wollen Sie, fragte sie, mich auch unter die Erde bringen, wie meinen seligen Mann?

Grütkopf nahm das Wort, und sagte, das wollen wir gar nicht, liebe Madame! Entschließen sie sich nur kurz und gut. Entweder geben sie Blaukohlen auf der Stelle den Abschied, oder wir nehmen den unstrigen.

So lassen Sie mir doch nur Zeit zur Ueberlegung! diesen Nachmittag drei Uhr sollen Sie Antwort haben. Mit diesem Bescheide ließen sie sich beruhigen und zogen ab.

Madame Jessen warf sich auf das Canapee, und nachdem sie sich ein paarmal die Stirne gerieben hatte, klingelte sie und ihr schwarzes Kammermädchen trat herein.

Geschwind, sagte sie, gehe zu Herrn Blaukohl, sprich mit ihm heimlich, und sage, er möchte zu mir kommen, aber hinten durch den Garten, damit es seine Collegen nicht merken.

Sie ging, und in einer Viertelstunde stand Herr Blaukohl vor ihr.

J. Sehen Sie sich, lieber Blaukohl, zu mir! denken Sie nur wie es mir geht, da drohen mir Ihre Collegen

mich zu verlassen, wenn ich Ihnen nicht augenblicklich ihren Abschied gäbe.

Bl. Es ist traurig. Und ich kann Sie versichern, daß ich nie einen von ihnen mit einem Worte beleidigt habe.

J. Ach das weiß ich ja. Mein seliger Mann sagte mir oft: mein bester, fleißigster, rechtschaffenster Aufseher ist Herr Blaukohl.

Bl. Das macht mir Freude.

J. Und so meine ich es auch. Ich schätze Sie sehr, guter Herr Blaukohl, (indem sie seine Hand faßte).

Bl. Viel Ehre für mich.

J. Können Sie sich entschließen von hier zu gehen?

Bl. Wenn Sie es befehlen, und die Rude Ihres Hauses dadurch wieder hergestellt wird, so gehe ich heute noch.

J. Das wollen Sie? wollen mich verlassne Wittwe diesen Böfewichtern Preis geben?

Bl. Ich sage ja, wenn Sie es befehlen.

J. Nun da können Sie lebenslang hier bleiben. Ich werde Sie nie gehen heißen. Lieber will ich alle jene Menschen zum Henker jagen, als — nun wissen Sie Alles.

Bl. Sie setzen zu viel Vertrauen in mich, Madame.

J. Nicht mehr als Sie verdienen.

Hierauf legte sie ein paar Minuten den Kopf in die Hand und fuhr fort: lieber Blaukohl! die Zeit geht hin — in ein paar Stunden rücken mir die Leute auf die Stube, und verlangen meinen Entschluß zu wissen. Ich muß also diesen Entschluß auf der Stelle fassen.

Bl. Und wie heißt dieser Entschluß?

J. Ich sehe kein Mittel mich zu retten, als, daß Sie mich heirathen.

Herr Blaukohl, der eher des Himmels Einfall, als so

einen Antrag erwartet hatte, wußte nicht, was er antworten sollte, und antwortete daher — nichts.

J. Sie Schweigen? o hätte ich doch auch geschwiegen! Ich weiß wohl, daß es für ein Frauenzimmer unanständig ist, selbst auf die Heirath zu gehen, und sich einem Manne anzutragen. Aber Sie sehen, daß mich die Noth dazu treibt.

Bl. Eben deswegen trage ich Bedenken, Ihre Hand anzunehmen. Sie heirathen mich aus Noth, wenn nun die Noth vorbei ist —

J. Werde ich Sie noch immer lieb haben. Ich habe Sie stets geschätzt.

Bl. Ach liebe Madame! es wird mir so bänglich um's Herz. Ich weiß gar nicht was ich sagen soll. Ich freue mich, daß Sie mit mir zufrieden sind. Aber ach! es würde mich schrecklich schmerzen, wenn Sie einmal mit mir unzufrieden werden sollten.

J. Also schlagen Sie meine Hand aus?

Bl. Nicht doch.

J. So nehmen Sie sie an?

Bl. Haben Sie denn bedacht, daß man einen Mann auf seine ganze Lebenszeit nimmt?

J. Ich werde ja. Jetzt sprang sie auf und klingelte, sogleich war das Schwärzchen da und erhielt den Auftrag: Frühstück.

Chocolade oder Wein? fragte das Schwärzchen.

J. Was beliebt Ihnen, Herr Blaukopf?

Bl. Ich habe nicht vorzuschreiben.

J. Mit Ihrer Blödigkeit! So bringe beides. Chocolade und Wein.

Während der Zubereitung des Frühstücks erfolgte eine

Pause, die wohl 150 ganze Schläge lang sein mochte. Frau Jessen knuppelte an den Borden, mit denen ihr Anzug besetzt war, und Herr Blautohl bewegte auf dem Rissen des Canapees die Finger, als wenn er auf dem Claviere spielte.

Jetzt wurde das Frühstück aufgetragen, und die Pause geendigt.

J. Was beliebt Ihnen, Herr Blautohl? Chocolate oder Madera-Wein?

Bl. Was Sie mir geben.

J. Das nenne ich doch Höflichkeit. Lilli! trage die Chocolate ab! hier, Herr Blautohl, ist ein Glas Madera-Wein und etwas Zwieback.

Bl. Ihr Wohlsein, Madame!

J. Gehorsame Dienerin! Aber lieber Blautohl! ich habe jetzt einen Einfall gehabt, was sagen Sie dazu? Erlauben Sie mir, daß ich Sie, wenn Ihre Collegen kommen, als meinen Bräutigam vorstellen darf. Hernach bedenken wir uns vier Wochen, vier Monate, oder wenn Sie lieber wollen ein halbes Jahr, ob wir einander heirathen wollen. Wollen Sie mich nicht heirathen, oder habe ich meine Gestinnung gegen Sie geändert, so trennen wir uns. Auf einmal heiterte sich Herr Blautohl auf, küßte die Hand der Frau Jessen, und sagte: diesen Vorschlag lasse ich mir gefallen. Aber, liebe Madame! was soll Ihnen dieß helfen, wenn ich diesen Menschen als Ihr Bräutigam vorgestellt werde?

J. Dieses, daß Sie mir die Leute zur Raison bringen.

Bl. Wissen Sie aber auch, daß sie mich alle hassen? werden sie nicht alle fortgehen, wenn Sie mich ihnen als Eigenthümer der Pflanzung vorstellen?

J. So lassen Sie sie alle gehen! Sie sind gewiß

im Stande die Sache allein zu dirigiren. Ginge es auch nicht immer, so kommen ja fast alle Woche Schiffe aus Europa an, wo Sie sich andere Aufseher aussuchen, und sie nach Ihrer Hand ziehen können.

Bl. So erlauben Sie, daß ich nach Hause gehen darf, um zu überlegen, wie ich die Sache anfangen will.

J. So geben Sie! kommen Sie aber ja bald wieder, damit diese Menschen mich nicht allein antreffen.

Er ging, ganz tiefsinnig mit vorhängendem Kopfe, und überlegte was er zu thun oder zu lassen habe.

Sein Vater hatte ihm oft gesagt: alles mit Bedacht! Er war aber sonst ein Leichtfuß, der darauf nicht achtete, sondern immer unüberlegt handelte. Wie hätte er sonst um eines Wortwechsels willen, den er mit seiner Schwester hatte, sogleich das väterliche Haus verlassen und in die weite Welt gehen können? Erst da er nicht mehr bei dem Vater war, nahm er die Ermahnung, alles mit Bedacht! zu Herzen, und nahm sich vor, daß er sie immer befolgen wolle. Dieß war die Ursache, warum er so bedachtsam die Aufsicht über seine Schwarzen übernahm, dieß war die Ursache, warum er sich nicht entschließen konnte sogleich die Hand der Frau Jessen, und mit derselben ein Vermögen von einer Tonne Goldes anzunehmen.

Jetzt murmelte er auch auf dem Wege immer durch die Zähne: alles mit Bedacht.

Sobald er in sein Zimmer kam, schloß er es ab, ging auf und nieder, überlegte hin und her, und — da er glaubte die Art gefunden zu haben, wie er die Sache angreifen müsse, öffnete er seinen Kleiderschrank, holte seine Feiernkleider heraus, legte sie an und schlich zur Madame Jessen.

Nicht lange darauf ließen sich auch seine Collegen anmelden, und ihr Besuch wurde angenommen.

Tausend was für Augen machten sie, als sie Madame Jessen erblickten, die den Mann, den sie haßten, in ihrem Arme hielt!

Hier, meine Herren! sagte die junge Wittwe, habe ich die Ehre Ihnen meinen Bräutigam, in der Person des Herrn Blaukohl, vorzustellen. Ich hoffe, Sie werden ihm immer die Achtung erweisen, die er, als Eigenthümer der Pflanzung, von Ihnen erwarten darf.

Hierauf nahm Herr Blaukohl das Wort und sagte: Ja, nun sind Sie meine Untergebenen. Aber ich will, daß wir in Friede bei einander leben. Was vorgefallen ist, zwischen uns, das ist vergeben und vergessen. Aber nun sagen Sie mir aufrichtig, habe ich Sie beleidigt?

Alle schwiegen.

Habe ich je einen Ihrer Slaven zum Ungehorsam gegen Sie gereizt?

Die mehresten antworteten mit einem leisen Nein. Und haben mich doch verfolgt?

Was hilft dies Reden alles, sagte Herr Grühkopf.

Seitdem Sie hier sind, thun unsere Slaven nicht mehr gut. Und daran sind Sie schuld. Sie verstehen nicht, wie man die Schwarzen behandeln muß. Daß Sie es wissen.

H. So habe ich es also mit Ihnen zu thun, Herr Grühkopf. Sie, meine Herren! haben zu viel Verstand. Also, Herr Grühkopf! antworten Sie, aber gerade heraus, machen Sie keine Flaufen. Herr Grühkopf! Achtung! haben Sie gehört, daß mir je ein Schwarzer ungehorsam gewesen ist?

Gr. Davon ist die Rede jetzt nicht, aber —

Bl. (Mit dem Fuße aufstampfend). Allerdings ist davon die Rede, von sonst gar nichts, von gar, gar nichts weiter. Noch einmal frage ich Sie: haben Sie je gehöret, daß mir ein Slave ungehorsam war? Ja oder nein!

Gr. Nein. Aber —

Bl. Höhle Sie der Henker mit Ihrem Aber. Das gehört nicht hier her. Mir ist noch kein Schwarzer je ungehorsam gewesen. Das können Sie nicht läugnen. Sie, meine Herren! wissen es auch. Und Ihnen, Herr Gräßkopf will kein Schwarzer gut thun. Wer versteht denn also die Schwarzen besser zu behandeln? Sie oder ich? Warum machen Sie es denn nicht auch so, wie ich?

Gr. Dieß wäre ja die neueste Mode, wenn ich von einem Manne lernen sollte, der kaum hier warm worden ist. Herr! da Sie noch keinen Schwarzen gesehen hatten, hatte ich schon ihrer fünfzig unter der Peitsche.

Bl. Wisch! wasch! Simon Blautohl ist kurz gebunden. Wer von Ihnen bleiben will der bleibt, und ich bin sein Freund. Will er mir folgen, so soll ihm kein Schwarzer mehr ungehorsam sein, sie sollen ihm auf das Wort folgen; sie sollen seine Freunde werden, die für ihn das Leben lassen. Wer nicht bleiben will, der pakt sich zum Henker. Ich bin kurz gebunden. Herr Schnabel, wollen Sie bleiben?

Sch. Ja Herr Blautohl! vergeben Sie mir.

Bl. Alles vergeben. Herr Rehbock, wollen Sie bleiben?

R. Bis an meinen Tod.

Bl. Herr Geißfuß, wollen Sie bleiben?

G. Ja.

Bl. Herr Wisgmuth, wollen Sie bleiben?

W. Herr Blautohl! ich müßte ein schlechter Mensch sein, wenn ich nicht bliebe.

Bl. Und Herr Grühkopf?

Gr. Ich bleibe nicht.

Bl. Desto besser! Ihnen, meine Herren! danke ich für ihr Zutrauen. Ich bin ein ehrlicher Mann. Sie werden finden, daß es wahr ist. Jetzt geloben Sie meiner lieben Braut und mir die Treue mit einem Handschlage.

Sie schlugen alle mit ihren Händen ein, Grühkopf aber ging brummend fort.

Nun trat die Braut auf, und sagte: Ich danke Ihnen, meine Herren! für das Zutrauen, das Sie mir und meinem Bräutigam bewiesen haben. Sie werden gewiß finden, daß er ein sehr rechtschaffener Mann ist. Wäre er nicht so rechtschaffen, so hätte ich ihn nicht zu meinem Bräutigam gewählt. Morgen zu Mittag speisen Sie mit mir.

Herr Schnabel, Rehbock, Geißfuß und Wismuth, nahmen die Einladung an, sagten noch verschiedenes zu Herrn Blautohl und seiner Braut Lobe und entfernten sich.

Die Braut sagte noch mehr zu Herrn Blautohls Lobe, und setzte hinzu, sie würde ihr Kehlband seine Schuldnerin bleiben, für die Gefälligkeit, die er ihr erwiesen hätte.

Dieser sagte, nun müsse er sich sogleich entfernen, um die Aufsicht über Grühkopfs Schwarze zu übernehmen. Er küßte seiner Braut die Hand. Diese sah ihn an, als wenn sie erwartete, daß er noch etwas küssen sollte. Herr Blautohl sah sie auch an, und um ein Haar hätte er noch etwas geküßt, da fiel ihm noch zur rechten Zeit des Waters Spruch ein: alles mit Bedacht! Er neigte also nochmals sei-

Sim. Blautohl.

den Mund auf ihre Hand, küßte sie, und — empfahl sich zu geneigtem Andenken.

Darauf lief er zu seinen Schwarzen, untersuchte, wie sie arbeiteten, und fand, wie immer, daß sie fleißig waren.

Von ihnen ging er zu Grühkopfs Schwarzen, denen er ankündigte, daß sie nun nicht mehr unter Grühkopfs sondern unter seiner Aufsicht ständen.

Diese Nachricht verursachte allgemeinen Jubel. Einige liefen nach ihren musikalischen Instrumenten, spielten einen Tanz auf, und die übrigen schlossen einen Kreis und tanzten um ihn.

Nachdem er eine Viertelstunde die Ausdrücke ihrer Freude mit angesehen hatte, gebot er Stillschweigen, und hielt ein Redchen an sie, in welchem er sie versicherte, daß er für sie, wie ein Vater für seine Kinder, sorgen wolle, er hoffe sie würden ihm auch wie einem Vater folgen, damit er nicht nöthig habe sie zu schlagen. Am Schlusse der Rede ließ er, statt der Nutzenwendung, ein Paar Flaschen Rum unter sie austheilen.

Sie ließen ihn nun doch leben, und nachdem dieß geschehen war, nahm einer sein Glas Rum und rief: es sterbe der Tyrann Grühkopf. Dieß war eine Veranlassung zu den gräßlichsten Verwünschungen, in welche nun alle gegen Grühkopfen ausbrachen.

Herr Blaukohl hatte schlechte Freude daran. Er winkte mit der Hand, daß sie schweigen sollten — sie schwiegen. Kinder! sagte er, das thut nicht! Herr Grühkopf wird euch nicht mehr schlagen. Er reißt bald ab. Schimpfen dürft ihr aber nicht auf ihn. Dieß leide ich nicht. Wollt ihr mir folgen?

Ja! Ja! riefen alle, warfen sich vor Herrn Blaukohl

auf das Gesicht, jeder setzte Blaukohls Fuß auf seinen Kopf und gelobte ihm so Gehorsam.

Bis in die späte Nacht hatte Herr Blau Kohl zu thun, um alles in Ordnung zu bringen. Dann verfügte er sich zur Ruhe.

Allen Lesern dieser Geschichte wünsche ich, daß sie diese Nacht eine angenehmere Ruhe haben mögen, als Herr Blau Kohl hatte. Diesem kam kein Schlaf in die Augen. Bald dachte er an die vielen Geschäfte, die nun auf ihm lagen, bald an — an wen? das kann jeder leicht errathen. Schloß er auch bisweilen die Augen, gleich stand Grütztopf vor ihm — er fuhr zusammen, und erwachte; oder die Schwarzen kamen mit einer Klage — er fuhr zusammen, und erwachte; oder die Person, die jeder selbst errathen kann, räkete seine Hand — er fuhr zusammen, und erwachte. So ging es die ganze Nacht hindurch. Bald warf er sich auf die rechte, bald auf die linke Seite. Gegen Morgen fand sich endlich ein süßer Schlaf ein. Raun hatte er ihn aber eine halbe Stunde genossen, so zupfte ihn ein Schwarzer, und sagte, daß es Zeit sei aufzustehen.

Wie gern hätte er ein paar Stunden noch geschlafen. Als er aber daran dachte, was für Unordnung einreißen würde, wenn er nicht auf seinem Posten wäre, so konnte er nicht länger im Bette bleiben, er ermunterte sich, sprang auf und fleidete sich an. Sein Kopf war ziemlich dämisch. Er suchte sich damit zu helfen, daß er den Kopf mit Wasser wusch, das so frisch war, als man es in Surinam haben konnte. Da war es nun freilich so frisch nicht, als das Wasser, das vor dem Hause seines Vaters sprang. Denn in Surinam kann man fast alles haben, was man wünscht, Kaffee, Zucker, Chocolate, Citronen, Pomeranzen, Ko-

Kudnüsse, alle Arten von Weinen, nur kein frisches Quellwasser. Herr Simon Blaukohl hätte daher oft gern einen Centner Kaffee und einen Centner Zucker drum gegeben, wenn er nur einen einzigen Krug Wasser, aus seines Vaters Brunnen, gehabt hätte.

Nachdem er seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, schloß er sich wieder ein, und bedachte, wie er sich bei der Mahlzeit zu verhalten habe, zu welcher ihn Madame Jessen eingeladen hatte.

Alles mit Bedacht! sagte er, legte seine Feiertleider an, und verfügte sich dann zu Madame Jessen, die bei seiner Ankunft so freundlich war, wie ein Ohrwürmchen.

Sie drückte ihm zärtlich die Hand und sagte: willkommen lieber Bräutigam! Er aber küßte die ihrige, und weiter nichts, und sagte: ich bin zu Ihren Diensten, liebe Braut!

Bald erschienen auch die Herren Schnabel, Rehbock, Geißfuß und Wismuth, und fanden eine so köstliche Mahlzeit, als in Krebsleben, des Herrn Blaukohls Geburtsorte, noch nie war gegeben worden.

Die ersten Gerichte wurden ohne vielen Wortwechsel verzehrt. Als aber die Gläser mit Wein gefüllet waren, ergriff Herr Simon Blaukohl das seinige, und sagte: es lebe unsere Pflanzung! Sie soll leben! sagten alle.

Madame Jessen füllte sogleich wieder die Gläser, nahm das ihrige, und sagte: es lebe mein lieber Bräutigam!

Er soll leben! sagten alle, und leereten dazu ihre Gläser aus.

Was hatte Herr Blaukohl zu thun? Wenn er nicht *unhöflich* sein wollte, so mußte er die Gesundheit erwidern.

Er füllte also die Gläser von neuem, ergriff mit der rechten Hand sein Glas, rief: es lebe meine liebe Braut!

Alle stimmten ein: sie soll leben! und er bekam dafür einen sanften Händedruck.

Noch einmal füllte er die Gläser, und trank: auf gute Freundschaft! Auch an dieser Gesundheit nahm die ganze Gesellschaft Antheil. Jetzt waren nun alle Herzen guter Dinge, das Tischgespräch wurde lebhafter und Herrn Blaukohls Zunge, die sich sonst etwas schwer bewegte, wurde durch die Kraft des Weins gelöst.

Sie wollen wissen, wie ich es anfangte, daß mir die Schwarzen auf den Wink gehorchen, sagte er, ich will es Ihnen sagen. Sehen Sie meine Herren, ich habe den Glauben, daß mir die Schwarzen von unserm Herr Gott anvertraut sind, nicht nur daß sie für mich arbeiten sollen, sondern auch daß ich für sie wie ein guter Herr sorgen soll. Ich habe den Glauben, daß ich einmal unserm Herr Gott von ihnen Rechenschaft geben muß. Deswegen behandle ich sie mit Liebe, und da sie das sehen, so haben sie mich wieder lieb. Dieß ist mein ganzes Geheimniß.

Nichts für ungut! Herr Blau Kohl! erwiderte Herr Rehbock, Sie sind ein sehr braver Mann. Aber, nichts für ungut, die Schwarzen aber, kennen Sie noch nicht. Das ist ein verstocktes, tückisches, boshaftes Volk. Das muß man prügeln, wenn man es in Respect erhalten will.

Bl. Erhalte ich es nicht im Respect ohne Prügeln?

R. Es ist noch nicht aller Tage Abend.

Bl. Das weiß ich wohl. Unterdessen versuchen Sie es einmal, meine Herren, und behandeln ihre Leute, wie ich die meinigen — da muß ich Ihnen aber auch noch sagen, daß ich, wenn sie ihr Tagewert geendigt haben, ihnen

keine neuen Arbeiten auflege, sondern ihnen frei stelle, ob sie weiter arbeiten wollen oder nicht, und ihnen die Arbeit, die sie nun noch für mich thun, bezahle.

R. Dabei würden wir uns schlecht sehen.

Bl. Ich sehe sehr gut dabei. Kurz von der Sache zu kommen, folgen Sie mir, es wird gewiß gut gehen. Prügeln Sie mir keinen Schwarzen wieder. Prügel thun wehe, und erwecken keine Liebe. Leute, die so roh sind wie die Schwarzen, werden dadurch erbittert und zur Rache gereizt. Freilich ist es möglich, daß unter so vielen Leuten sich ein und der andere Verstockte findet, der sich mit Güte nicht lenken läßt. Wenn dieß einmal der Fall sein sollte, so zeigen Sie es mir nur an; so will ich die Sache untersuchen, und ihn, wenn er schuldig gefunden wird, öffentlich durchpeitschen lassen.

Und nun liebe Braut! sich an Madame Jessen wendend, habe ich noch eine Bitte an Sie —

Br. Die ich mit Vergnügen erfüllen werde.

Bl. Wollten Sie nicht unsern Schwarzen morgen eine Mittagsmahlzeit, und den Nachmittag frei geben?

Br. Ohne alles Bedenken.

Bl. Ich danke Ihnen verbindlichst. Wollen Sie mich nicht auch diesen Leuten als ihren Bräutigam vorstellen?

Br. Dieß will ich noch lieber thun

Bl. Nun meine Herren! Bei dieser Gelegenheit will ich denn den Schwarzen sagen, wie sie sich gegen Sie verhalten sollen. Jetzt muß ich wieder an meine Geschäfte.

Dieß war ein Wink für die andern Herren, daß sie auch an ihre Geschäfte gingen. Sie standen also auf, und beurlaubten sich. Auch Herr Blautohl beurlaubte sich.

Der folgende Tag war für die schwarze Welt ein groß-

ber Festtag. Als sie bei Tische saß, kam Madame Jeffen und hatte ihren Bräutigam am Arme. Keine schwarzen Kinder! sagte sie, ihr habt den Herrn Blantohl immer so lieb gehabt — nun ist er mein Bräutigam, und euer Herr. Ist euch das recht?

Ein allgemeines Händeklatschen war die Antwort.

Darauf versicherte sie Herr Blantohl, daß sie es immer bei ihm recht gut haben sollten, und daß er sie immer wie seine eignen Kinder behandeln wolle. Immer, fuhr er fort, kann ich freilich nicht bei euch sein. Herr Schnabel, Neßbock, Geißfuß und Wiswmuth, werden die Aufsicht über euch führen. Wir haben aber mit einander ausgemacht, daß ihr keine Prügel mehr bekommen sollt. Seid ihr das zufrieden?

Ja! Ja! riefen alle.

Wir haben mit einander ausgemacht, daß jeder, wenn er sein Tagewerk vollendet hat, nicht mehr zur Arbeit gezwungen werde, sondern die Freiheit haben soll, zu thun was er will. Will er für seinen Aufseher arbeiten, so soll es ihm dieser bezahlen. Seid ihr das zufrieden?

Ja! Ja! Ja! war die allgemeine Antwort.

Wir haben ferner ausgemacht, daß, wenn dem oberachtet, einer von euch seinem Aufseher ungehorsam sein sollte, daß ich ihn öffentlich durchprügeln lassen will. Seid ihr das zufrieden?

Es erfolgte eine Pause von ein und einem halben Tacte. Darauf rief einer: recht so! ich werde nie geprügelt werden.

Recht so! recht so! riefen alle.

Nun fuhr Herr Blantohl fort: ich wünsche daß ich nie nöthig haben mag einen von euch peitschen zu lassen.

Jetzt ließen die Schwarzen Braut und Bräutigam,

Herrn Schnabel, Rehbock, Weißfuß und Wismuth hoch leben. Diese sahen noch einige Zeit der Fröhlichkeit der Schwarzen zu und entfernten sich dann.

Madame Jessen wurde von ihrem Bräutigam nach Hause geführt. Sie erwartete, daß er sich jetzt etwas deutlicher erklären würde. — Es erfolgte aber weiter nichts, als ein Händekuß, doch mußte er ihr versprechen, daß er künftig täglich zu Mittag mit ihr speisen wolle.

Da der Tag sich neigte ging er wieder auf seinen Hügel, um eine wichtige Ueberlegung anzustellen. Alles um ihn her war stille — Dunkel fing an die Flur zu decken; und nach und nach kamen die Sterne zum Vorschein. Hätte Herr Blaukohl Littrow's Wunder des Himmels gelesen, und die Sternkarten kennen lernen, die mit diesem Buche ausgegeben wurden, so würde er sich jetzt mit Betrachtung der Gestirne beschäftigt haben, davon doch wenigstens einige, die dort abgebildet waren, zum Vorschein kamen.

Da er aber mit dem gestirnten Himmel ganz unbekannt war, so sah er auch nicht nach ihm, sondern überließ sich ganz seinen Gedanken.

Diese aber waren nun auf nichts anderes, als — als — als — auf Madame Jessen gerichtet, und er überlegte, wie er sich gegen sie benehmen wolle.

Madame Jessen war eigentlich kein hübscher Schatz. Ihr Vater war aus Nordhausen und ihre Mutter von der Küste Guinea. Jener war weiß, diese schwarz. Kienruß mit Bleiweiß vermischt gibt bekanntlich eine graue Farbe. Bei den Menschen ist es aber anders. Wenn bei diesen das Schwarz und Weiß sich vereinigt, so wird gelb daraus. Madame Jessen war also gelb, gerade wie Herr Glaskopfs hoffnungsvolle Söhne, von dessen Leben und Schicksalen im

sechsten Bändchen dieser Sammlung ausführlich gesprochen wurde. Ihr Haar war kurz und schwarz, und ihre Lippen etwas aufgeworfen. Im übrigen war sie schlank gewachsen.

Jetzt wollen wir Herrn Blaukohl ein wenig belauschen, und die Gedanken zu erwischen suchen, die durch seine Seele gingen.

Schön, dachte er, ist Madame Jessen freilich nicht. Wenn ich sie mit unsers Nachbars Tochter in Krebsleben vergleiche, so gefiel mir diese freilich besser. Aber — jene kannst du nicht haben. Und, wenn man es bei Lichte bestreht, so ist Schönheit eine vergängliche Sache. Ich habe so manche rothbäckige Frau gekannt, die quittengelb wurde, wenn sie aus dem ersten Wochenbette kam, Madame Jessen kann nicht gelber werden, als sie schon ist. Sie ist aber bei allem dem eine hübsche Frau. Sie ist so gesprächig, so leutselig, so spashaft, sie versteht die Haushaltung gut, und ihren seligen Mann hat sie gut gewartet. Dieß alles wird hoffentlich bleiben, wenn sie auch zehnmal in die Wochen käme. Freilich hat sie ein loses Mäulchen. Aber war man nicht bei uns der Meinung, daß die Weiber die besten wären, die die losesten Mäuler hätten? Mein seliger Pathe pflegte ja zu sagen:

Einem Hund der nicht billt,

Eine Frau, die nicht schilt,

Eine Katze, die nicht maußt,

Die soll man nicht leiden im Haus.

Du kannst auch so viel Gutes stiften, wenn du sie heiratest, kannst so vielen Schwarzen ein erträgliches Leben verschaffen. Dieß ist nun alles recht gut. Ohne Bedenken würde ich ihr meine Hand geben, wenn nur Eins nicht wäre. Aber das Eine, das Eine, das ist der Stein

des Anstoßes — die Tonne Goldes, die sie im Vermögen hat. Eine Tonne Goldes — nun ja es ist eine ganz hübsche Sache, wenn man sie selbst erwirbt; aber wenn man sie erbeirathet — dann gibt es kein gutes Blut. Bei dem ersten Wortwechsel, den es gibt, wird sie sagen: habe ich dich nicht zum Manne gemacht?

He! Madame Jessen! Simon Blaukohl ist schon ein Mann, wenn er auch keine Tonne Goldes hat.

Und kurz und gut — mit diesen Gedanken stand er auf und verfügte sich nach Hause. Was er auf dem Wege weitergedacht hat, wird man aus dem Erfolge der Geschichte ersehen.

Herr Simon Blaukohl speisete nun täglich bei seiner Braut, die ihn so gut pflegte und bewirthete, als in Deutschland kaum die Weiber ihren Männern thun, die doch von ihnen, außer den Händeküssen noch andere bekommen. Er sagte ihr auch vielerlei Schönes vor, und lobte an ihr alles, was zu loben war, welches sie gern zu hören schien.

Da aber die Freude acht Tage gedauert hatte, schien sie, so wie alle menschliche Freuden, ihrem Ende sich zu nähern. Da die Mahlzeit genossen war, sagte Herr Blaukohl, liebe Braut! ich danke Ihnen herzlich. Sie haben mir erlaubt mit Ihnen zu speisen. Erlauben Sie mir, daß ich künftig zu Hause speisen darf.

Br. Zu Hause? Warum denn das?

Bl. Sie thun des Guten zu viel. Ich habe Kopfschmerzen, Stechen auf der Brust, und kann des Nachts nicht schlafen.

Br. Glauben! Herr Simon Blaukohl! sprechen Sie frei von der Leber! Sagen Sie gerade heraus: Madame Jessen, ich kann Sie nicht leiden, da ist es gut. Ich will

nicht böse darüber werden. Nur machen Sie keine Bausfelzüge.

Bl. Ich Sie nicht leiden? (Hier vergaß sich der gute Herr Blaukohl, schlang seinen Arm um ihren Hals, und brückte wirklich einen Kuß auf ihre aufgeworfene Lippen) Ich kenne kein Frauenzimmer, das ich Ihnen vorziehen würde.

Br. Und stieben mich doch?

Bl. Nicht Sie, sondern Ihre Tafel.

Br. Nun was verlangen Sie denn von meiner Tafel? Sagen Sie doch!

Bl. Nichts, als eine Suppe, etwas Gemüse und Fleisch und einen Becher ganz leichten Wein.

Br. Wenn es weiter nichts ist — das sollen Sie haben.

Bl. Und doch kann ich morgen nicht kommen. Ich muß schlechterdings einen Tag fasten, um wieder gesund zu werden. Aber übermorgen werde ich wieder kommen.

Br. Sie müssen aber Wort halten.

Bl. Das will ich gewiß thun.

Den folgenden Tag hatte also Herr Blaukohl einen Fasttag. Vor Sonnen Aufgang machte er sich auf und lief drei Stunden herum, dann untersuchte er die Arbeiten der Schwarzen, und da ihm der Hunger in den Magen kam, setzte er sich, brachte seine Rechnung in Ordnung und ließ so dem Magen Zeit, das, was er bisher zu viel genossen hatte, wieder fortzuschaffen.

Auf den Abend ließ er sich eine gute Suppe machen, genoß etwas Savelatwurst und ein Glas Wein, hatte darauf eine angenehme Ruhe, und — da er des Morgens aufwachte — weg war sein Kopfschmerz und sein Stechen auf der Brust.

Den Mittag erschien er bei Madame Jeßen, und wurde

von ihr mit einer Mahlzeit bewirthe, die gerade so mäßig war, wie er sie bestellt hatte. So mäßig waren von nun an alle Mahlzeiten, die er bei ihr genoß. Er befand sich dabei wohl, und sagte ihr immer viel Särtliches vor. Zu der eigentlichen Erklärung, die seine Braut erwartete, ließ er es aber immer nicht kommen. Er blieb seinem Grundsatz treu: alles mit Bedacht. Unterdessen hatte er mancherlei Verdrießlichkeiten, die ihm den Kopf ziemlich warm machten. Bald kam Herr Schnabel, bald Herr Rehbock, bald Herr Geißfuß, bald Herr Bismuth, klagten, daß ihnen die Schwarzen nicht gut thun wollten, und verlangten, daß sie Herr Blaukohl solle auspeitschen lassen. Wenn dieser aber die Sachen genauer untersuchte, so fand er immer, daß die Herren selbst an der Unfolgsamkeit Ursache waren. Geschlagen hatten sie sie zwar nicht, aber desto öfterer geschimpft und ihnen Rippenstöße gegeben; auch hatten sie ihnen bisweilen zu viele Arbeiten aufgelegt. Statt also die Schwarzen peitschen zu lassen, gab Herr Blaukohl lieber ihren Vorgesetzten gute Ermahnungen. So kam z. B. einmal Herr Rehbock zu ihm und beklagte sich bitterlich über den schwarzen Lent, der sich so weit vergangen, daß er ihn einen Bfsewicht geschimpft, einen Stein ergriffen und gedrohet hätte, nach ihm zu werfen. Wenn Herr Blaukohl, setzte er hinzu, auch dieß ungestraft hingehen ließe, so möchte der Henker Aufseher sein. Er verlange schlechterdings Satisfaction.

Bl. Die sollen Sie haben, wenn Lent Sie geschimpft, und Ihnen gedrohet hat, ohne daß Sie ihn dazu gereizt haben. Dieß kann ich aber kaum glauben. Ich kenne den *Lent als einen sehr fleißigen und guten Menschen; Sie*

Herr Rehbock, hingegen — Sie kennen die Pflichten noch nicht, die man denen schuldig ist, die uns Gott anvertrauet hat.

Ja, lieber Herr Blaukohl! Sie halten es immer mehr mit den Schwarzen als mit den Weißen.

Bl. Falsch! Herr Rehbock! ich halte es mit den Leuten die Recht haben, mögen sie schwarz, weiß, gelb oder grün aussehen. Ich werde die Sache untersuchen.

Wirklich ließ auch Herr Blaukohl den Leut zu sich kommen, und begann mit ihm folgendes Gespräch:

Leut! Du warst zeither immer so ein fleißiger, rechtschaffener Mensch —

L. Der bin ich noch.

Bl. Was muß ich aber von dir hören? du hast ja den Herrn Rehbock einen Bösewicht geschimpft, und hast gedrohet ihn mit einem Steine zu werfen. Ist dieß wahr?

L. Wahr ist es, und nächstens werde ich ihn ermorden (hier knirschte er mit den Zähnen zusammen, und verzog das Gesicht so fürchterlich, daß Herr Blaukohl angst und bange wurde).

Bl. Weißt du aber auch, daß ich dir den Kopf kann abschneiden lassen?

L. Das ist mir recht. Lieber will ich den Kopf verlieren als meine Muly.

Bl. Deine Muly? Wer hat sie dir denn nehmen wollen?

L. (Bitterlich weinend) Herr! ich bin ein armer Slave. Ich habe kein Haus, wo ich wohnen, keinen Acker, keinen Garten wo ich meine Nahrung bauen könnte. Alles, was ich habe, das ist meine Muly, und diese hat mir der Teufel, der Rehbock, rauben wollen —

Bl. Wie so?

2. Er hat sie zwingen wollen. (Und nun erzählte er weitläufig, was sich nicht gut nachherzählen läßt.)

Bl. Ist dieß alles wahr?

2. Fragen Sie die Muly selbst.

Bl. Gehe hin im Frieden. Deine Muly soll dir Niemand nehmen. Wenn dir aber wieder Jemand Unrecht thut, so schimpfe nicht und drobe nicht, sondern komm zu mir und klage es mir. Du sollst allemal Recht behalten, wenn du Recht hast. Jetzt lasse die Muly zu mir kommen.

Sie kam, und da sie alles bestätigte, was ihr Mann gesagt hatte, entließ er sie, und ließ Herrn Rehbock rufen. Dieser kam mit einem so verstörten Gesichte, daß man ihm gleich ansehen konnte, er habe kein gutes Gewissen. Sie haben mich rufen lassen, sagte er, was wollen Sie von mir?

Bl. Gleich sollen Sie es erfahren. Kennen Sie die Muly?

R. Ich werde Sie ja kennen. Ist sie nicht meine Sclavin?

Bl. Meine Sclavin, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, Herr Rehbock.

R. Gleich viel. Sie steht aber doch unter meiner Aufsicht.

Bl. Was haben Sie mit der Muly vorgehabt?

R. Ha! ha! ha! das verlobt sich auch der Mühe, daß man sich deswegen soll zur Rede stellen lassen. Ich habe halt mit ihr gepast.

Bl. Hole der Henter ihren Spas, Sie haben sie verführen, sie haben dem ehrlichen Lent sein einziges Gut, das er hat, seine Muly entreißen wollen.

R. Wer hat sie ihm entreißen wollen?

Bl. Sie, Herr Rehbock, der eigentlich Ziegenbock heißen sollte. Wenn nun ihr Mann darüber aufgebracht wurde,

und Sie einen Böfewicht schimpfte, kann ich ihn deswegen strafen? Gibt er Ihnen nicht den rechten Namen?

R. Wie?

Bl. Und wenn der gekränkte ehrliche Mann drohet, Sie mit dem Steine zu werfen, thut er Unrecht? wenn er Ihnen einen Dolch in die Brust stößt, oder Gift unter die Suppe mischt, wer ist daran Ursache? Sie — Herr Siegenbock.

R. Siegenbock? ich heiße Rehbock.

Herr Blaukohl fühlte jetzt, daß er zu heftig wurde, und ihm fiel noch zur rechten Zeit sein Wahlspruch ein: alles mit Bedacht! Herr Rehbock, wollte ich sagen, fuhr er fort. Aber kurz von der Sache zu kommen — Lenk wird nicht bestraft, wenn es Ihnen bei mir gefällt, so thun sie so etwas niemals wieder.

Herr Rehbock ging brummend fort.

Wenn vor dem Thüringer Walde der Rehbock brüllt, so schließen die Waldbewohner daraus, daß ungestümes Wetter erfolgen werde. Herr Blaukohl befürchtete ebenfalls, daß Rehbocks Brummen ein Ungewitter nach sich ziehen werde. Er hatte sich nicht geirrt. Rehbock wurde Grühkopf der zweite, und suchte alle die übrigen Aufseher gegen Herrn Blaukohl aufzuwiegeln. Zum Glück bekam dieser noch zur rechten Zeit Wind davon.

Alles mit Bedacht! dachte er, überlegte die Sache hin und her, und, nachdem er alles wohl überlegt hatte, war er der Meinung dem Herrn Rehbock den Abschied zu geben. Er ging sogleich zu Madame Jessen, ersuchte sie um ihre Einwilligung, und, da er sie erhalten hatte, nahm er Herrn Rehbock seine Geschäfte ab.

Dieser setzte sich dann mit Herrn Grühkopf auf ein Schiff, und segelte nach Europa zurück.

Aber nun bekam der gute Blautohl noch mehr Arbeit, weil er auch Rehbocks Schwarze mit unter seine Aufsicht nehmen mußte. Dabei hatte er noch die Besorgniß, daß die übrigen Aufseher über lang oder kurz auch noch rebellisch werden möchten. Er wurde deswegen wirklich etwas tiefsinnig, und es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken. Madame Jessen war beinahe auch tiefsinnig geworden, weil sie glaubte, ihr Bräutigam wäre deswegen so traurig, weil es ihn gereuet hatte, sie zu seiner Braut erwählt zu haben. Wenn sie daher bei Tische saßen, störeten sie in den Speisen herum, ohne viel zu genießen, sprachen wenig, bald entfuhr diesem, bald jenem ein Seufzer. Endlich fragte ihn die Madame: Sind Sie krank, lieber Blautohl?

Bl. Das bin ich nicht.

J. Aber Sie hängen doch immer den Kopf und sind so traurig. Was fehlt Ihnen?

Bl. Das kann ich Ihnen nicht sagen.

J. Wirklich nicht? vermuthlich hat es Sie gereuet, die Jessen zu Ihrer Braut gewählet zu haben.

Bl. (Sie umarmend) keinen Augenblick hat es mich gereuet. Sie sollen alles erfahren. Erst muß ich aber alles wohl überlegen.

Mit diesen Worten ging er fort, nachdem er ihr erst die Hand gedrückt hatte.

Er wollte die gute Frau nicht unruhig machen, deswegen verschwieg er ihr, was er jetzt für Arbeit, und was er von Herrn Schnabel, Geißfuß und Wislmuth zu fürchten hätte. Besser wäre es aber gewesen, wenn er alles gerade zu gesagt hätte. Denn nun befürchtete Madame Jessen das Ärgste, und konnte des Nachts kein Auge zuthun.

Gegen Abend ging Herr Blaukohl wieder auf seinen Hügel, und hing seinen Gedanken nach. Guter Gott! dachte er, womit habe ich das verdient, daß du mich in solche Widerwärtigkeit gerathen läßt.

Bei diesen Gedanken lebte er auf einmal wieder auf. Du hast es, dachte er, nicht verdient. Du hast deine Schuldigkeit gethan. Du hast dich der Schwarzen angenommen, die dir Gott anvertrauet hat. Deswegen mußt du dieß alles leiden. Gott wird dir also helfen. Er kann, er darf dich nicht verlassen. Mit diesem Glauben ging er fort, und schon den andern Tag geschah ihm wie er geglaubet hatte.

Er machte einen Spaziergang nach der See zu und stieß da auf ein Paar junge Leute, die Arm in Arm auf und ab gingen, und ein herzliches Gespräch mit einander führten. Sie gefielen ihm, und er dachte bei sich selbst, vielleicht sind dieß die Leute, durch welche dir Gott helfen will. Weil ihm aber sein Wahlspruch: alles mit Bedacht! nie aus den Gedanken kam, so entschloß er sich, auch hier mit Bedacht zu handeln. Er ging also auf sie los, und bot ihnen einen guten Morgen. Guten Morgen! antworteten sie. Also seid ihr Deutsche? fragte Herr Blaukohl.

Das sind wir, antwortete der eine.

Willkommen, liebe Landsleute! in Surinam! erwiderte Herr Blaukohl. Habt ihr Lust in Surinam zu bleiben?

Warum nicht? war die Antwort, wenn wir hier unser Brod finden.

Bl. So folgt mir! vielleicht kann ich euch dazu helfen.

Als sie in Herrn Blaukohls Wohnung angekommen
Sinn. Blaukohl. 3

waren, ließ er ihnen ein Frühstück reichen, und fing dann mit ihnen folgendes Gespräch an: Liebe Landsleute! ich bin ein ehrlicher Deutscher, und freue mich allemal, wenn ich einem Landsmanne einen Gefallen thun kann. Vielleicht kann ich euch auch zu einem Stück Brod helfen. Aber — aber ihr müßt mir reinen Wein einschenken, durchaus die Wahrheit sagen, sonst sind wir geschiedene Leute.

Das wollen wir gewiß, antwortete der eine, aber Sie müssen uns versprechen, daß sie uns nicht verrathen wollen.

Bl. Versprechen? ich habe den Wahlspruch: alles mit Bedacht, folglich bedenke ich mich auch, ehe ich etwas verspreche. Ihr könnt ja Spitzbuben! sein, wie kann ich euch denn da versprechen, daß ich euch nicht verrathen will?

Wir sind rechtschaffene Leute, erwiederte der eine, und wenn Sie finden, daß wir es nicht sind, so können Sie unser Geheimniß sagen, wenn Sie wollen.

Bl. Nun wenn das ist, so verspreche ich euch, daß ich euch nie verrathen will. Wie heißt du?

Hieronymus Marder.

Bl. Und du?

Stephen Raß.

Bl. Das sind ja sonderbare Namen. Wo seid ihr her?

R. Aus Münster.

Bl. Ihr seid wohl gute Freunde?

R. Herzensfreunde.

Bl. Ihr habt wohl in der Schule Freundschaft geschlossen?

R. Das nicht.

Bl. Wo denn sonst?

R. Unter dem Galgen.

Bl. Wie? Unter dem Galgen? Wie kamt ihr denn unter den Galgen?

R. Das will ich Ihnen alles sagen. Sehen Sie! Warders Vater war ein Schinderknecht, und mein Vater ein Spitzbube. Jener hatte meinen Vater gehenkt. Dieß dauerte mich. Ich konnte von meinem Vater nicht weg, und blieb also unter dem Galgen. Warders Vater, der dieß sahe, fürchtete, ich möchte meinen Vater abschneiden, und stellte also seinen Sohn zur Schildwache unter dem Galgen. Da gingen wir nun, in einer mondhellten Nacht, gegen einander auf und ab. Endlich kam Marder auf mich los und sagte: Raß! warum gehst du denn nicht nach Hause? Ach! sagte ich, ich kann meinen Vater nicht verlassen.

Bist ein Narr, antwortete er, kannst du deinem Vater helfen? Der hat ja nun alles überstanden. Gehe doch nach Hause und kriech in die Federn.

Ach! fuhr ich fort, mir wäre nicht besser, als wenn ich da oben bei meinem Vater hänge. Denn was soll ich nun anfangen? ich habe keine Ehre mehr? Alles weicht mir aus. Kein Mensch will mit dem Sohne eines Spitzbuben eine Kanne Bier trinken.

Nun, fuhr Marder fort, da tröste dich mit mir. Mein Vater ist zwar ein ehrlicher Mann, aber er ist ein Schinderknecht. Dieser ist hier zu Lande so verachtet, wie ein Spitzbube. Wenn ich in ein Bierhaus komme, so steht auch alles auf, und keins will mit mir eine Kanne Bier trinken.

So gab ein Wort das andere, wir schlossen mit einander Freundschaft, und gaben einander die Hände darauf, daß wir in fremde Länder gehen wollten, wo Niemand un-

sere Väter konnte, und wo wir mit andern ehrlichen Leuten eine Kanne Bier trinken könnten. Nun wissen Sie alles, aber verrathen Sie uns nicht.

Bl. Ich werde euch nie verrathen. Aber sag' mir einmal, Stephan Raß! wie vielmal bist du denn mit deinem Vater auf den Diebstahl ausgegangen?

R. Herr! so wahr ich vor Ihnen stehe, niemals. Mein Vater war ein sonderbarer Mann, er selbst war ein Spitzbube, aber mich hielt er zu allem Guten, zu Kirche und Schule an, und sagte mir oft, daß ich Niemanden eine Stecknadel entwenden solle. Erst, da er eingezogen wurde, lernte ich ihn kennen. An seinem Todestage ließ er mich in das Gefängniß rufen, gab mir gute Lehren, und, da er zum Galgen geführt wurde, sagte er mir noch: Lebe wohl, lieber Stephan! Thue nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken.

Bl. Nun, wenn das alles, was du mir sagst, wahr ist, und du, Herr Raß, nicht etwa von deinem Vater das Raßen gelernt hast, so könnte ich euch vielleicht Brod schaffen. Ich will die Sache überlegen. Unterdessen kommt mit zu den Schwarzen und seht was diese für Arbeiten treiben.

Unter der Zeit, daß Marber und Raß mit aufgesperrten Mäulern den Arbeiten der Schwarzen zusahen, legte Herr Blautohl seinen rechten Zeigefinger über seine Nase und bedachte sich, ob er diese Leute annehmen solle oder nicht. Der Sohn eines Schinderknechts und eines Spitzbuben — hm! Das klingt freilich nicht lieblich. Wenn ich es aber bei Lichte besehe, so ist es doch so schlimm nicht, wie es klingt. Ein Schinderknecht — es ist wahr, man hält ihn für unehrlich — ist er es denn aber deswegen? Wahr ist es, das Abdecken des todten Viehs ist eine

schmutzige Arbeit, wenn er sie aber nicht thäte, müßten wir sie da nicht selbst thun? Kaufen nicht auch verschiedene Professionisten dem Schindersknechte ab, was er vom todten Vieh mit dem Hause genommen hat? Verarbeiten sie nicht die Felle, die Sehnen, die Pferdehaare, und man hält sie deswegen doch nicht für unehrlich; das Aufhängen des Spizhuben ist freilich auch eine Arbeit, für die ich mich bedanke. Unterdessen müssen doch Leute sein, die dies thun. Wenn gar Niemand die Spizhuben henken wollte, so müßten sie sich ja selbst henken, und das würden sie wohl bleiben lassen.

Ist nicht der Schindersknecht ein Diener der Obrigkeit? Gewiß, Marder kann Recht haben, daß sein Vater ein ehrlicher Mann ist. Denn, wenn ihn auch gleich die ganze Welt für unehrlich hält: so ist er es doch nicht, so lange er rechtchaffen handelt.

Bei Raßen ist die Sache freilich etwas bedenklicher. Der Apfel fällt immer nicht weit vom Stamme. Hm! hm! wenn Raß aber wirklich von den Spizhubereien seines Vaters nichts gewußt, wenn ihn dieser zum Guten erzogen hat, so kann es doch auch sein, daß er ein ehrlicher Mensch ist.

Wenn die Leute nicht ehrlich wären, so hätten sie mir ja ihre Herkunft verschweigen können. — Bei Gott! die Leute haben Ehre im Leibe, weil sie ihr Vaterland verlassen haben, um den Schandflecken los zu werden, der ihnen von ihren Vätern anklebt.

Nachdem er sich also noch ein Paar Augenblicke bedacht hatte, nahm er die beiden Landsleute bei Seite, und sagte: wenn ihr ehrliche Leute seid, so könnt ihr bei mir bleiben. Ihr müßt aber eure Namen ändern, damit eure

Herkunft nicht etwa bekannt werde. Du Marder! du sollst Rose, und du Rag sollst Nelke heißen. Ich will euch die Aufsicht über einige Schwarzen geben, und euch gut dafür bezahlen. Seid ihr das zufrieden?

Beide versicherten es und gelobten ihm Treue an.

Jetzt sah Herr Blaukohl nach seiner Uhr, und fand zu seinem großen Schrecken, daß schon seit einer Stunde die Tischzeit vorbei sei. Er sagte also den Angeworbenen, sie möchten den Arbeiten der Schwarzen zusehen, und den folgenden Tag in sein Haus kommen, da er ihnen weitern Bescheid sagen wollte.

Nun lief er, wie wenn ihm der Kopfbrennte, nach dem Hause der Madame Jessen.

Bei dem Eintritte in dasselbe kam ihm Schwärzchen entgegen, die eben die Mahlzeit wieder abtrug.

Ei! Ei! Herr Blaukohl! sagte sie, Sie lassen die Madame lange auf sich warten.

Ohne ihr zu antworten eilte er nach dem Zimmer der Madame Jessen und — da saß sie auf dem Canapee, und schluckte, statt der Suppe, ein niederschlagendes Pulver.

Bl. Sind Sie krank, liebe Braut?

J. Wie Sie wollen.

Bl. Es muß Ihnen doch etwas fehlen, Sie nehmen ja Arznei.

J. Ich habe mich ein bißchen geärgert.

Bl. Das bedaure ich sehr. Worüber haben Sie sich denn geärgert?

J. Und Sie können noch fragen?

Bl. Doch nicht über mich?

J. Ueber wen denn sonst? ist das auch eine Aufführung von einem Manne, der sich meinen Bräutigam nennt.

daß er von Tische bleibt, ohne mir ein Wort zu sagen? Wenn Ihnen mein Tisch nicht gut genug ist, so konnten Sie es ja nur melden. So aber wegzubleiben, und mich eine Stunde warten zu lassen, ohne mir ein Wort zu sagen! kurz und gut, ich will mit Ihnen nichts mehr zu thun haben.

Herr Blaukohl stand da, wie ein armer Sünder. Nach ein Paar Minuten setzte er sich zu ihr und wollte ihre Hand fassen — sie zog sie aber unwillig zurück.

Bl. Also wollen Sie den ehrlichen Blaukohl wirklich verdammen, ohne ihn anzuhören?

J. Was haben Sie mir zu sagen?

Hierauf erzählte er umständlich, was für schwere Arbeit und Kummer er zeither gehabt hätte, wie er so glücklich gewesen wäre, ein Paar Landleute zu finden, von denen er hoffe, daß sie seine Arbeit und seinen Kummer erleichtern würden, wie er sich über diesen Fund so sehr gefreuet, daß er darüber das Mittagsessen vergessen hätte. Von der Galgengeschichte sagte er aber kein Wort.

Während dieser Erzählung heiterte sich das Gesicht der Madame Jessen auf, die zurückgezogene Hand näherte sich immer mehr. Herr Blaukohl faßte sie und drückte sie an seine Lippen.

J. Auf diese Art hätte ich Ihnen ja Unrecht gethan? ich bitte um Verzeihung.

Bl. Ich habe Unrecht gethan, daß ich Sie so lange habe warten lassen.

J. Aber lieber Blaukohl; haben Sie denn gespeiset?

Bl. Die Wahrheit zu sagen, keinen Bissen.

Sogleich sprang sie auf, klingelte, Schwärzchen trat

herein, und erhielt den Befehl, sogleich die Mahlzeit wieder anzurichten.

Diese Mahlzeit wurde unter traulichen Gesprächen verzehrt, und mancher Becher Wein dazu ausgeleert.

Da der Tisch abgedeckt war, stand Herr Blaukohl auf, und Madame Jessen erwartete, daß er nun, wie gewöhnlich, abtreten würde. Dießmal aber trat er nicht ab. Er zog sie vielmehr auf das Canapee, schlang seinen Arm um sie und sagte: nun meine liebe Braut! haben Sie Zeit gehabt mich kennen zu lernen. Können Sie mich noch lieben?

J. Das ist eine sonderbare Frage. Ich habe Ihnen schon zu viel gesagt. Die Reihe ist nun an Ihnen.

Bl. Ich versichere Sie nochmals, daß ich Sie, wie mein Leben, liebe.

J. Ich habe Ihnen bereits meine Liebe erklärt, und habe keine Ursache, meine Erklärung zurück zu nehmen.

Bl. Nun so erlauben Sie mir, daß ich recht offenherzig mit Ihnen rede.

J. Was wird doch einmal da herauskommen!

Bl. Ich möchte Sie gar zu gern heirathen.

J. So!

Bl. Wenn nur eins nicht wäre.

J. Gewiß meine gelbe Farbe.

Bl. Etwas Gelbes ist es. Ihre gelbe Farbe aber gewiß nicht. Diese läßt Ihnen recht artig.

J. Was denn sonst? vielleicht meine gelben Tapeten?

Bl. Sind sie gelb? Das habe ich wirklich noch nicht bemerkt. Die sind es nicht. Was mir bei Ihnen anstößig ist, das ist Ihre Tonne Goldes.

J. Ha! ha! ha! nun das muß ich sagen, so ein

Mann ist mir noch nicht vorgekommen. Ich glaube weder Schnabel, noch Geißfuß, noch Wismuth würden sich an die Tonne Goldes stoßen.

Bl. Ich glaube es auch. Simon Blaukohl ist aber ein sonderbarer Mensch. Er meint, es sei besser, daß er Ihnen alles gerade heraus sage, als daß er Sie und sich unglücklich mache.

J. Ist denn das so ein großes Unglück, wenn man eine Frau mit einer Tonne Goldes heirathet?

Bl. Nachdem man es nimmt. Wissen Sie denn wie viel ich im Vermögen habe?

J. Darnach werde ich nie fragen.

Bl. Ich will es Ihnen aber sagen, ohne daß Sie mich fragen. Ich kann Ihnen keine Tonne Blei zubringen.

J. Desto besser.

Bl. Für Sie vielleicht, aber für mich?

J. Ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihren Wischwasch gar nicht verstehe. Sprechen Sie doch deutlich.

Bl. Wenn Sie einen Menschen ohne alles Vermögen heirathen, so werden Sie glauben, Sie hätten ihn zum Manne gemacht. Gibt es in der Folge einmal einen Wortwechsel, so werden Sie sagen, habe ich dich nicht zum Manne gemacht?

J. Das können Sie von der Jessen denken?

Bl. Weiber sind Weiber. Und die Besitzerin einer Tonne Goldes wird hernach die Herrschaft im Hause führen wollen. Wenn ich einige Ducaten haben will, so werde ich Sie darum bitten müssen, und nicht Ihr Mann, sondern Ihr unterthäniger Diener sein. Nun überlegen Sie selbst, liebe Madame, ob es nicht vernünftiger wäre, wenn

ich eine Frau ohne alles Vermögen heirathete. Mann ist doch lieber ein Mann, als ein unterthäniger Diener.

J. (Vom Canapee auffpringend) Nein das geht zu weit.

Sie trat an das Fenster, und nachdem sie einige Minuten in tiefen Gedanken gestanden hatte, drehete sie sich um und sagte: unterdessen, lieber Blaukohl! zeigen Sie, daß Sie ein braver Mann sind. Hören Sie also meine Erklärung.

Ich habe mich Ihnen zur Frau angetragen, weil ich wußte, daß Sie ein verständiger, rechtschaffner und fleißiger Mann sind. Daß Sie kein Vermögen besäßen vermuthete ich. Wäre ich nun nicht ein schlechtes Weib, wenn ich Ihnen Ihre Armuth vorrücken wollte? Können Sie der Jessen so einen schlechten Charakter zutrauen? Nein, Herr Blaukohl, wenn wir, welches Gott verhüten wolle, Todtfeinde werden sollten, so werde ich es Ihnen doch nie vorrücken, daß ich Sie zum Manne gemacht hätte. Und was meine Tonne Goldes betrifft, so übergebe ich sie Ihnen, sobald ich Ihnen vor dem Altare meine Hand gebe. Sie können darüber schalten, wie wenn sie Ihr Eigenthum wäre, denn ich weiß, Sie sind ein rechtschaffener Mann, der von meinem Vermögen keinen übeln Gebrauch machen wird. Wenn ich Sie heirathe, so sollen Sie mein Mann, aber nicht mein ergebener Diener sein. Herr Blaukohl! wüßte ich, daß Sie ein Schafskopf wären, der sich unter den Pantoffel schmiegte, bei Gott! ich nähme mein Wort zurück. Nun habe ich Ihnen mein ganzes Herz ausgesüttet. Machen Sie was Sie wollen. Nur das bitte ich mir aus, daß Sie mir binnen hier und acht Tagen Ihren bestimmten Entschluß sagen.

Bl. So lange Zeit ist gar nicht nöthig, der Entschluß ist bereits gefaßt.

J. Und heißt?

Bl. (ihre Hand fassend) daß ich die vortreffliche Madame Jessen bitte, mir ihre Hand zu geben.

J. Die Hand? Sie haben Sie ja schon.

Bl. Nein, so verstehe ich es nicht. Ich bitte, mich zu Ihrem Ehemanne anzunehmen.

Hier schloß sie ihn in ihre Arme.

Es war nun nichts als Herzlichkeit und Bärtlichkeit; die Spannung, welche bisher zwischen ihnen obgewaltet hatte, hörte auf und sie wurde weit zutraulicher.

Den folgenden Tag nahm Herr Blaukohl seine beiden Landsleute zu sich, und erklärte ihnen den Spruch: Eph. 6, 9. Er sprach zu ihnen mit vieler Wärme, und schärfte ihnen ein, daß die Sklaven, die er ihnen übergebe, ihnen von Gott anvertrauet wären, und daß sie von ihnen Gott Rechenschaft würden geben müssen. Würden sie dieselben menschlich mit Liebe und Ernst behandeln, so würden sie ihnen auf den Wink folgen; würden sie aber diese Leute schimpfen, stoßen, schlagen oder ihnen auf andere Art Unrecht thun, so würden sie tückisch und boshaft werden, und ihnen nichts, als Verdruß machen. Sehen Sie, fuhr er fort, wie lieb mich die schwarzen Kerls haben, wie sie am mir hängen, wie am Vater! Behandeln Sie diese Leute wie ich, so werden Sie von ihnen eben so geliebt werden.

Darauf machte er sie mit den Arbeiten der Sklaven, mit der Wartung des Zuckerrohrs und der Kaffeebäume, mit dem Pressen des Zuckerrohrs und dem Sieden des Zuckers, mit dem Mahlen und Sortiren der Kaffee Früchte bekannt. Dann gab er jedem erst zwei, dann drei, in der

Folge vier **Slaven**, endlich, nachdem er sie hinlänglich geprüft hatte, noch mehrere **Slaven** unter die Aufsicht. Sie richteten sich streng nach Herrn **Blaukohl's** Vorschriften und Exempel, und führten ihre Aufsicht so, daß Herr **Blaukohl** Freude daran hatte, und nur selten genöthigt war, ihnen eine kleine Erinnerung zu geben.

Herr **Schnabel**, **Geißfuß** und **Wismuth** kamen nun auch zum Nachdenken. Sie sahen, daß sie nun nicht mehr unentbehrlich wären, weil Herr **Blaukohl** an den Herren **Rosen** und **Nelken** einen so guten Beistand hätte, und wurden deswegen weit folgsamer und menschlicher.

Unterdessen näherte sich das **Trauer-Halbjahr** der **Madame Jessen** seinem Ende, und es war nun Zeit zu der **Hochzeitfeier** ernstliche Anstalten zu machen. Dieß verursachte zwischen dem **Brautpaare** einen kleinen Wortwechsel. Die **Braut** bestand darauf, daß Herr **Blaukohl** alles anordnen solle; dieser aber versicherte, daß dieß ihr zukäme. Endlich vereinigten sie sich dahin, daß die **Braut** die **Gäste** wählen, und der **Bräutigam** das Uebrige anordnen solle; dieser verlangte nun, daß bei dem **Hochzeitmahle** für gute **Speisen** und **Getränke** gesorgt, aber verhütet werden solle, daß die **Mahlzeit** nicht in eine **Freßerei** und **Sauferei** ausarte, und — daß die **Schwarzen**, deren **Arbeiten** das **Brautpaar** alles zu verdanken hätte, auch ein **Fest** bekommen, und sie eine ganze **Woche** lang aus der **Frau Jessen** Küche gespeiset würden.

Alles gestand die **Braut** willig zu, und da der **Hochzeittag** da war, ging das **Brautpaar** zum **Traualtare**.

Als es von der **Trauung** zurückging, hatten sämmtliche **Schwarze** sich in zwei Reihen gestellt, und einige kleine **Schwärzchen** gingen vor dem **Brautpaare** voraus mit **Blu-**

mentörben, und bestreueten den Weg mit Blumen. Dies war Herrn Blautobis Veranstaltung. Aber nun erfolgte, noch etwas, das er nicht veranstaltet hatte. Die Schwarzen stimmten ein Lied, unter Begleitung musikalischer Instrumente an, das im Deutschen folgendermaßen lautet:

Aus dem Vaterlande
 Reiß uns Feindes Hand
 Vater, Mutter weinten
 Auch wir Armen weinten
 Einen See voll Thränen;
 Doch was halfen sie?

Tiger, Leoparden,
 Raubten oftmals auch
 Müttern ihre Kinder,
 Bittere Thränen flossen,
 Fühllos war der Räuber
 Wie es Christen sind

Trocknet eure Thränen,
 Brüder, trocknet sie!
 Fehlt uns noch der Vater?
 Fehlt uns noch die Mutter?
 Mehr als beide schenkte
 Uns der große Geist.

In Frau Jessen schenkte
 Er die Mutter uns;
 Und der beste Vater,
 Der die Fesseln löste,

Und gab Menschen-Rechte
Ist Herr Blankohl uns.

Gieße deinen Segen,
Großer Geist, auf sie!
Räum aus ihren Wegen
Alle spitzen Dornen,
Schmücke stets mit Blumen
Ihres Lebens Pfad!

Als das Lied angestimmt wurde, überreichten es ein Paar schwarze Knaben dem Brautpaare und seinen Begleitern gedruckt. Die Braut war dadurch so gerührt, daß ihr die hellen Thränen über die Backen flossen. Sie drückte zärtlich Herrn Blankohls Hand, und sagte: diese Freude habe ich Ihnen zu danken, lieber Bräutigam! Auch des Bräutigams Augen blieben nicht trocken.

Sobald dieser im Hochzeitshause angekommen war, zog er einen Schwarzen bei Seite, und erforschte von ihm woher das Lied komme? Da erfuhr er denn, daß der Slave Lent es verfertiget, der Holländische Prediger es verbessert und zum Drucke befördert habe, und daß die Melodie von einem bei den Schwarzen gewöhnlichen Gesange genommen sei.

Die Mahlzeit wurde sehr vergnügt verzehrt, und nach Endigung derselben getantz. Aber auch diesmal bauete der Teufel an die Kirche des lieben Gottes seine Kapelle. Herr Blankohl hatte zwar alles so eingerichtet, daß weder Fressen, noch Saufen, noch Unzucht Statt finden konnten; aber ein Paar benachbarte Pflanzler, ein Engländer Namens *Bedley* und ein Holländer mit Namen *Trekshuit* machten

doch ein Loch durch Herrn Blautohls Verordnung. Sie ließen sich eine Flasche Wein nach der andern geben, leerten sie aus, und wurden so betrunken, daß sie von einer Ecke zur andern taumelten. Sie rissen Zoten, sie sagten den Frauenzimmern viel Unanständiges. Am Ende fingen sie an zu zanken, sich zu schimpfen und waren im Begriffe auf einander loszuschlagen. Herr Blautohl that sein Möglichstes, sie zur Ruhe zu bringen. Er stellte Ihnen vor, daß sie durch ihr unverständiges Betragen die Freude der Gesellschaft verderbten; daß sie den Schwarzen, wovon sich kein einziger betrunken hätte, ein schlechtes Exempel gäben — half alles nichts. Das Vergnügen der ganzen Gesellschaft war durch diese beiden Trunkenbolde gestöhret. Eins nach dem andern schlich sich zum Brautpaare, wünschte ihm eine angenehme Ruhe und — entfernte sich. Das Brautpaar schlich sich auch fort, die Musikanten thaten ein Gleiches. Wesley und Trekschuit bemerkten es nicht. Sie zankten sich fort, jeder setzte sich auf einen Stuhl, belferte noch ein Weilchen, dann entschliefen beide, und erwachten nicht eher, als am Morgen. Dann ließen sie sich durch ihre Slaven, die um ihretwillen die Nacht hatten schlaflos zubringen müssen, nach Hause tragen.

In diesem nämlichen Morgen erwachte auch — Madame Jessen wird man glauben? Mit nichten. Diese war verschwunden, und in Madame Blautohl verwandelt worden.

Das erste, was sie nach dem Aufstehen that, war, daß sie ihrem Manne den Schlüssel zu ihrem Geldschranke überbrachte. Hier, sagte sie, lieber Mann! übergebe ich dir mit diesem Schlüssel die Tonne Goldes, die ich dir versprochen habe. In diesem Schranke, zu dem dieser Schlüs-

sel gehört, wirst du meinen ganzen Reichthum, theils in baarem Gelde, theils in Papieren finden.

Bl. Alles mit Bedacht! liebe Frau. Ich nehme diesen Schlüssel nicht an. Ich werde mir ihn aber von dir ausbitten, so oft ich ihn nöthig habe.

M. Bl. Und warum willst du ihn nicht annehmen?

Bl. Deswegen, damit du mit eignen Augen siehest, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich werde herausnehmen, was ich nöthig habe, aber du mußt immer drum wissen.

M. Bl. Bist ein Starrkopf.

Bl. Besser ein Starrkopf als ein Grühkopf.

Da die Glitterwoche ihrem Ende sich nabete, dachte Herr Blaukohl nach Krebsleben, an Vater, Mutter und Schwester, und wünschte, daß sie doch hier sein, und an seinem Glücke Theil nehmen möchten. Da er aber voraussah, daß der Wunsch wegen des Hierseins nicht erfüllt werden würde, so dachte er auf ein Mittel, wie er doch wenigstens sie an seiner Freude könne Theil nehmen lassen, und fand es bald. Er zählte seine Baarschaft durch, die er sich in Surinam erworben hatte, und fand, daß er 100 Ducaten entbehren könne.

Mit diesem ging er zu seiner Frau und sagte: da ich noch in Deutschland war, habe ich eine Schuld von 100 Ducaten gemacht. Willst du mir wohl erlauben, daß ich über diese Summe einen Wechsel an Herrn Jost Tebbetmann in Amsterdam ausstelle, und damit meinen Gläubiger befriedige?

Fr. Bl. Ohne Bedenken.

Bl. Hier liebe Frau! sind diese Ducaten.

F. Bl. Bist du nicht klug? warum gibst du mir denn dies Geld?

Bl. Deswegen, weil es dir gehört. Ich beziehe diese Summe von deinem Vermögen, so muß ich sie dir auch wieder ersehen.

Fr. Bl. Habe ich dir nicht mein ganzes Vermögen übergeben?

Bl. Allerdings, und ich werde mich desselben auch bedienen, so oft ich es nöthig habe. Aber Schulden, die ich gemacht habe, ehe du meine Frau wurdest, die bezahle ich aus meinem Beutel.

Frau Blaukohl schob die Ducaten zurück, er wieder zurück, und nachdem dieses einigemal geschehen war, fragte Herr Blaukohl: wer ist Herr im Hause? du oder ich?

Frau Blaukohl machte einen Knicks und sagte: Herr Simon Blaukohl.

Gut! erwiderte Herr Blaukohl, als Herr im Hause verlange ich, daß meine liebe Frau, dieses Geld sogleich einstreiche und in ihre Casse lege.

Sie strich es ein, und Herr Blaukohl setzte sich an seinen Schreibeschrank und schrieb.

Die gelben Weiber haben eine Eigenschaft an sich, die man an den Weißen gar nicht bemerkt, sie sind, sollte man es wohl glauben? gewaltig neugierig. Also bloß deswegen, weil Frau Blaukohl gelb war, besaß sie auch viel Neugierde. Sie vermuthete, daß unter der Zahlung ihres Mannes irgend ein Geheimniß verborgen sei. Da er also schrieb, holte sie ihren Nährahmen und setzte sich so, daß sie ihren Mann immer von der Seite beobachten konnte. Sie merkte, daß er, während dem Schreiben, eine wehmüthige

Sim. Blaukohl.

Miene machte, daß Thränen auf das Papier fielen, daß er das Schnupftuch heraus holte, und die Augen trocknete.

Was gilt's? dachte sie bei sich selbst, das ist ein Brief an eine alte Liebchaft. Das Blut trat ihr an's Herz, sie war einigemal im Begriffe, aufzuspringen und den Brief wegzureißen. Die Furcht, ihren Mann zu beleidigen, hielt sie aber zurück.

Jetzt legte er den Brief zusammen, machte die Aufschrift, und, da er die Oblate suchte um ihn zuzustiegeln, trat ein Schwarzer in die Stube und meldete, daß einer seiner Kameraden den Arm zerbrochen habe. Sogleich sprang Herr Blaukohl auf, schlug sein Schreibepult zu, vergaß aber vor Schrecken es zu verschließen, und lief sogleich fort, um dem Verunglückten Hülfe zu leisten.

Frau Blaukohl sah ihrem Manne durch das Fenster nach, und, da er weit genug entfernt war — nun? wird man wohl rathen was sie that? sie that es wirklich.

Mit zitternden Händen ergriff sie den Brief, und las die Aufschrift: an Herrn Jeremias Blaukohl in Krebsleben bei Mühlhausen in Deutschland. Die Hände zitterten weniger. Nun las sie den Brief selbst. Er lautete folgendermaßen:

Liebe, gute Eltern!

Verzeihet mir doch ja, daß ich euch verlassen habe. Ich habe sehr unbedachtsam gehandelt; aber als ich von dir, lieber Vater! entfernt war, habe ich deine Vermahnung: alles mit Bedacht! stets vor Augen gehabt und befolgt, und da ist alles recht gut gegangen.

Ich ging zu Schiffe und kam nach Surinam. Hier nahm mich Herr Jessen in seine Dienste, und gab mir die *Aufsicht* über einige Schwarzen. Er war mit mir wohl

zufrieden. Als er starb, war ich so glücklich die Liebe seiner Wittwe zu erwerben, und heirathete sie. Es ist eine herrliche Frau. Sie ist sehr reich; aber deswegen habe ich sie wahrlich nicht genommen. Sie liebt mich aufrichtig, sie hat viel Verstand und ein vortreffliches Herz. Keine bessere Frau hätte ich finden können. Ich bin der glücklichste Mann unter der Sonne. Und wem habe ich dies Glück zu danken? nächst Gott, euch allein, liebe Eltern. Hättest du, liebe Mutter! mich nicht so liebevoll an deiner Brust genährt, hättest du mich nicht in meiner Kindheit und in meinen Krankheiten so treulich gepflegt, so wäre ich vielleicht jetzt todt, oder ein elender, gebrechlicher Mensch. Aber unter deiner Pflege blieb ich gesund, wurde groß, stark und wohlgebildet, so daß ich meiner lieben Frau gefiel.

Und du, lieber Vater! hättest du mich nicht so sorgfältig im Rechnen und Schreiben unterrichten lassen, so würde Herr Jessen mich nicht haben brauchen können. Hättest du mich nicht so gute Sprüche gelehrt, so würde er mit meinem Betragen nicht so zufrieden gewesen sein.

Alles, Alles habe ich ja euch, liebe Eltern, zu danken. So lange meine Augen offen stehen, werde ich es nicht vergessen, was ihr an mir gethan habt. Zum Beweise meiner Dankbarkeit überschicke ich euch einen Wechsel an Herrn Jost Tebbetmann in Amsterdam, über hundert Ducaten. Die Herren Hagenbruch oder Luttroth in Mühlhausen werden euch das Geld gern dafür auszahlen. Vierzig Ducaten bestimme ich dir, lieber Vater; vierzig der guten Mutter und zwanzig meiner lieben Schwester. Sie darf aber auch nicht mehr mit mir zürnen. Ewig bin ich /

Euer dankbarer Sohn
Simon Blautohl.

Mit größter Behutsamkeit legte Frau Blaukohl den Brief ihres Mannes wieder zusammen, und schlug sein Schreibepult zu. Nun fiel sie in den Lehnstuhl, legte den Kopf in die linke Hand, und dachte über den Inhalt des Briefs nach. Gott! sagte sie, was für einen herrlichen Mann hast du mir gegeben! Wie herzlich lieb hat er mich! Er hat mir freilich viel Angenehmes in's Gesicht gesagt, ich glaubte aber es wäre mehrentheils Schmeichelei. Nun aber, da er im Rücken so gut von mir spricht, nun weiß ich gewiß, daß er mich lieb hat, nun ist er mir noch einmal so lieb. Und was für ein guter Mann er sein muß! ist so dankbar gegen seine Eltern. Wer gegen die Eltern dankbar ist, der ist gewiß ein guter Mensch. Wie rechtschaffen er handelt! Er konnte ja seinen Eltern ein Geschenk von meinem Gelde machen — ich würde es ihm nicht abgeschlagen haben. Nein, das thut er nicht — schießt die Ducaten fort, die er mit saurer Mühe erworben hat. Aber Blauköhlchen! Blauköhlchen! ich will nicht umsonst in deinen Brief gesehen haben.

Jetzt überlegte sie nur, wie sie ihre Neugierde vor dem Manne verbergen wollte. Sie ging aus der Stube, nahm allerlei Geschäfte im Hause vor, machte Anstalt zur Mittagsmahlzeit, und, da der Mann zurück kam, ging sie ihm entgegen und fragte: wie befindet sich der arme Schwarze? Kann ich etwas für ihn thun?

Herr Blaukohl erzählte dann die Geschichte umständlich, seine Frau führte ihn zu Tische, und fing sogleich an wieder von dem Schwarzen zu sprechen, und Herrn Blaukohl zu loben, daß er so liebevoll für seine Sklaven sorgte.

Dies ist, sagte er, *meine Schuldigkeit. Wäre ich nicht ein schlechter Mensch, wenn ich weniger hätte thun wollen?*

Der Slave hat seinen Arm in meinem Dienste zerbrochen. Muß ich ihn nicht heilen lassen? Hätte er den Arm in seinem Vaterlande zerbrochen, so wäre vielleicht ein Vater, ein Bruder, eine Mutter, eine Schwester da, die für ihn sorgten. Aber die Europäer haben ihn aus dem Schooße seiner Familie herausgerissen, und nach Surinam gebracht, wo seine Familie nichts mehr für ihn thun kann. Muß ich also nicht thun, was seine Familie für ihn würde gethan haben, wenn er noch bei ihr wäre.

Frau Blaukohl schloß ihn in ihre Arme, und sagte: wie freue ich mich, daß ich einen so rechtschaffenen Mann habe! Herr Blaukohl erwiderte die Umarmung und sagte: ich habe blos in deinem Namen gehandelt, liebe Frau. Denn wäre ich nicht dein Mann, wärest du noch Wittwe, du hättest sicher eben dieß gethan.

Frau Blaukohl holete etwas tief Athem, dann sagte sie, nun was noch nicht geschehen ist, wird künftig geschehen. Was die Jessen versehen hat, wird die Blaukohlin wieder gut machen.

Sobald die Mahlzeit geendigt war, siegelte Herr Blaukohl seinen Brief zu, steckte ihn zu sich, und ging an seine Geschäfte. Frau Blaukohl entfernte sich auch, setzte sich an ihr Schreibepult, und schrieb folgenden Brief:

Liebe Schwiegereltern!

Tausend Dank sage ich Ihnen, für den guten Mann, den Sie mir erzogen haben. Ach es ist der beste Mann, den es geben kann. So arbeitsam, so gefällig, so rechtschaffen, daß ich mir keinen bessern Mann wünschen kann. Was für gute Leute müssen Sie doch sein, da Sie einen so guten Sohn erzogen. Freilich ist er ein gewaltiger Starrkopf; aber auch dem Starrkopfe kann man nicht gram

sein. Da hat er Ihnen einen Brief geschrieben, und einen Wechsel über hundert Ducaten beigelegt, die er selbst, mit saurer Mühe, verdient hat, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Dieß hat er blos deswegen gethan, damit er mein Geld nicht angreifen wollte. Aber der Starrkopf soll doch seinen Willen nicht haben. Ich lege Ihnen einen Wechsel über zweihundert Ducaten an Herrn Jost Tebbetmann in Amsterdam bei, den Sie sich ebenfalls in Mühlhausen bezahlen lassen können. Vertheilen Sie die zweihundert Ducaten eben so, wie Sie die hundert vertheileten, und behalten lieb

Ihre

danfbare Schwiegertochter
 Sybille Blaukohl,
 vermittelwete Jessen,
 geb. Müller.

Diesen Brief ließ sie mit eben der Gelegenheit abgehen, mit welcher des Mannes Brief abgegangen war. Dieser erfuhr nicht eher etwas davon bis nach einem Jahre, da die Antwort aus Krebsleben zurückkam.

Unterdessen hatte Herrn Blaukohl's Brief einen gewaltigen Eindruck auf seine Frau gemacht. War sie sonst gefällig gegen ihn gewesen, so war sie es jetzt noch weit mehr, und that ihm alles, was sie ihm an den Augen ansehen konnte.

Dieser fühlte sich sehr selig. Als er daher des Abends auf seinen Hügel ging, überdachte er sein Schicksal, freuete sich über das Ansehen, in welchem er bei seinen Slaven stand, über sein Vermögen, vorzüglich aber über das gute Vernehmen, in welchem er mit seiner Frau sich befand.

Wenn's immer, wenn's immer so wär! dachte er weiter. Aber so wird's wohl nicht immer bleiben.

Er dachte sich jetzt recht lebhaft nach Krebsleben, ging in Gedanken durch alle Straßen, sahe in alle Häuser und fand da nur zwei Ehepaare, die mit einander eine glückliche Ehe führten. Bei alle den übrigen herrschte Sauf und Zwietracht. Selbst der Ehestandskalender der lieben Eltern schrieb an manchen Tagen trübe Bitterung, Sturm, schwere Gewitter.

Merk's Simon Blaufohl! dachte er, und thue alles mit Bedacht, damit dir es nicht eben so gehe. Er dachte auf dem Heimwege der Sache weiter nach, und kam endlich auf einen Einfall, den er den folgenden Tag ausführte. Er kannte von keinem Ehepaare die Ehestandsgeschichte so genau, als von seiner Base Anne Sabine und Ihrem Manne, Jörgen Lichtpuke. Diese schrieb er sich auf, um den eigentlichen Grund und die Ursache zu finden, warum diese Leute in so schrecklicher Uneinigkeit lebten. Sie lautete folgendermaßen:

Ehestandsgeschichte meiner Base Anne Sabine und ihres Mannes Jörgen Lichtpuke.

Ich habe meine Base Anne Sabine noch als Mädchen gekannt. Da war sie so schmuck, daß man seine Freude an ihr sahe. Da Jörg um sie freiete, puzte und lehrte sie an den Tagen, da er sie besuchen wollte, im ganzen Hause, an nichts puzete sie aber mehr, als — an sich selbst. Jedes Kleidungsstück wählte sie sorgfältig, wusch Gesicht, Hals und Hände auf das Beste, und besah sich zehnmal in dem Spiegel, damit nicht etwa ein Fleck im Gesichte oder an der Kleidung sich befände.

Wenn dann der Freier kam, so stand er vor ihr so

sauber, wie wenn er aus dem Eie geschält wäre; die gelben Haare waren sorgfältig gekämmt, Hut und Kleid gekürstet, die Stiefeln gewichset, und die Wäsche war so weiß wie ein gefallner Schnee. Sprachten sie mit einander, so sagten sie einander immer etwas Angenehmes, lobten sich um die Wette. Einmal speisete ich in ihrer Gesellschaft, da reichte Base Anne Sabine ihrem Freier einen Teller mit Suppe, zitterte, und begoß des Freiers hirschleberne Hofen. Sie bat ihn herzlich um Verzeihung, dieser aber sagte: schweig doch, liebes Anne Sabinchen, ich bin ja selbst daran schuld. Base Anne Sabine ließ die Gabel fallen, gleich hob sie der Freier auf. Er hatte sein Glas Bier ausgetrunken, sogleich füllte es Base Anne Sabine wieder.

Das sind ja, dachte ich bei mir selbst, Leute wie die Engel. Wenn diese zusammen kommen, so müssen sie leben wie im Paradiese.

Vier Wochen nachdem sie getrauet waren, trieb mich die Neugier das Paradies zu besuchen. Es wollte mir aber gar nicht darinne gefallen. Jörg Lichtpuhe stand vor seiner Frau barfuß, hatte nichts an als die Hofen, und die gelben Härchen, die -sonst so zierlich gekämmt waren, hingen um den Kopf herum wie ein Wirrbündel.

Base Anne Sabine hingegen hatte die Nachtmähe auf, unter welcher sich die Haare emporsträubten, die voll Federn waren. Sie war so schmutzig, daß man es mit Ekel ansah, der Unterrock war voll Löcher, und an den Füßen guckte der Fleischer bei dem Strumpfwirker heraus.

Da mir nun dieser Anblick nicht viel Freude machte, und es auch in der Stube nicht gar lieblich roch, so machte ich, daß ich wieder fortkam.

Die folgende Woche machte ich wieder einen Besuch.

Da befand sich das Ehepaar, das vor der Hochzeit sich so viel Liebes versagte, in völligem Sanke. Base Anne Sabine hatte eine Glucke gefest, und hoffte, daß nun den andern Tag die Küchelchen austriechen würden. Da hatte aber die Glucke die Eier verlassen. Das wurmte Base Anne Sabinen, und da sie nicht wußte, an wem sie ihren Born auslassen sollte, so ließ sie es dem Manne entgelten.

Bist doch ein rechter Tölpel, sagte Base Anne Sabine zu ihrem Manne. Du wußtest doch, daß ich eine Glucke auf das Heu gefest hatte, und doch störtest du im Heu herum — nun ist sie davon gelaufen, daß du es weißt, und ich muß die Eier den Schweinen geben.

Dumme Gans! erwiderte Jörg Lichtpuße, wer heißt dich denn die Glucke auf mein Heu sehen?

Der Streit wurde immer heftiger, und ich entfernte mich.

Die nächste Woche machte ich wieder einen Besuch. Das Ehepaar wollte sich eben zu Tische setzen. Ach du lieber Himmel, was war da für eine Wirthschaft! Da sonst alles blinkte, wenn Base Anne Sabine den Freier Jörg Lichtpuße bei sich hatte, so klebte jetzt alles. Das Tischtuch und die Servietten waren gewiß seit der Hochzeit nicht gewaschen, die Teller waren schmierig. Sie setzten sich zu Tische, jedes langte zu und aß, aber keins legte dem andern etwas vor. Anne Sabine ließ die Gabel unter den Tisch fallen; wollte sie sie wieder haben, so mußte sie sie wieder aufheben. Am Ende fehlte das Salzfaß. Anne Sabine! sagte der Mann, hole Salz! Base Anne Sabine brachte das Salzfaß bei, nachdem sie erst wohlbedächtigt den Kamm, der darauf lag, weggenommen hatte.

Man hat mich mitzusehen, ich sagte aber ich hätte

keinen Appetit, das war keine Lüge, denn der Appetit war mir vergangen.

Nach der Zeit haben diese Leute wie Hunde und Katzen mit einander gelebt, sich täglich gezankt, zur Abwechslung auch gekraht und geschlagen.

Herr Blankohl las diesen Aufsatz einigemal wohlbedächtig durch, um die eigentliche Ursache zu finden, warum diese Leute eine so unglückliche Ehe führten. Er fand sie bald, und nahm sich vor, alles mit Bedacht zu thun, damit es ihm nicht eben so gehe, wie seinem Vetter Jörgen Lichtpuße.

Das erste, was er that, war, daß er, wenn er vor seiner Frau erschien, sich eben so reinlich kleidete, wie wenn sie noch seine Braut wäre. Sobald er das Schlafzimmer verlassen hatte, schloß er sich ein, wusch und kämmtete sich ordentlich, spülerte den Mund aus, damit er keinen übeln Geruch hätte, legte weiße Wäsche an, bürstete und pußte an seiner Kleidung, und zog gepußte Stiefeln an die Füße.

Madame Blankohl war nicht immer so achtsam auf sich gewesen. Ein Paar mal hatte sie schon den Herrn Gemahl mit übergetretenen Schuhen, sehr nachlässig gekleidet, bei dem Frühstück empfangen. Was hatte Herr Blankohl zu thun? er ließ einmal eine halbe Stunde auf sich bei dem Frühstück warten. Ei! sagte sie, als er herein trat, du läßt deine Frau lange auf dich warten.

Ich war, gab er zur Antwort, noch nicht ordentlich angekleidet. Was würdest du von mir denken, wenn ich vor dir in schmutziger Wäsche, unreinen Kleidern und ungepußten Stiefeln erschien? würdest du nicht glauben ich hätte keine Achtung gegen dich? dieß würde mich sehr kränken.

Madame Blaukohl fühlte den Stich. Sie rutschte auf dem Stuhle hin und her, zupfte bald am Halsstücke, bald am Kleide, blickte nach ihren übergetretenen Schuhen, und husch! da schlüpfte sie in die Kammer, blieb ein Viertelständchen weg, und trat dann wieder herein, so sauber angezogen, wie wenn sie ein Käzchen geleckt hätte.

Herr Blaukohl bezengte ihr seine Zufriedenheit durch einen Händekuß.

Von dieser Stunde an wendete Frau Blaukohl mehr Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung, und zog sich eben so sorgfältig an, wenn sie den lieben Mann erwartete, als wenn er noch ihr Bräutigam wäre. Dadurch brachte sie es dahin, daß Herr Blaukohl immer Hochachtung gegen sie behielt, und gegen sie so artig blieb, wie wenn sie noch seine Braut wäre.

Das zweite, was Herr Blaukohl that, war, daß er sein Zimmer immer recht reinlich hielt. Alle Morgen wendete er eine Viertelstunde darauf, daß er aufräumte und alles an seinen Ort stellte.

Auch in diesem Stücke war es mit seiner lieben Frau nicht recht richtig. Einigemal schon hatte er bei ihr gefrühstückt, ohne daß sie aufgeräumt hatte. Der Tisch, auf welchem sie Abends vorher gespeist hatten, stand noch unaufgeräumt da, und auf demselben lagen noch die Gräten von den Fischen, die Knochen von der Henne, die Ueberbleibsel von dem Käse, den sie verzehrt hatten. Ueber der einen Stuhllehne hing ein Hemde, über der andern ein Paar Strümpfe, auf der Commode stand zur Verzierung eine zerbrochene Theekanne, und in der Stube ein Paar Schuhe u. s. w. Dieß wurmte Herrn Blaukohl, und es entwißchte ihm schon ein Aber — Aber liebe Frau! wollte

er sagen, was ist dieß für eine liederliche Wirthschaft? und wenn er dieß gesagt hätte, was würde geschehen sein? Frau Blaukohl würde sich verttheidigt, und Herr Blaukohl sie wiederlegt haben. So würde erst ein Wortwechsel, dann ein Sauf entstanden sein. Zum Glück fiel ihm noch zu rechter Zeit seines Vaters Regel bei: alles mit Bedacht! Da also das Ueber heraus war, so verschluckte er das Ueberige und sprach von gleichgültigen Dingen.

Den nächsten Tag aber, da er auf seinem Zimmer seine liebe Frau erwartete, verschloß er die Stubenthüre. Sie klopfte ein paarmal, und er rief: gleich! nur eine kleine Geduld! Endlich, da sie das drittemal klopfete, öffnete sich die Thür, Madame trat herein, und Herr Blaukohl hat sehr um Verzeihung, daß er sie so lange habe warten lassen. Mein Zimmer, sagte er, war noch nicht aufgeräumt, und ich würde mich schämen, wenn ich meine liebe Frau, die ich so innig hochschätze, in ein unaufgeräumtes Zimmer führen sollte.

Frau Blaukohl streichelte dem Manne die Backen, und sagte: bist ein vortrefflicher Mann.

Weil sie aber auch gern eine vortreffliche Frau sein wollte, so räumete sie nun auch alle Morgen, und ein paarmal den Tag über, ihr Zimmer auf, so daß Herr Blaukohl nie Ursache hatte, ihr hierüber Vorwürfe zu machen.

Drittens war Herr Blaukohl gegen Madame Blaukohl eben so gefällig, wie er es gegen Madame Jessen gewesen war. Sobald er merkte, daß sie etwas gern hätte, so suchte er es ihr zu verschaffen, wenn es ihm nur einigermaßen möglich war. Kaum hatte er z. E. gemerkt, daß sie eine Freundin von Blumen war, so trieb er alles Blumenwert auf, das er nur bekommen konnte, und pflanzte es in ih-

ren Garten. Täglich bekam sie von ihm einen großen Blumenstrauß, den sie theils an ihren Busen, theils in ihre Blumentöpfe steckte.

Man kann leicht denken, daß diese Gefälligkeit des lieben Mannes die Frau bewog auch gegen ihn gefällig zu sein. Sie suchte also immer seine Wünsche zu erfahren, und kaum war ihr einer bekannt geworden, suchte sie ihn auch zu erfüllen.

So stopfte ihm einmal ein Schwarzer eine Pfeife Taback, und zündete sie ihm an. Wenn ich doch, sagte Herr Blankohl, nur einmal wieder aus einem meerschäumenen Pfeifenkopfe rauchen könnte!

Da nun gleich darauf der Slave eine Verrichtung bei Frau Blankohl hatte, und diese ihn fragte, ob er auch seinem Herrn Freude mache? erhielt sie zur Antwort: so viel ich kann. Da er vorhin sich nach einer Tabackspfeife umsah, gleich sprang ich fort, füllte sie, und zündete sie ihm an. Er wünschte wieder aus einem meerschäumenden Pfeifenkopfe rauchen zu können. Wüßte ich einen aufzutreiben, bei meiner Treue! ich ruhete nicht eher, bis ich ihm dazu geholfen hätte. Es ist ein gar zu guter Herr.

Madame schrieb sich dies hinter die Ohren. Als daher, ungefähr nach einem Vierteljahre, der Herr Gemahl zum Frühjahre kam, brachte sie ihm einen schönen, mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf, den sie zuvor gestopft hatte, und reichte ihm dazu ein brennendes Papier.

Herr Blankohl war vor Freuden außer sich, und kaum hatte er aus der neuen Pfeife ein paarzüge gethan, so umarmte er seine Frau und versicherte, daß sie ihm kein angenehmeres Geschenk habe machen können.

Biertens, wenn Madame, die etwas heftig war, und

Das Maul, wie man zu sagen pflegt, auf dem rechten Flecke hatte, in der Hitze heraus fuhr, und sich harter Worte bediente, so widersprach er ihr nicht, streichelte ihr vielmehr die Hand und bat sie, ihre Gesundheit zu schonen. Erst dann, wenn das Blut sich abgekühlt hatte, that er ihr, ihrer Heftigkeit wegen, Vorstellung, und sie bat ihn deswegen um Verzeihung.

Herr Blaukohl war aber selbst ein Hitzkopf. Wann er einmal in Bohn gerieth, so konnte er sich hernach nicht mäßigen, und er legte seine Worte nicht mehr auf die Goldwage. Er fürchtete also keinen Störer des Hausfriedens mehr, als — sich selbst. Wenn du, dachte er, einmal herauspolterst, so bleibt dir deine Frau nichts schuldig, du wirst dann heftiger, und sie grimmiger. Auf diese Art kann einmal unvermuthet der heftigste Zank entstehen. Dann gute Nacht Hausfriede! Denn wenn Eheleute einmal sich so weit vergessen, daß sie einander schimpfen und Grobheiten sagen, dann ist es um die häusliche Eintracht geschehen. Es kann vielleicht eine Ausöhnung geschehen — aber —. Wenn man eine Wunde bekommen hat, und sie völlig zugeheilt ist, so schmerzt sie doch immer wieder, so oft die Bitterung sich ändert. Und — wenn ein Ehegatte einmal von dem andern hat Grobheiten verschlucken müssen, so fallen sie ihm bei jedem Wortwechsel wieder ein.

Herr Simon Blaukohl nahm sich also vor, daß wenn er in der Hitze wäre, er sich niemals mit seiner Frau streiten wolle. Weil er aber für sich selbst nicht gut sein konnte, so bediente er sich eines sonderbaren Kunstgriffs. Wenn er zu seiner Frau gehen mußte, und merkte, daß er in der Hitze war, so machte er erst sein Compliment, dann *sahlte er in der Stille bis dreihundert, hernach zählte er*

n dreihundert wieder rückwärts bis eins. Wenn diese Abzählung vollendet war, so hatte sich auch die Hitze gelegt, und er konnte wieder als ein vernünftiger Mann sprechen.

Da nun Herr Blaukohl dieß that und beide Theile auf nichts mehr dachten, als wie eines dem andern gefallen sollte, so erwarb sich eins des andern Liebe und Hochachtung, und ihre Ehe war wirklich recht musterhaft. Als sie nach einem Jahre ihren Hochzeittag feierten, so hatten sie nander wirklich noch lieber, als das Jahr vorher. Manem deutschen Ehepaare wird dieß unglaublich scheinen, aber es ist doch wahr.

Da sie recht zärtlich bei einander saßen, und jedes dem andern für die vielen Beweise von Liebe und Freundhaftigkeit dankte, die es von dem andern erhalten hatte, benutzte Herr Blaukohl diese Gelegenheit mit einem Plänchen herauszurücken, das er schon lange im Kopfe gehabt hatte. Da uns Gott, sagte er, so viele Freude gemacht hat, wie wäre es denn, liebe Frau! wenn wir unsern Schwarzen auch einmal eine Freude machten?

Fr. B. Von Herzen gern. Warum hast du es denn aber nicht eher gesagt, so hätte ich eine Mahlzeit für sie bereiten lassen.

Hr. B. Die würde ihnen allerdings Freude gemacht haben.

Aber wenn die Mahlzeit verzehret ist, so ist auch die Freude vorbei. Ich dachte ihnen dießmal eine Freude zu machen, die ihr Lebelang dauern sollte.

Fr. B. Die wäre?

Hr. B. Ich wollte ihnen ein Mittel an die Hand geben, wie sie frei werden könnten.

Fr. B. Frei? Wer soll denn da unsere Arbeit thun?

Hr. B. Die Freien.

Fr. B. Die Freien? Die werden sich dazu nicht verstehen. Und wenn sie es thun, so müssen wir sie ja bezahlen.

Hr. B. Allerdings. Umsonst arbeiten ja aber die Sklaven auch nicht. Wir müssen sie ernähren. Sind sie aber frei, so müssen wir sie zwar bezahlen, aber sie müssen sich selbst ernähren. Berechne einmal, liebe Frau! wieviel uns jährlich der Ankauf von neuen Sklaven kostet. Dieser Aufwand wird wegfallen, wenn wir erst freie Leute haben. Denn von den eingeführten fremden Sklaven stirbt immer die Hälfte, von der ungesunden Bitterung, die hier zu Lande ist. Siedeln sich unsere Schwarzen aber hier an, so gewöhnen sie sich an unsere Bitterung, ihre Familien sind eine Pflanzschule von Arbeitern. Der theuere Ankauf von Sklaven fällt dann weg.

Fr. B. Wenn es dich nur nicht gereuet, lieber Mann!

Hr. B. Du weißt ja meine Regel, nach der ich handle: alles — mit Bedacht!

Vorgethan und nach bedacht

Hat manchen in Schaden und Leid gebracht.

Die Neue plagt insgemein die Leute, die ohne Ueberlegung handeln, und was ihnen in den Kopf kömmt, gleich ausführen ohne zu bedenken, was es für Folgen haben wird. Dieß ist bei mir der Fall nun nicht. Ich habe alles wohl überlegt und bedacht. Da denke ich nun nicht, daß es mich reuen soll. Um meiner Sache aber recht gewiß zu sein, möchte ich doch erst den Rath meiner lieben, verständigen Frau hören. Sieh! meine Meinung ist gar nicht, daß ich unsere Sklaven sogleich mit einem Male frei geben will. Dieß würde freilich nicht gut gehen. Nein,

ſie ſollen ſich durch Arbeit ihre Freiheit erworben. Ich will ihnen Gelegenheit verſchaffen, ſich, neben ihrer täglichen Arbeit, noch etwas zu verdienen. Dieß ihr verdientes Geld ſollen ſie ſich ſammeln, und ſich damit loſkaufen. Ferner ſoll ſich ein jeder, der frei ſein will, ein Hättchen bauen, wo er mit ſeiner Familie wohnen kann. Dann erſt, wenn er mir ſeine Freiheit bezahlt, und ſich ein Hättchen gebauet hat, dann erſt gebe ich ihm die Freiheit. Was ſagſt du zu dieſem Vorſchlage?

Fr. B. Es iſt ein Vorſchlag, dem man es anſieht, daß er von einem Manne kommt, der alles mit Bedacht thut. Wie viel ſoll dir aber einer für ſeine Freiheit zahlen?

Hr. B. Ich dachte eine Mannsperſon Dreihundert und eine Weibſperſon 150 Gulden.

Fr. B. Dagegen habe ich gar nichts einzuwenden.

Hr. B. Dieß iſt mir ſehr lieb. Und gib Achtung — mit der Loſkaufung wird es ſo geſchwind nicht gehen. Nur die ordentlichſten, arbeitſamſten und verſtändigſten, werden ſo viel Geduld und Anſtrengung beweifen, daß ſie ſich die Freiheit erwerben. Dieſe geben einen guten Schlag Leute, der ſich ehrlich nähren und uns keinen Verdruß machen wird. Die unordentlichen und trägen aber werden ihr Lebelang Selaven bleiben müſſen. Sie werden keine Luſt haben, ſich nach geendigter Tagesarbeit noch anzufrengen, und wenn ſie es bisweilen thun, ſo werden ſie ihren Verdienſt vertrinken.

Sobald Herr Blaukohl ſeiner lieben Frau Einwilligung zu ſeinem Plänchen hatte, nahm er einen ſeiner Schwarzen nach dem andern vor und fragte ihn, ob er frei ſein, ob er ſein eignes Hänschen haben wolle? Wenn ſie nun, wie man leicht erachten kann, wünſchten, daß ſie ihr eig-

nes Haus als freie Leute haben möchten, so zeigte ihnen Herr Blaukohl, wie sie es anfangen müßten, wenn ihr Wunsch sollte erfüllt werden.

Auf einmal kam neues Leben unter die schwarze Gesellschaft. Sie strengte sich weit mehr, als sonst, bei ihren Arbeiten an, um etwas Zeit zu gewinnen, in welcher sie etwas zur Erkaufung ihrer Freiheit verdienen könnte, und den nächsten Sonnabend hatte Herr Blaukohl das Vergnügen, daß ihm wenigstens zwei Dritttheile seiner Leute ihr verdientes Geld brachten. Er trug sorgfältig in sein Buch ein, wie viel ihm jeder geliefert hatte, und gab ihm darüber einen Schein.

Den nächsten Sonnabend bekam er wieder Geld einzustreichen. Aber — den dritten Sonnabend hatte es mit dem Einstreichen ein Ende. Kein einziger brachte Geld. Dieß nahm Herrn Blaukohl Wunder. Er schwieg aber dazu. Er ließ noch drei Sonnabende vorbei gehen, ohne seine Leute zu fragen, warum Sie ihm kein Geld brächten? Endlich kam ihm die Sache verdächtig vor. Er sah, daß die meisten noch eben so fleißig waren wie sonst, ja daß manche immer sinnerreicher wurden sich neue Nahrungswege zu verschaffen. Einige z. B. legten sich auf den Fischefang, andere fügten kleine Krämchen an u. dgl. Gleichwohl brachten sie ihm immer kein Geld.

Herr Blaukohl bemerkte, daß sie oft zusammen standen und heimlich mit einander sprachen. Dieß brachte ihn auf die Vermuthung, daß sie vielleicht gar eine Verschwörung im Sinne hätten, und mit ihrem Gelde zu den Maronnegern übergeben wollten. Denn schon zu Herrn Blaukohls Zeiten hatten sich über 20,000 Schwarze, die nach und nach ihren Herren entlaufen waren, zusammen rottiret, lebten

in den Wäldern als freie Leute und hießen Maron-Neger. Wahrscheinlich werden sie einmal die Europäer überfallen und ihre Pflanzungen mit einemmale zu Grunde richten.

Dies machte Herrn Blaukohl unaussprechlichen Kummer. „Ist dieß der Dank,“ sagte er bei sich selbst, „für deine Menschenliebe? Du wolltest diese Buben aus der Sklaverei erlösen — zur Dankbarkeit machen sie gegen dich eine Verschwörung. Weinade glaube ich, daß diejenigen recht hatten, die mir sagten, ich kenne die Schwarzen noch nicht.“

Er gerieth in den heftigsten Zorn, und war schon im Begriffe den ersten den besten Schwarzen so lange zu peitschen, bis er ihm die Wahrheit gestände. Da fiel ihm wieder des Vaters Regel ein: alles mit Bedacht. Er hielt also an sich. Weil er wohl merkte, daß er im Zorne nichts Vernünftiges thun werde, so wartete er bis sein Zorn sich gelegt hatte, und er seiner Vernunft wieder mächtig war. Dann überlegte er die Sache von allen Seiten und faßte seinen Entschluß.

Er ließ den Sklaven Lent, den er für den ehrlichsten hielt, zu sich kommen, und fing mit ihm folgendes Gespräch an: Wie lebst du jezt mit deiner Frau?

L. Recht gut. Ich liebe sie wie meine Seele.

Bl. Wer hat sie dir erhalten?

L. Sie, lieber Herr Blaukohl.

Bl. Das habe ich. Hätte ich mich deiner nicht angenommen, so würdest du jezt deine Frau nicht mehr lieb haben können.

L. Ich werde es Ihnen in meinem Leben nicht vergessen.

Bl. Bist du ein dankbarer oder ein undankbarer Mensch?

L. Herr Blaukopf!

Bl. Nu?

L. Können Sie wohl glauben, daß Ihr ehrlicher Lent gegen Sie undankbar sein wird.

Bl. Kaum kann ich es glauben. Wenn du aber dankbar bist, so mußt du mir auch die Wahrheit sagen. Willst du das?

L. Herzlich gern!

Bl. Verdienst du noch Geld?

L. O ja!

Bl. Warum bringst du mir keins mehr?

L. Ich will Ihnen eine unvermuthete Freude machen, und Ihnen die dreihundert Gulden mit einander bringen, die ich Ihnen für meine Freiheit zahlen soll.

Bl. Wo thust du indessen das Geld hin?

L. An einen sichern Ort.

Bl. Ist ein Ort sicherer als mein Haus?

L. Das wohl nicht. Aber an dem Orte, wohin ich das Geld lege, muß mir jeder Thaler wenigstens hundert andere einbringen.

Bl. Dieß ist freilich viel. Wo ist aber dieser Ort?

L. Das darf ich nicht sagen.

Bl. Und warum nicht?

L. Weil ich es habe schwören müssen, daß ich es Niemandem sagen will.

Nun hatte des Herrn Blaukopfs Weisheit ein Ende. Er konnte doch den Lent nicht zwingen seinen Eid zu brechen, und wenn er dieß nicht that, so kam Herr Blaukopf nicht hinter die Wahrheit. Unterdessen sagte er sich, er

frühdigte sich nach Leuts Kindern, ließ sich von ihnen erzählen, wie er sie behandle, und überlegte indessen, wie es dem Leut sein Geheimniß doch ablocken wolte. Ehe dieser es sich versah, sagte er ihn bei dem Arme und fragte heftig: wem hast du schwören müssen?

L. Dem Muley.

Bl. Gehe hin im Frieden!

Sogleich eilte Herr Blaukohl zum Muley, nahm ihn, ehe er mit einem andern Schwarzen sprechen konnte, mit sich in eine entfernte Hütte, und gab ihm da allerlei Aufträge. Dann versügte er sich zu Herrn Rosen, Nelken, und Consorten, stellte ihnen die Gefahr vor, in welcher sie sich befänden, und wie sie jetzt alle für einen Mann stehen müßten. Dann sagte er, daß sie ihm folgen, einen Schwarzen mit einer Peitsche mitbringen, und hinter der Hütte, wohin er den Muley gebracht hatte, warten sollten bis es sie rufe.

Hierauf ging er wieder zum Muley und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Muley! sagte er, willst du nicht frei werden?

M. Ei das versteht sich.

Bl. Warum bringst du mir kein Geld mehr?

M. Ich sammle es, und bringe es Ihnen hernach mit einander.

Bl. So! wo thun denn deine Kameraden ihr Geld hin?

M. Das kann ich nicht wissen.

Bl. Du kannst es nicht wissen? Kerl! wie kannst du so unverschämt sein und mir so eine Lüge in's Gesicht sagen?

M. Ich lüge nicht. Gewiß ich lüge nicht. Das ge-

den mich denn meine Kameraden an? ich bekümmere mich um keinen.

Bl. Du hast dir doch von ihnen schwören lassen?

M. Ich? Schwören lassen? das hat Ihnen ein Schelm gesagt.

Bl. Warte ich will dir den Schelm ansprechen. (Sogleich gab er ein Zeichen, und die Aufseher mit dem Schwarzen traten herein). Muley! du weißt, daß ich noch keinen Sklaven habe peitschen lassen. Es ist aber auch noch keiner so verstockt gewesen, als du. Den Augenblick sage mir, was dir deine Kameraden haben schwören müssen, oder ich lasse dich peitschen, daß dir das Fell rauchen soll.

M. Und wenn Sie mich todtschlagen lassen, so kann ich Ihnen nichts sagen.

Bl. Gleich lege dich auf die Erde! und du Kritzy zähle ihm zwanzig Hiebe auf.

Als die Execution vorbei war, fragte ihn Herr Blankohl, willst du gestehen?

M. Ich weiß nichts.

Bl. Kritzy! gib ihm noch vierzig.

Nachdem er sie erhalten hatte, fragte Herr Blankohl: willst du gestehen?

Nein! erhielt er zur Antwort.

Gib ihm achtzig, sagte Herr Blankohl.

Da er zwanzig erhalten hatte, rief er Gnade!

Bl. Gnade sollst du haben, aber du mußt mir erst alles gestehen.

M. Das will ich, es darf es aber Niemand hören, als Sie. Schon war Herr Blankohl im Begriffe den andern Herren zu sagen, daß sie abtreten sollten, da fiel ihm ein, daß dieser Unglückliche, der in der größten Wuth war,

ihn vielleicht erwürgen könnte. Er befahl also dem Muley, daß er mit ihm in's Freie gehen sollte, und den andern sagte er; sie möchten zwanzig Schritte von ihm bleiben, wo sie ihn zwar sehen, aber nicht hören konnten, was Muley mit ihm sprach.

Sobald sich Herr Blautohl mit dem gepeitschten Sündler in der nöthigen Entfernung befand, sagte er: nun Muley! jetzt sind wir auf einem Pafe, wo Niemand uns hören kann. Rede die Wahrheit, denn ich weiß alles, sonst laß ich dich zu todt peitschen.

M. Nun! Sie wissen also alles?

Bl. Alles!

M. Ich habe meine Kameraden berebet, ihr Geld alle Sonnabende an einen gewissen Ort zu legen.

Bl. Wo jeder Thaler hundert andere einbringen sollte?

M. Ich sehe wohl, daß ich verrathen bin. Erbarmen Sie sich meiner! ich will Ihnen alles gestehen. Ich machte meinen Kameraden weiß, es hätte mir ein Geist einen großen Schatz entdeckt; den ich heben sollte. Er verlange aber dafür eine Summe Geldes. Dreizehn Sonnabende hintereinander sollte eine Summe Geld auf den Platz gelegt werden, wo, wie ich vorgab, der Schatz stände, dann sollten für jeden gepferten Thaler hundert andere gereicht werden.

Bl. Liebest du denn deine Kameraden nicht den Geist sehen, dem sie opfern mußten?

M. Ei freilich, dieß war der Schwarze Puhky. Diesen hatte ich in ein Paar Bockfelle genähet, und ihm ein Paar Bockshörner auf den Kopf gesetzt, und dieser mußte das Geld in Empfang nehmen.

Blantohl fragte ihn weiter: und wenn du nun das Geld zusammen gehabt hättest, was würdest du damit gethan haben?

M. Sie fragen auch gar zu streng.

Bl. Ich muß alles wissen.

M. (Auf die Knie fallend) Ich wäre mit dem Gelde davon gelaufen, und zu den Maron-Regern gegangen. Ach vergeben Sie mir! ich will Ihnen das Geld alles wiedergeben und Ihnen ewig treu bleiben.

Bl. Hättest du mir dieß eber gebeichtet, so hättest du dir die Prügelsuppe ersparen können. Ich will so gelinde mit dir verfahren, als es möglich ist. Ganz ohne Strafe wirst du aber nicht durchkommen.

Er winkte hierauf den andern Herren, und sagte ihnen, sie möchten den Muley einstweilen in das Gefängniß sehen, welches der selige Herr Jessen für die Verbrecher hatte einrichten lassen. Er aber verfügte sich nach Hause um zu überlegen, was weiter in der Sache zu thun sei.

Bei Tische trug er den Casus seiner lieben Frau vor, die sich darüber gar höchlich verwunderte. Was doch die Schwarzen, sagte sie, für Dummköpfe sind, daß sie solch' Zeug glauben, und sich weiß machen lassen, daß ein Geist, der einen so großen Schatz in seiner Gewalt hat, nöthig hätte sich Geld schenken zu lassen. Wenn deine klugen Landsleute dieß hören sollten, so würden sie es kaum glauben.

Bl. Da hast du eine sehr gute Meinung von meinen Landsleuten. Ich muß dir aber sagen, daß sie zum Theil eben so dumm sind, wie die Schwarzen.

Fr. Bl. Ich kann es kaum glauben. Sie bekommen doch so guten Unterricht.

Fr. Bl. Den bekommen sie freilich in der Schule, es werden für sie Bücher geschrieben, worinne sie vor dergleichen Betrügereien gewarnt werden, die Obrigkeit macht Verordnungen dagegen — hilft alles nichts.

Da ich noch in Deutschland war, wurde eine Comödie von Hunden aufgeführt.

Fr. Bl. Von Hunden? Wie war denn das?

Fr. Bl. Das war gar artig. Die Hunde waren alle wie Herren und Damen angezogen; jene hatten Perücken, diese Kopfzeuge auf den Köpfen, alle gingen auf 2 Beinen, machten Complimente vor einander, tanzten mit einander, setzten sich an einen Tisch, natürlich wie wenn sie Menschen wären. Da warf ein loser Vogel eine Schöpsenteule auf das Theater. Sogleich sprangen sämtliche Herren und Damen von ihren Stühlen auf, liefen auf allen Vieren nach der Schöpsenteule zu und bissen sich drum.

Fr. Bl. Das muß ja zum todtlachen gewesen sein.

Fr. Bl. Das war es auch. Es entstand ein so allgemeines Gelächter, daß die Comödianten den Vorhang fallen lassen und mit ihren Hunden abziehen mußten.

Fr. Bl. Was willst du denn aber mit deiner Hundecomödie? Wir sprechen ja von deinen Landsleuten.

Fr. Bl. Nun, viele meiner Landsleute betragen sich eben so, wie diese Hunde. Sie können so klug thun, und so vernünftig reden, daß man glauben sollte, die Weisheit wäre bei ihnen zu Hause. Sobald aber irgend ein Schlangkopf kommt, und ihnen von Schatzgraben, Geisterbeschwerden und Wunderkuren etwas vorschwätzt, so verläßt sie ihre Klugheit, sie handeln wie die Narren, und lassen sich von dem Betrüger prellen, wie unsere Schwarzen von Nulco.

Fr. Bl. D erzähle mir doch so ein Stückchen.

Hr. Bl. Deren könnte ich dir hundert erzählen. Ich will dir aber nur ein Paar mittheilen.

Da war in Krebsleben ein Ehepaar, das einen reichen Anverwandten beerbte. Bald darauf fand sich ein Kerl ein, der sehr geheimnißvoll that, und dem Manne im Vertrauen sagte, daß ihm und seiner Frau ein großes Glück bevorstehe. In dem Wäldchen bei Krebsleben wäre ein ungeheurer Schatz vergraben, der von einigen Geistern bewacht würde, die ihnen denselben abtreten wollten, weil sie so ehrliche Leute wären. Sie hätten ihm daher aufgetragen, bei ihm und seiner Frau anzufragen, ob sie den Schatz annehmen wollten? Von Herzen gern, war des Mannes Antwort, und ich zweifle nicht, daß meine Frau eben der Meinung ist. Was sollen wir aber dabei thun? Gar nichts, war die Antwort, als daß ihr den Geistern, so lange sie mit Hebung des Schatzes zu thun haben, täglich etwas zu essen und trinken schickt. Für meine Bemühung verlange ich gar nichts. Ist der Schatz gehoben, und ihr wollt wir hernach ein kleines Geschenk machen; so will ich es mit Dank annehmen. Der Mann fragte hierauf, was die Geister diesen Abend verlangten? Und der Kerl sagte: weiter nichts, als ein Gerichte Erbsen und Speck und eine Flasche Bier.

Auf den Abend wurde dieß dem Schatzgräber ausgeliefert. Dieser aber nahm es nicht an, sondern sagte: nein, ihr müßt selbst mitgehen, daß ihr mit euren eignen Augen sehet, daß alles ehrlich zugehe. Der Mann ging daher mit und trug das Bier, und die Frau die Erbsen und den Speck. Als sie ein Fleckchen von Krebsleben entfernt waren, zeigte ihnen der Betrüger drei weiße Gestalten, und

sagte: dieß wären die Geister, denen sie sich aber, bei Leib und Leben, nicht weiter nähern dürften.

Der Schatzgräber nahm daher die Mahlzeit in Empfang, übergab sie den Geistern, die durch Kopfnicken zu versetzen gaben, daß sie damit zufrieden wären.

Den folgenden Abend verlangten sie Braten, Wein und Kuchen. Nachdem sie acht Tage so waren gesättert worden, verlangte jeder der drei Geister zwei Laubthaler täglich. Die einfältigen Leute gaben sie gern, weil sie der guten Hoffnung lebten, daß der Schatz alles hundertfältig wieder einbringen würde. Am Ende, da es mit dem Gelde auf die Neige ging, ließen die Geister sagen, sie müßten auch Betten haben, weil, bei der eingetretenen Kälte der Nächte, sie so lange nicht im Freien bei dem Schatze stehen könnten, der schon einen halben Schuh über der Erde stände. Da die Betten waren abgeliefert worden, verlangten sie nichts mehr; der Schatzgräber ließ sich aber auch nicht wieder sehen, und der versprochene Schatz kam nie zum Vorschein. Die armen Leute sahen nun erst ein, daß sie betrogen waren. Waren diese Leute klüger als die Schwarzen?

Fr. Bl. Ich dünke, noch dümmer. Erzähle mir noch so ein Stückchen.

Hr. Bl. Damit kann ich dienen. Jenes Stückchen wurde von gemeinen Leuten gespielt, jezt will ich eins erzählen an dem auch solche Theil nahmen, die nicht zu den gemeinen Leuten wollen gerechnet sein. In Deutschland liegt eine Stadt, die ich, gewisser Ursachen wegen, nicht nennen will. Da wohnen gewaltig vornehme und gelehrte Leute, die zum Theil glauben, daß sie klüger als andere Menschen wären. Diese sprachen erstaunlich verächtlich,

spotteten über Aberglauben und manche sogar über die Religion. Sie spielten ihre Rolle so gut, wie die Hunde in der Comödie. Unvermuthet erschien aber ein Mann, der ihnen eine Schöpsenteule hin warf, sogleich war es auch mit ihrer Weisheit aus, sie fielen über die Schöpsenteule her und zeigten weiß Geistes Kinder sie waren. Es erschien nämlich ein Mann, der sich rühmte, daß er Geister citiren könne. Sogleich drängten sich Adelige und Unadelige, Gelehrte und Ungelehrte, zu ihm und baten ihn, daß er ihnen erlauben möchte die Geister zu sehen. Er erlaubte es. Sie wurden in ein Zimmer geführt, wo der Geisterbeschwörer einen Kreis machte und allerlei Figuren und Worte aus fremden Sprachen darauf schrieb. Die Zuschauer mußten in den Kreis treten. Der Geisterbeschwörer bat sie um Gottes Willen, daß sie ja nicht aus dem Kreise treten sollten. Wer den Fuß um einen Finger breit außer dem Kreise setze, den könne er nicht schützen, der würde von den Geistern ohne Barmherzigkeit zerrissen. Dadurch wurden alle Zuschauer in Todesangst versetzt. Nun fing er an so stark zu räuchern, daß alle davon betäubt wurden. Wann nun alle betäubt und in Todesangst versetzt waren, gingen die Beschwörungen an. Es entstand im Hause, neben und über dem Zimmer ein schrecklicher Lärm, wodurch die Angst der Versammlung noch mehr vergrößert wurde.

Da der Geister-Beschwörer durch seine Zubereitung alle Zuschauer betäubt und in Todesangst versetzt hatte, so erschien endlich der verlangte Geist, in der Luft schwebend. Es wurden ihm verschiedene Fragen vorgelegt, die er beantwortete. Hierauf ließ der Beschwörer den Geist verschwinden, die Versammlung ging aus einander, und *Adelige und Unadelige, Gelehrte und Ungelehrte* schworen

darauf, daß sie einen Geist gesehen und mit ihm gesprochen hätten.

Fr. Bl. Wie ging denn dieß aber zu?

Hr. Bl. Ganz natürlich. Es gibt eine gewisse Art von Spiegeln, die heißen Hohlspiegel. Diese sind ganz anders, als die gewöhnlichen. Wenn du vor einen gewöhnlichen Spiegel trittst, so siehst du dein Bild in dem Spiegel, trittst du aber vor den Hohlspiegel, so erscheint dein Bild außer demselben in der freien Luft. Einen solchen Hohlspiegel hatte nun der schlaue Beschwörer in eine Ecke des Zimmers und gegenüber das Bild gestellt, welches den Geist vorstellen sollte. Dieß fiel nun in den Hohlspiegel, und von diesem in den Rauch, der absichtlich gemacht war, in dem es sich zu bewegen schien.

Fr. Bl. Wie konnte es denn aber reden?

Hr. Bl. Das Bild redete freilich nicht, sondern ein anderer. Entweder war der Geisterbeschwörer ein Bauchredner —

Fr. Bl. Ein Bauchredner? Was ist dieß für ein Mann?

Hr. Bl. Dergleichen Männer findet man in Deutschland oft. Diese können, ohne daß sie den Mund öffnen, solche Töne hervorbringen, daß man darauf schwören sollte, sie kämen ganz wo anders her. So habe ich einen solchen Bauchredner gesehen, der eine Puppe bei sich führte, mit welcher er ein Gespräch hielt. Er hatte sie in ein Schnupftuch gewickelt. Als er nun das Schnupftuch öffnen wollte, ertönte eine Stimme: Au weh! du drückst mich ja. Diese Stimme klang natürlich so, wie wenn sie aus dem Schnupftuche käme. Der Bauchredner redete ihr dann mit seiner gewöhnlichen Bassstimme zu, sie solle sich nicht

fürchten, er wolle ihr kein Leid thun. Dann schien wieder ein Stimmchen aus dem Schnupftuche zu kommen, das fragte: aber warum läßt du mich denn nicht in Ruhe? was soll ich denn?

Der Bauchredner antwortete: Du sollst dich hier vielen schönen Herren und Damen zeigen.

Hierauf legte er der Puppe eine Menge Fragen vor, die durch ein Stimmchen beantwortet wurden, das so klang, daß man darauf hätte schwören sollen, es käme von der Puppe. Wenn nun viele Leute, die ganz furchtlos waren, und gewiß wußten, daß das Stimmchen von dem Bauchredner komme, so konnten getäuscht werden, so war ja dieß weit leichter bei einer Versammlung, die erst in Todesangst war versetzt worden, von keinem Bauchredner wußte und den festen Glauben hatte, daß der erschienene Geist reden werde.

Fr. Bl. Du sagtest ja aber vorher, daß nicht das Bild, sondern ein anderer geredet hätte, entweder weil der Geisterbeschwörer ein Bauchredner gewesen wäre, nun glaube ich, es müsse noch ein oder der folgen.

Dr. Bl. Dieß soll gleich folgen, oder weil der Geisterbeschwörer in der Wand des Zimmers ein Sprachrohr angebracht hatte, durch welches ein Mensch, der sich im Nebenzimmer befand, die vorgelegten Fragen beantwortete. Das erstere ist mir aber wahrscheinlicher.

Fr. Bl. War denn aber unter deinen Landsleuten kein einziger so klug, daß er die Betrügereien des Gauklers bemerkte?

Dr. Bl. Ei! da müßte ich mich schämen ein Deutscher zu sein, wenn alle meine Landsleute, die den Gaukelpoffen *ansahen*, so dumm gewesen wären. Nein, mehrere kamen

ihn auf die Spur, und wachten Anstalten, seine Sündelthaten zu entdecken. Er merkte es. Weißt du, was er that? er erschroß sich.

Fr. Bl. Da hat er nicht übel dran gethan. —

Den folgenden Tag war des Herrn Blaufohls vorzüglichste Sorge, dem Muley zu geben was er verdient hatte. Er schickte also erst nach dem Schwarzen, der den Geist mit Bockshörnern vorgestellt hatte, um ihn festzusetzen. Aber dieser war entwischt, und zu den Maron-Neuern übergegangen. Dieß kam daher, weil diesmal Herr Blaufohl des Vaters Regel: alles mit Bedacht! nicht befolgt hatte; Denn hätte er nach dieser Regel gehandelt, so hätte er den gehörnten Geist gleich bei dem Kragen müssen nehmen lassen, da er den Muley hingeseht hatte. Er sah dieß ein, schlug sich mit der Faust vor die Stirne, es half aber nichts. Eine einzige unbedachtsame Handlung hatte ihn außer Stand gesetzt, an dem Betrüger die verdiente Strafe zu vollziehen, und diesem Gelegenheit verschafft, durch seine Flucht das Heer der Feinde der europäischen Pflanzern zu verstärken. Hätte er den Scharken mit zweihundert Ducaten zurückbekommen können, er hätte sie drum gegeben; Dieß war aber nun zu spät, und er fühlte es recht lebhaft, was für traurige Folgen es habe, wenn man nicht alles mit Bedacht thut.

Desto bedachtsamer behandelte er nun den Muley, zuerst mußte dieser alles Geld herbei schaffen, das er den Schwarzen abgenommen hatte. Er fragte ihn: wieviel jeder Schwarze dazu beigetragen hätte? Allein diese Frage konnte er nicht beantworten. Weil er nie Willens gewesen war, das Geld zurückzugeben, so hatte er es auch nicht

hemerkt, wie viel jeder beigetragen habe, sondern ihnen weiß gemacht, der Geiß würde es schon merken.

Aber was sollte er nun weiter mit ihm thun? Er konnte ihn halb todt prügeln lassen, denn das hatte er verdient. Aber dazu war Herr Blaukohl zu menschlich. Er hat, dachte er, schon Prügel genug bekommen. Diese wird er nie vergessen. Immer wird ein heimlicher Stolz bei ihm bleiben, und er wird nie das Vertrauen zu dir wieder bekommen, das andere haben. Das Beste ist, du schaffst ihn fort.

Er ließ ihn also vorsehren, und zugleich die ganze schwarze Schaar zusammenrufen.

Mulen! sagte er, du bist ein böser Mensch. Du hast deine Kameraden so schändlich betrogen, hast ihnen weiß gemacht, sie sollten einen Schatz heben, da doch kein Schatz vorhanden ist, hast ihnen einen Geiß gezeigt, der doch nichts weiter war, als ein Schwarzer, den du in Bocksfelle genähert hattest, hast ihnen auf solche Art ihr sauer erworbenes Geld abgeloct. Ich könnte dich halb todt prügeln lassen — du sollst aber keinen Schlag bekommen.

M. Ich danke Ihnen tausendmal, lieber Herr Blaukohl!

Bl. Behalten kann ich dich aber auch nicht. — Ich will keine andern, als solche Sklaven haben, die mich wie ihren Vater lieben und ehren, und keine schlechte Streiche machen. Ich werde dich an Herrn Treckschuit abgeben.

M. Ach lieber Herr Blaukohl! ich bitte Sie um Gottes Willen, thun Sie das nicht! lassen Sie mir 150 Prügel geben, treten Sie mich mit Füßen, nur sein Sie hernach wieder gut mit mir, und verstoßen mich nicht!

Bl. Hilft alles nichts. Ihr andern nehmt an diesem

unglücklichen Menschen ein Exempel! ihr wißt, daß ich euch bisher alle wie ein Vater behandelt habe, daß keiner einen Schlag von mir bekam, daß ich euch die Mittel an die Hand gab, wie ihr frei werden könntet; wenn aber alle diese Liebe nicht erkannt wird, und einer oder der andere dumme Streiche macht, so ist er auch meiner Liebe nicht werth. Ich werde ihn ausstoßen und einem andern Herrn übergeben, bei dem er zum Frühstück Rippenstöße, zur Mittagskost Prügel und zur Abendmahlzeit Peitschenhiebe bekommt.

Jetzt wurde Mulev gebunden, und unter Begleitung von zwei Schwarzen abgeführt. Herr Blautohl selbst gab ihm das Geleite.

Sie kamen in einen Wald, wo sie ein erbärmliches Winseln, und ein sonderbares Geräusch hörten. Herr Blautohl ging dem Geräusch nach, und hatte da einen schrecklichen Anblick. Ein großer eiserner Käfig, in welchem ein Schwarzer gesperrt war, hing an dem Aste eines Baumes. Zwei Geier saßen auf dem Käfig, und verursachten durch den Schlag ihrer Flügel das sonderbare Geräusch, das Herr Blautohl gehört hatte. Von Zeit zu Zeit steckten sie die Köpfe in den Käfig, und rissen dem Schwarzen ein Stück Fleisch vom Leibe. Die Augen hatten sie ihm schon ausgehackt. Herr Blautohl rief die Schwarzen herbei, daß sie den schrecklichen Auftritt auch mit ansehen sollten.

Er fragte den Mann im Käfige: Unglücklicher! wer hat dich hier einsperren lassen?

Herr Trekschuit, war die Antwort.

Bl. Warum denn?

Schw. Er prügelte mich wegen eines kleinen Verfehm. Blautohl.

hens so schrecklich, daß ich mich vor Bosheit nicht zu lassen mußte. Ich nahm ein Messer, rannte damit auf ihn los und wollte ihn erstechen. — Ach, guter Weiser! erbarme dich! Gib mir ein Glas Wasser, oder schieß mir eine Kugel durch den Kopf.

Da nun Herr Blaukohl weder ein Glas Wasser, noch ein Schießgewehr bei sich hatte, so konnte er keine von beiden Bitten dem Schwarzen gewähren, sondern mußte ihn seinem Schicksale überlassen.

Muley zitterte am ganzen Leibe, und bat Herrn Blaukohl mehrmals inständig, daß er ihn ja nicht an einen so grausamen Herrn abgeben möchte. Es war aber alles umsonst.

Jetzt kamen sie in Herrn Trekschuits Pflanzung an, wo mehrere Sklaven arbeiteten, die zum Theil noch blutig waren, von den Schlägen, die sie so eben bekommen hatten.

Ach! Ach! Herr Blaukohl! sagte Muley, Gott höret den armen Sünder, wenn er zu ihm um Barmherzigkeit ruft; und Sie wollen mich nicht hören. Lieber, guter Herr Blaukohl, hören Sie mich, so wird Gott Sie auch hören, wenn Sie in der Noth zu ihm rufen.

Dies ging Herrn Blaukohl durch's Herz. Halt! sagte er, ging auf und ab, bedachte sich ein halbes Viertelstündchen, und da er nun der Meinung war, daß Muley zum Nachdenken gekommen wäre, daß er die empfangenen Prügel vergessen und seine Wiederaufnahme als eine große Wohlthat ansehen würde, so befahl er, daß man ihn losbinden und zurückgehen sollte.

Muley war vor Freuden außer sich, warf sich mit dem Gesichte auf die Erde, setzte Herrn Blaukohls Fuß auf seinen Kopf und gelobte ihm ewige Treue und Dankbarkeit.

Als sie zurückkamen ging er wieder an seine Arbeit und er, nebst den Schwarzen, die ihn begleitet hatten, erzählten ihren Kameraden alles, was sie gesehen und gehört hatten; und hatten die Schwarzen erst Herrn Blaukohl lieb gehabt, so bekamen sie ihn nun noch hundertmal lieber, da sie erfuhren, was für ein Unterschied zwischen ihm und Herrn Trekschuit sei.

Was sollte aber Herr Blaukohl nun mit dem Gelde thun, das Muley den Schwarzen ablockte. Da er nicht erfahren konnte, wieviel jeder von ihnen dazu gegeben hatte, so legte er es in einenbeutel, und wenn ein Schwarzer ihm seinen ersparten Verdienst brachte, so legte er eben so viel, als ihm war gegeben worden, aus dem Beutel dazu, bis daß der Beutel leer war.

Herrn Blaukohl erwartete nun eine neue Freude. Seine liebe Frau wurde guter Hoffnung, und beide sehnten sich nach dem Tage, da sie die Frucht ihrer herzlichsten Liebe würden in ihre Arme schließen können. Er kam endlich, der erwünschte Tag, war aber gar nicht so freudenreich, wie sie geglaubt hatten. Die gute Frau Blaukohl mußte, während der Geburt, unaussprechlich viel leiden, und man war ihres Lebens wegen besorgt. Herr Blaukohl litt vielleicht noch mehr, als seine Frau. Er trippelte ängstlich umher, rang und wand die Hände, am Ende konnte er es nicht länger aushalten, sondern lief in ein Nebenzimmer, warf sich auf einen Stuhl und bat Gott gar herzlich, daß er doch bald mit seiner Hülfe erscheinen möchte. Auf einmal öffnete sich die Thür, Schwärzchen trat herein, und rief: Herr Blaukohl! ein junger Sohn ist da.

Blihschnell schoß er auf, schloß seine gute Frau in seine Arme, die seine Umarmung aber nicht erwidern konnte,

weil sie in einer Ohnmacht lag. Er rieb ihr die Schläfe mit Spiritus, und hielt ihr Salmiakgeist unter die Nase, und brachte sie so in's Leben zurück. Sie blickte ihn schwachstehend an, drückte seine Hand und sagte mit schwacher Stimme: ich habe einen schweren Stand gehabt, lieber Blankohl.

Jetzt legte man das Söhnchen in Herrn Blankohls Arme, er drückte es herzlich an seine Brust, dann zeigte er es der Mutter, und sagte: sieh, liebe Frau! was für einen herrlichen Jungen du geboren hast!

Sie lächelte und küßte das Schmerzenskind. Hernach sprach sie aber nicht mehr, schloß die Augen und schlief ein. Herrn Blankohl war bei der Sache nicht wohl zu Muth. Er sah, wie schwach die Frau war; gleichwohl wußte er nicht, wie er ihr helfen sollte. Was er zu thun habe, wenn er sich erkältet, wenn er den Magen überladen, wenn er sich geärgert hatte, das wußte er recht gut; aber die weibliche Natur kannte er gar nicht, und noch weniger die Natur einer Wöchnerin. Er wußte also gar nicht, was er mit seiner schwachen Frau anfangen sollte. In der Angst nahm er seine Zuflucht zu dem Herrn Doktor Speiteusel, den einzigen Arzt, der damals in Surinam sich befand. Dieser Herr Doktor Speiteusel war ein sehr gelehrter Mann. Er hatte 300 Leichnahme zergliedert, und fünf und zwanzig Serippe wieder zusammengesetzt, die zum Theil in seiner Stube aufgestellt waren. Auch wußte er alle Theilchen des menschlichen Körpers, wie auch alle Krankheiten, auf Lateinisch zu benennen. Nur zweierlei wußte er nicht: erstlich was für eine Krankheit die Patienten hatten, zu denen er berufen wurde, zweitens was für Mittel er anzuwenden habe, um ihnen zu helfen. Seine Meinung war, daß alle Krankheiten aus dem Magen kä-

men, und daß also der Kranke so lange Brechpulver bekommen müßte, bis die Krankheit gehoben wäre. Diese Brechpulver hatten nun insgemein die gute Wirkung, daß, wenn sie ordentlich gebraucht wurden, den Kranken kein Zahn mehr weh that, aber — leben thaten sie auch nicht mehr. Als er daher in Deutschland, in Querlequitsch, als ausübender Arzt angestellt war, wurde der Kirchhof so bevölkert, daß kein Platz zu neuen Gräbern übrig blieb. Man gab ihm daher zu verstehen, daß er sich entfernen möchte, weil man keinen Kirchhof mehr hätte, auf welchem seine Patienten beerdigt werden könnten. Wenn es weiter nichts ist, sagte der Herr Doktor Speiteusel, so will ich der Sache bald abhelfen. Ich schenke der Gemeinde einen halben Acker zu einem neuen Kirchhofe. Die Sache wurde in Ueberlegung gezogen, und mehrere waren der Meinung, daß man ein solches Geschenk nicht abweisen dürfe. Die mehresten glaubten aber doch, daß sie mit dem alten Kirchhofe auskommen könnten, wenn die starke Bevölkerung aufhörete, für die zeitlir der Herr Doktor Speiteusel gesorgt hatte. Man rieth ihm also sich zu entfernen, und berief statt seiner einen andern Arzt, der zwar vieles nicht wußte, was sein Vorfahrer verstand, der ab er seinen Patienten es gleich ansah, wo es ihnen fehle, und immer die schicklichsten Mittel zu finden wußte, ihnen zu helfen.

Da in Deutschland alles mit Aerzten hinlänglich besetzt war, so entschloß sich Herr Doktor Speiteusel nach Surinam zu reisen und dort sein Glück zu suchen. Er fand es auch. Der dortige Kirchhof hatte keine Mauern, sondern war ein ganz freier Platz, der für alle Weiße und Schwarze, die dort wohnten, hinlänglichen Raum hatte.

Zu diesem Herrn Doktor Speiteusel nahm also Herr

Blaukohl in der Angst seine Zuflucht, ließ ihn rufen, und zeigte ihm seine Frau. Er befahlte ihren Puls, und sagte, hier habe ich ein Pulver bei mir, wenn Sie dieß genommen hat, so wird sich alles geben.

Bl. Was für Wirkung wird denn dieß Pulver aber thun?

Sp. Es wird ein kleines Erbrechen erregen.

Erbrechen? Herr Doktor Speiteufel! ich bitte um Gottes Willen, sehen Sie doch die Schwäche meiner Frau an. Sie ist so schwach — ich dachte Sie würden ihr ein Stärkungsmittel geben. Das Erbrechen greift ja die Natur noch mehr an, und ich besorge, daß meine arme Frau es nicht aushalten werde.

Sp. Das muß ich als Arzt besser verstehen.

Bl. Ich bin kein Arzt, ich glaube aber doch, daß meine Frau ein Kind des Todes ist, wenn Sie ein Brechmittel nimmt.

Darauf antwortete Speiteufel: ein Kind des Todes ist sie ohne dieß. Das einzige Mittel, sie zu retten, ist ein Brechpulver. Alle Krankheiten, lieber Herr Blaukohl! das glauben Sie mir, kommen aus dem Magen. Wenn dieser nicht gereinigt wird, so ist keine Hülfe möglich.

Bl. Nun so will ich meine arme Frau der göttlichen Barmherzigkeit überlassen. Ich kann mich nicht entschließen ihr ein Brechmittel zu geben.

Sp. Das können Sie halten wie Sie wollen. Morgen, darauf können Sie sich verlassen, liegt ihre Frau auf der Bahre, und ich bin nicht Schuld daran. Er nahm seinen Hut und Stock und ging fort.

Herr Blaukohl sah ihm mit nassen Augen nach. Gott! dachte er, wenn nun morgen deine Frau auf der Bahre liegt, Speiteufel spricht, er wäre nicht Schuld daran, du

mußt dir die Schuld von ihrem Tode allein beimesßen, womit willst du dich beruhigen? Herr Doktor Speiteufel! rief er ihm ängstlich nach, o kommen Sie zurück.

Er kam zurück, und auf Herrn Blankohls Bitte gab er der guten Frau Blankohl wirklich das Brechmittel. Man muß es dem Herrn Doktor Speiteufel nachrühmen, daß sein Brechmittel nicht ohne Wirkung war. Kaum hatte es Frau Blankohl eine halbe Stunde im Leibe, so erfolgte ein starkes Erbrechen, das aber die gute Frau Blankohl so angriff, daß sie nicht mehr sprechen konnte, sondern ihre Wünsche durch Zeichen zu erkennen geben mußte. Nach acht Minuten erfolgte wieder ein Erbrechen, bei dem sie ohnmächtig wurde. Mit vieler Mühe wurde sie wieder zur Besinnung gebracht.

Nun haben wir gewonnen, sagte der Herr Doktor Speiteufel, nahm seinen Hut und Stock und schlich sich fort. Kaum war er aber einige Minuten weg, so ging das Erbrechen von neuem los, alles ging fort, was Frau Blankohl im Magen hatte; aber nicht nur dieses, sondern auch die Seele. Alle Mittel, sie in's Leben zurückzurufen, waren vergeblich, sie war todt und blieb todt. Herr Blankohl schickte dem Herrn Doktor Speiteufel einen Boten nach, und ließ ihn dringend bitten, daß er zurückkommen möchte, er ließ aber wieder sagen, daß seine Geschäfte es ihm nicht erlaubten.

Herr Blankohl war ganz außer Fassung und rang wie ein Verzweifelnder die Hände. Erst den andern Tag kam einige Ruhe in seine Seele. Es ist, dachte er, der Verlust deiner guten Frau Gottes Schickung. Du hast für sie gethan, was du nach deinen Einsichten thun konntest.

Noch war sein Trost das Pflänzchen, das ihm seine

liebe Frau hinterlassen hatte. Es war nicht so ganz gelb, wie seine Frau Mutter, aber auch nicht ganz so weiß, wie der Vater. Seine Frau Mutter, deren Vater ein weißer und die Mutter eine Schwarze war, gehörte zu der Gattung von Menschen die man Mulatten nennt. Kinder, die ein Weißer mit einer Mulattin erzeugt, nennt man Terzeronen. Herr Blaukohl's Söhnchen war also ein Terzeron und erhielt in der heiligen Taufe den Namen seines Großvaters von väterlicher Seite, den Herr Blaukohl zum Pächter desselben erkieset hatte. Er übergab das Kind einer Schwarzen, die den Tag zuvor ihren Säugling verloren hatte, und versprach ihr eine große Belohnung, wenn sie ihm dasselbe, nach Verfluß eines Jahres, gesund wieder abliefern würde.

Uebrigens war Herr Blaukohl nach dem Tode seiner Frau der Mann nicht mehr, der er sonst gewesen war. Sonst war er immer thätig und froh, jetzt that er alles mit Verdruß, und schlich herum, wie man zu sagen pflegt, als wenn ihm die Hühner das Brod genommen hätten. Bisweilen wohl, wenn er es sich recht lebhaft dachte, daß der Tod seiner guten Frau Gottes Schickung sei, daß er also gewiß für sie und für ihn gut sein müsse, beruhigte er sich. Diese Ruhe war aber nur von kurzer Dauer; dann fand sich seine Melancholie wieder ein, mit welcher es bisweilen so weit ging, daß man befürchtete, er würde den Verstand verlieren, zumal wenn es ihm in die Gedanken kam, daß seine Frau nicht gestorben wäre, wenn sie das Brechmittel nicht bekommen hätte. Er verlor den Verstand aber nicht. Der liebe Gott, auf den er sein Vertrauen gesetzt hatte, ließ ihn nicht sinken, sondern bescherete ihm eine Freude, die auf geraume Zeit ihn von seiner Melancholie befreiete. Einmal, da er ganz schwermüthig nach dem Grabe

seiner Frau gegangen war, das er täglich zu besuchen pflegte, und sehnlich wünschte, daß er neben ihr liegen möge, kam sein treuer Lent hastig zu ihm mit einer Hand voll Papiere. Hier, sagte er, lieber Herr Blaukohl! sind die Scheine, die Sie mir über das Geld gaben, das ich bisher an Sie ablieferte. Zählen Sie sie durch und Sie werden finden, daß ich Ihnen nicht nur soviel gezahlt habe, als Sie für meine Freigebung verlangten, sondern auch einen kleinen Ueberschuß, wovon ich mir eine Hütte bauen kann. Wollen Sie mich nun frei geben?

Er, sagte Herr Blaukohl, das versteht sich, zählte die Papiere durch, und da er alles richtig fand, versicherte er ihn nochmals, daß er ihn in den ersten Tagen frei geben wolle.

Nun vergaß er auf einmal alle sein Leid, und hatte den Kopf ganz voll von Lent's Freiheit, und von der Einrichtung seiner Haushaltung.

Den folgenden Tag wies er ihm den Platz an, wo seine Hütte stehen sollte, ließ ihm dazu das Holz herbeiführen, und auf seine Kosten ihm daraus eine Wohnung erbauen; dann schenkte er ihm dazu noch einen Platz, den er bearbeiteten, und darauf die nöthigsten Nahrungsmittel erbauen konnte. Auch den Ueberschuß am Gelde, den er ihm gezahlt hatte, schenkte er ihm, damit er etwas in den Händen habe, wovon er seine neue Haushaltung einrichten konnte.

Dann ließ er sämtliche Schwarze zusammen kommen, und sagte ihnen kurz und gut folgendes: liebe Schwarze! Ihr nennt mich immer Vater Blaukohl, das gefällt mir. Ich glaube aber auch diesen Namen verdient zu haben, ich habe euch nicht als Buchmeister, sondern als Vater gehalten.

belt. Ihr wißt es alle. Ich habe euch auch die Mittel an die Hand gegeben, wie ihr frei werden könnt. Es wird mir Freude machen, wenn ich künftig keinen Sklaven, sondern lauter freie Leute unter mir habe. Euer Kamerad Lent hat mir zuerst die Freude gemacht, daß er sich nebst seiner Frau und seinen Kindern frei gekauft hat. Ich mache es euch also hiermit bekannt, daß Lent frei ist. Er darf mir nun keine Dienste mehr leisten. Alle Arbeiten, die er mit seiner Familie in meiner Pflanzung verrichtet, die bezahle ich ihm. Ich habe ihm eine Wohnung bauen lassen und einen Platz angewiesen, den er mit seinen Kindern bearbeiten, und darauf seine Nahrungsmittel bauen kann. Was ich an ihm that, werde ich an allen thun, die so brav sind, wie Lent.

Alle riefen: es lebe unser guter Vater Blankohl! Hierauf ließ er einige Flaschen Rum unter sie austheilen, und Lent bezog nun mit seiner Familie seine neue Wohnung.

Herr Blankohl besuchte sie, und wurde ungemein heiter, da er die ausgelassene Freude sah, mit welcher Mann und Frau und Kinder geschäftig waren, ihre neue Haushaltung einzurichten. Freudenthränen traten ihm in die Augen. Er ging fort und sagte: lebt wohl liebe Leute! Es hat mir Freude gemacht, daß ich euch solche Freude habe verschaffen können. Seid ferner gut, fleißig und folgsam, daß ich mich ferner über euch freuen kann.

Auf dem Rückwege dachte er über die Sache weiter nach, und sagte bei sich selbst: nun will ich gern noch länger leben, weil ich sehe, daß ich doch andern Leuten noch Freude machen kann. Wenn künftig wieder Schwermuth sich bei mir einfindet, so will ich nur Leute aussuchen, denen ich eine Freude machen kann, so wird es sich gewiß damit geben.

Die nächste Woche hatte er eine ähnliche Freude. Der Schwarze, Namens König, kam zu ihm, und überzeugte ihn, durch die Scheine, die er ihm ablieferte, daß er ihm auch so viel gezahlt habe, als zu seiner Freilassung nöthig sei.

Gut! sagte Herr Blaukohl zu dem Schwarzen König, so will ich in den ersten Tagen dich auch frei geben, und alles für dich thun, was ich für Lenk gethan habe. Was willst du aber für eine Haushaltung anfangen? du hast ja keine Frau?

K. (lächelnd) die wird sich ja auch wohl finden.

Bl. Gewiß hast du schon ein Mädchen in dein Herz geschlossen.

K. Könnte wohl sein.

Bl. Wer ist sie? sag!

K. Ich will es Ihnen gern sagen. Sie dürfen aber nicht böse werden.

Bl. Das werde ich nicht.

K. Ihr Schwärzchen.

Bl. Mein Schwärzchen? Hat es dich denn lieb?

K. Ach gar zu lieb.

Bl. Aber, lieber König! nach der Einrichtung, die ich getroffen habe, und von der ich nicht abgehen kann, muß sich auch Schwärzchen loskaufen.

K. Das wird sie auch. Morgen wird sie Ihnen das Geld aufzählen.

Dies nahm Herrn Blaukohl Wunder; er verließ den Schwarzen mit dem Bescheide, daß er morgen Antwort haben solle. Unterdessen wurde er auf Schwärzchen ein wenig argwöhnisch, und glaubte, es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Er eilte also nach Hause, und das erste, was

er that, war, daß er Schwärzchen ins Verhör nahm. Hör einmal, Mädchen! sagte er, ich will einige Fragen an Dich thun. Willst du mir die reine Wahrheit sagen?

Schw. Gewiß, Herr Blaukohl. Ich weiß auch alle Fragen, die Sie an mich thun werden. Nicht wahr, König hat mit Ihnen gesprochen?

Bl. Das hat er.

Schw. Alles, was er Ihnen sagte, ist wahr; und hier, lieber Herr Blaukohl! ist das Geld zu meiner Loskaufung. Zählen Sie es selbst durch.

Bl. Gehe ich es durchzähle, so sage mir, wie du zu dem vielen Gelde gekommen bist.

Schw. Das will ich Ihnen sagen. Ihre setzige Frau war gar eine gute Frau.

Bl. Ja, das war sie.

Schw. Einmal, da sie bei guter Laune war, faßte sie mich bei der Hand und sagte: Schwärzchen, du bist ein gutes treues Mädchen, ich möchte dich gern glücklich machen. Sag! hast du nicht vielleicht einen jungen Mann in dein Herz geschlossen?

Ich schlug die Augen nieder, und wollte mit der Sprache nicht heraus.

Mädchen! sagte sie, ich seh es dir an den Augen an, daß du einen lieb hast. Sag' es mir frei heraus, wer es ist, sonst hast du mein Zutrauen verloren.

Da gestand ich es ihr, daß ich den König gern sehe, und daß dieser mich auch lieb habe.

Nun, sagte sie, so heirathe ihn. Willst du aber lieber einen Sklaven oder einen Freien zum Manne haben?

Da ich ihr sagte, daß mir ein Freier freilich lieber wäre, so sagte sie, mein König müsse sich erst freikaufen, gab mir

ein Paar Gulden, die ich ihm zustecken mußte, und so erhielt ich von ihr ein Geschenk nach dem andern, das ich meinem König zu seiner Loskaufung überbrachte.

Da die Zeit ihrer Niederkunft sich nabete, rief sie mich zu sich und sagte: Lilli! ich weiß nicht, ob ich noch lange leben werde, und ich möchte dich doch glücklich wissen. Mein Mann wird verlangen, daß du dich auch loskaufen sollst. Nimm diesen Beutel! in diesem befindet sich gerade so viel Geld, als mein Mann für deine Loskaufung verlangen wird. Zählen Sie es selbst durch, Sie werden finden, daß alles richtig zutrifft.

Bl. Ehe ich es noch durchzähle, so sage mir, Lilli! ist denn dieß alles auch wahr?

Schw. Das dachte ich wohl, daß Sie diese Frage an mich thun würden. Deswegen hat ich Ihre selige Frau, daß sie mir dies Papierchen geben möchte. Lesen Sie es, Herr Blautohl!

Herr Blautohl las es, und fand darin die Versicherung von seiner Frau, daß sie der Lilli, wegen geleisteter treuer Dienste, das Geld zu ihrer Loskaufung geschenkt habe.

Herrn Blautohl stürzten die Thränen aus den Augen, da er die Handschrift seiner seligen Frau sah. Er fing an zu schluchzen, gab Schwärzchen den Beutel mit Gelde zurück, und sagte: Lilli! was dir meine gute Frau geschenkt hat, will ich dir nicht entziehen. Behalte dieß Geld zur Einrichtung deiner neuen Haushaltung. Der Wille meiner seligen Frau soll doch in Erfüllung gehen. Du sollst frei werden.

Lilli wußte vor Freude und Dankbarkeit nicht wie sie sich benehmen sollte.

Den folgenden Tag machte Herr Blautohl Anstalt, dem

König eine Wohnung zu erbauen und ihm einen Platz zur eignen Bearbeitung anzuweisen. In der nächsten Woche erklärte er ihn für frei, ließ ihn mit seiner Lilli trauen und richtete seine Hochzeit aus, die von den Schwarzen mit großen Freuden, aber doch in Sacht und Ehrbarkeit, gefeiert wurde.

Herr Blaukohl war dabei ungemein heiter, und freuete sich, daß er wieder Gelegenheit gefunden hatte, den Grund zu dem Glücke von ein Paar guten Menschen zu legen.

Diese Aufbeiterung war ihm auch sehr nöthig. Ein neues Ungewitter thürmte sich über ihn auf, das ihn ganz zu verderben drohete. Das Faulfieber, das immer in Surinam in der nassen Jahreszeit sich einzufinden pflegt, und viele Menschen wegrafft, fand sich auch in seiner Pflanzung ein. Ein Drittheil der Schwarzen, und sämtliche Aufseher, Herrn Rosen und Nelken ausgenommen, wurden davon befallen. Mehr als das Faulfieber fürchtete er den Doktor Speitensel. Er ging also unter seinen Kranken umher, sprach ihnen Muth ein, und ermahnete sie, keinen Arzt zu brauchen, sondern sich Gott und der Natur zu überlassen. Er wollte Citronen im Ueberflusse unter sie austheilen lassen, gab auch sogleich jedem Kranken zwei Stück und sagte, diese sollten sie auspressen, und mit Zucker und Wasser vermischen, und diesen erquickenden Trank genießen. Dieser würde ihnen sicher mehr Dienste thun, als alle Arznei. Den folgenden Tag würde er sie wieder mit Citronen versehen lassen. Die Schwarzen folgten ihm ohne Widerrede, die Weißen aber waren der Meinung, ein Arzt sei doch ein Arzt. Ohne sich in weitem Wortwechsel mit ihnen einzulassen, nahm er in seinen Gedanken von ihnen auf ewig Abschied, weil er voraus zu sehen glaubte, daß Spei-

teufel sie bald eben dahin bringen würde, wohin er seine gute Frau gebracht hatte.

Liebsinnig suchte er das Weite; glaubte aber gewiß, der liebe Gott, der es immer so gut mit ihm gemacht hatte, werde auch schon dafür gesorgt haben, daß der harte Schlag, der ihm bevorstand, ihn nicht ganz zu Boden schläge.

Ach Gott! sagte er, du kennest mein Herz, du weißt, wie redlich ich es immer mit allen Menschen gemeinet habe. Ich habe auch Muleys Bitte, die er an mich, zur Zeit der Noth that, erhört. Er sagte, du würdest mich dann auch erhören, wenn ich in Noth wäre — jetzt bin ich in Noth, in großer Noth.

Er würde dies Gebet weiter fortgesetzt haben, wenn ihn nicht der Anblick von zwei jungen Leuten, in deutscher Kleidung, unterbrochen hätte. Sie suchten eifrig in den Büschen herum. Wenn ich recht sehe, sagte Herr Blankohl, so finde ich hier ein Paar Deutsche.

D. Zu dienen, das sind wir.

Bl. Sein Sie mir willkommen! ich bin Ihr Landsmann, und es wird mir lieb sein, wenn ich Ihnen in Surinam nützen kann. Ich sehe daß Sie suchen, haben Sie etwas verloren?

D. Gar nichts.

Bl. Und suchen doch?

D. Man kann ja auch etwas finden wollen, was man nicht verloren hat.

Bl. Darf ich fragen was?

Bei dieser Frage sahen sie einander bedenklich an, und mußten nicht, was sie antworten sollten. Endlich unterbrach der eine, Herr Leuchter war sein Name, das Stillschweigen und sagte: wir suchen Naturalien.

Bl. Naturalien! Vermuthlich Pflanzen. Daran ist unser Land sehr reich. Es ist hier ein sehr üppiger Busch, und jährlich kommen Europäer hierher, die Pflanzen suchen, und immer vergnügt zurückkehrten, über den reichen Fund, den sie gethan haben.

L. Pflanzen? Was sollen wir denn damit thun? diese haben wir ja in Europa genug.

Darauf erwiederte Herr Blankohl: wohl wahr, es gibt da Blaukohl, Wirsing, Kohlrabi-Pflanzen u. dgl. m., aber keine Surinam'schen Pflanzen. Da suchen Sie vielleicht seltene Thiere! auch hiervon ist unser Land sehr reich. Wir haben ganz prächtige Schmetterlinge, und mancherlei Arten von Eidechsen und Schlangen.

L. Damit ist uns auch nichts gebient. Wir suchen Mineralien.

Bl. Da werden Sie umsonst suchen. Gerade an Mineralien ist unser Land arm.

L. Doch nicht an Golde.

Bl. Auch an Golde.

L. Sie wollen nur mit der Sprache nicht heraus. Auf dem Gymnasium, das wir besuchten, versicherte man uns, daß man in Surinam auf dem Felde das gediegene Gold fände, wie in Europa die Steine. Deswegen sind wir hierher gekommen, um uns ein Paar Schnapsfäcke voll Gold zu suchen, und davon in Europa ein Paar Rittergüter zu kaufen, auf denen wir bequem leben könnten.

Bl. Wer hat euch doch, lieben Landsleute! solch' albernes Zeug weiß gemacht. Wenn das Gold hier wie Steine herum läge, so würde es an euch nicht kommen. Ich und die andern Aufseher über die Pflanzungen, auch meine

Schwarzen würden es längst zusammen gesucht haben, denn wir kennen das Gold auch.

L. Es sind doch aber so viele Leute aus Surinam zurückgekommen, die alle Gold mitbrachten.

Bl. Kann wohl sein. Sie haben das Gold aber nicht auf dem Felde gefunden, sondern haben es sich verdient. Haben denn die Herren etwas gelernt?

L. Ei das versteht sich.

Bl. Was denn? wenn ich fragen darf.

L. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch.

Bl. Das sind denn freilich Sachen, von denen allen ich nichts verstehe. Diese Sprachen mögen viel werth sein. Aber hier zu Lande wird nichts daraus gemacht. Wenn Sie sonst nichts gelernt haben, so hätten Sie besser gethan, Sie wären in Europa geblieben, wo man die alten Sprachen zu schätzen weiß.

L. Wir haben auch die Geographie der alten Welt gelernt, und ich kann Ihnen beweisen, daß schon die Phönicier Surinam gekannt haben.

Bl. Das kann mir zu nichts helfen. Haben Sie nicht auch die Geographie der jetzigen Welt gelernt?

L. Um die jetzige Welt haben wir uns nie bekümmert.

Bl. Das merke ich wohl, sonst würden Sie nicht nach Surinam gekommen sein, um da das Gold wie Steine zu suchen. Können Sie schreiben?

L. Nein.

Bl. Nicht schreiben?

L. Nachdem man es nimmt. Schreiben können wir freilich, aber schön schreiben können wir nicht, denn wir sind Gelehrte. Alle Gelehrte schreiben schlecht.

Ein. Ausruf.

Bl. Sollte doch nicht meinen. In meinem Vaterlande kannte ich einen gewissen Herrn Doktor Kernbeisser, den alle Leute für einen sehr gelehrten Mann hielten, und der doch eine sehr schöne Hand schrieb.

L. Dann ist es gewiß mit seiner Gelehrsamkeit nicht weit her gewesen.

Bl. Darüber kann ich nicht urtheilen. Können Sie denn rechnen?

L. Wozu rechnen? Wir sind ja keine Kaufleute.

Bl. Als wenn bloß die Kaufleute müßten rechnen können. Das Rechnen kann ja kein Mensch entbehren, er mag Kaufmann oder Gelehrter, Bauer oder Edelmann sein. Wenn es aber mit Ihnen so steht, so rathe ich Ihnen, als ein ehrlicher Landsmann, daß Sie mit dem ersten dem besten Schiffe wieder nach Europa zurückkehren. Denn für Sie ist hier nichts zu thun. Gold werden Sie hier nie auf dem Felde finden. Suchen Sie selbst, wenn Sie mir nicht glauben, so lange Sie wollen. Und Gold hier zu verdienen, dazu haben Sie die nöthige Geschicklichkeit nicht.

Diesen freundschaftlichen Rath schienen die gelehrten Herren sehr übel zu nehmen. Sie dreheten Herrn Blaufohl den Rücken zu, und gingen fort, ohne von ihm Abschied zu nehmen. Gegen Abend besuchte Herr Blaufohl seine Patienten, und fand sämtliche Schwarze in leidlichen Umständen. Die Weißen aber waren in bedauerlichen Zuständen.

Den nächsten Tag erhielt Herr Blaufohl die Nachricht, daß die sämtlichen weißen Kranken, Herrn Wisnuth ausgenommen, verschieden wären, daß sämtliche Schwarze sich auf dem Wege der Besserung befänden. Er ging also zu Wisnuth, ermahnte ihn nochmals, daß er den Arzt

nicht mehr brauchen solle, und er versprach ihm zu folgen. Dann theilte er wieder Citronen unter die Kranken aus, und machte Anstalten, daß die verstorbenen Weißen beerdigt würden. Denn in Surinam müssen die Verstorbenen früher, als in Deutschland, beerdigt werden, weil die Leichname, wegen großer Hitze, sogleich in Fäulnis gehen.

Dann ging er wieder in's Freie, und sahe da abermals seine gelehrten Herren Landsleute, wie sie Gold suchten. Sie thaten nicht, wie wenn sie ihn bemerkten, und er that ein Gleiches.

Den dritten Tag stieß er wieder auf sie, und sie zogen die Hüte von den Köpfen und machten ihm ein freundliches Compliment.

Den vierten Tag, als er eben damit umging, wie er die Geschäfte der Verstorbenen vertheilen wollte, pochte Jemand an seine Thür, und sogleich traten auch die gelehrten Herren Landsleute herein. Herr Leuchter machte eine tiefe Verbeugung, nahm das Wort und sagte: wir danken Ihnen sehr, lieber Herr Blaukohl, für alles was Sie uns gesagt haben. Wir glaubten Ihnen erst nicht, da sie sagten, daß man das gediegene Gold in Surinam nicht, wie in Europa die Steine, auf dem Felde fände. Jetzt sehen wir ein, daß Sie Recht haben. Wir haben einige Tage gesucht und kein Quentchen Gold gefunden. Sie sind ein recht-schaffener Mann.

Bl. Der bin ich.

L. Nun wollen wir ergebenst bitten, daß sie uns doch einen guten Rath gäben.

Bl. Den habe ich Ihnen ja schon gegeben.

L. Daß wir nach Europa zurückkehren sollen? Das

wollten wir ja gern; aber unser Geld ist alle. Wovon sollen wir denn die Kosten der Rückfahrt bezahlen?

Bl. So nehmen Sie Dienste als Matrosen.

L. Und wenn wir dieß auch thun wollten, was werden denn unsere Landsleute sagen, wenn wir mit leerer Hand zurück kommen? Werden sie uns nicht alle auslachen?

Bl. Das ist meine Schuld nicht.

L. Lieber Herr Landsmann!

Bl. Gehorsamer Diener!

L. Können Sie uns denn gar keine Arbeit geben, womit wir unser Brod verdienen können?

Bl. Wie kann ich denn das? Sie haben ja nichts von allem dem gelernt, womit man hier sein Brod verdienen kann.

L. Vielleicht ist es nicht so schlimm, als wir Ihnen gesagt haben. Versuchen Sie es einmal, und examiniren Sie uns im Schreiben und Rechnen.

Bl. Es gilt schon.

Hierauf diktirte er ihnen einen Brief an einen Kaufmann in Amsterdam, in welchem er ihm die Absendung einiger Centner Zucker und Kaffee, nebst dem Preise, meldete. Diese Briefe sahe er durch, und fand, daß sie zwar nicht so schön geschrieben waren, daß sie verdient hätten in Kupfer gestochen zu werden, daß die Hand aber doch ziemlich leidlich und leserlich war. Hierauf gab er ihnen auf, auszurechnen, wie hoch ein Pfund Kaffee käme, wenn 20 Centner 460 holländische Gulden kosteten.

Da standen die Ochsen am Berge. Die Herren wußten nicht wie viel Pfunde auf einen Centner gingen, und was ein holländischer Gulden koste. Sie gestanden ihre *Unwissenheit*.

Ent! sagte Herr Blaukohl, so will ich das Exempel anders sehen. Wenn 2000 Pfund Kaffee 230 Thaler kosten, wie hoch kommt ein Pfund zu stehen? Sie wissen doch, wie viele Groschen auf einen Thaler gehen?

Herrn Blaukohls neuangekommene Landsleute wußten wirklich wie viele Groschen auf einen Thaler gingen. Da sie aber das Exempel, das er ihnen aufgegeben hatte, ausrechnen sollten, zerrieben sie sich die Stirnen, zerkauteten die Federn, am Ende brachten sie das Exempel heraus. Herr Blaukohl fand also, daß sie wirklich so sehr unwissend nicht waren, als sie sich gestellt hatten. Sie gehörten zu der Gattung von Gelehrten, die es für eine Schande halten, zu wissen, was der Ungelehrte auch weiß, und eine Ehre darinne suchen, daß sie von dem allen, was der Ungelehrte gelernt hat, nichts verstehen.

Bei ihrem Dorfschulmeister waren sie wirklich im Rechnen so weit gekommen, daß sie die vier Species rechneten, und mit der Regel de Tri nothdürftig zu rechte kommen konnten.

Gleichwohl mußte Herr Blaukohl noch nicht recht was er mit ihnen anfangen sollte. Unterdessen, da er ihre Noth sah, jammerte ihn ihrer, und er war fest entschlossen, ihnen wo möglich zu helfen. Wo werden Sie heute speisen? fragte er.

Bei dieser Frage schlugen sie die Augen nieder, und Herr Leuchter erwiederte: können Sie uns nicht ein Haus nennen, wo wir eine Zeitlang auf Credit speisen können? Sobald wir eine Einnahme haben, werden wir für die Bezahlung sorgen.

Bl. Wenn nun aber keine Einnahme erfolgt, woher soll denn die Bezahlung kommen?

Diese Frage wurde beantwortet mit Stillschweigen. Herr Blautohl fuhr also fort und sagte: ihr lieben Landsleute! ich sehe wohl ein, daß ihr noch gar nicht wißt wie es in der Welt hergeht. Ihr wollt zehren auf eine Einnahme, von welcher ihr noch nicht wißt, ob ihr sie bekommen werdet. Wir wollen den Fall annehmen, daß ihr nach zwei bis drei Monaten eine Einnahme erhaltet, so müßt ihr sie hingeben, um die Schulden zu bezahlen, die ihr gemacht habt, und ehe diese abgestossen sind, so habt ihr wieder neue Schulden gemacht. So müßt ihr immer arbeiten, ohne daß ihr dabei euers Lebens froh werdet. Wenn aber gar keine Einnahme erfolgte, wie denn da? Ist's nicht wahr, so müßt ihr entweder als Betrüger davon gehen oder eure Speisewirthe nehmen euch bei dem Krageu und lassen euch hinschleichen? Nu? was sagt ihr dazu?

Jetzt öffnete auch der zweite Landsmann, Herr Kopfstück, den Mund und sagte: lieber Herr Landsmann! ich sehe wohl ein, daß wir einen sehr albernen Streich gemacht haben. Wir sind verloren, wenn Sie sich unsrer nicht annehmen. Erbarmen Sie sich unser, und geben Sie uns guten Rath! wir wollen ihn gern befolgen. Wir sehen ein, daß Sie ein sehr verständiger und rechtschaffener Mann sind.

Bl. Wenn ihr mir folgen wollt, so soll es an gutem Rathe nicht fehlen; der erste gute Rath, den ich euch ertheile, ist dieser, daß ihr vierzehn Tage bei mir freien Tisch annehmt. Wollt ihr das?

Beide drückten ihm die Hand, und Thränen erfolgten statt der Antwort.

Herr Blautohl ließ darauf, aus gewissen Ursachen, die *Mahlzeit eine Stunde früher, als gewöhnlich anrichten. Da sie aufgetragen wurde war Herr Blautohl kauge,*

seine Landsleute möchten sie mit den Augen verschlingen, so gierig sahen sie nach der Schüssel.

Herr Blankohl verrichtete daher ein sehr kurzes Tischgebet, und legte dann seinen Gästen sogleich vor. Sie aßen von allem, was vorgelegt wurde, doppelte Portion, und würden auch die dritte Portion ohne Weigerung angenommen haben, wenn noch eine da gewesen wäre. Es war den armen Schelmen auch wirklich nicht zu verdenken, da sie in 24 Stunden keinen Bissen über ihre Zunge gebracht hatten.

Nachdem sie mit Speise und Trank hinlänglich waren erquickt worden, lenkte Herr Blankohl das Gespräch wieder auf die Einnahme, die sie zu erhalten wünschten, und sagte, er könne ihnen auf keine andere Art eine Einnahme als dadurch verschaffen, daß er ihnen die Aufsicht über die Arbeiten einiger Schwarzen in seiner Pflanzung anvertraute. Habt ihr denn Lust, diese Aufsicht zu übernehmen?

Von Herzen gern, antwortete Herr Leuchter.

Das ist mir lieb, erwiederte Herr Blankohl. Ihr habt also den guten Willen. Damit ist es aber noch nicht ausgerichtet. Man muß auch zu dem Geschäfte, das man übernehmen will, die nöthige Geschicklichkeit haben, daran fehlt es euch, liebe Landsleute, nun ganz und gar. Nehmt es mir nicht übel, daß ich so deutsch von der Leber rede. Wie man den Kaffee trinkt, und den Zucker in den Kaffee thut, das mögt ihr wohl wissen. Versteht ihr denn aber auch, wie beide wachsen, und bearbeitet werden? Unterdessen wenn ihr Lust habt, etwas zu lernen, so wird es sich damit schon geben. Mein alter Schullehrer pflegte oft zu sagen: Lust und Liebe zum Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe. Ich hoffe das wird bei euch auch eintreffen. Ich rathe euch daher, daß ihr euch beständig in mei-

ner Pflanzung aufhaltet und zusehet, wie da die Schwarzen arbeiten. Wollt ihr über dieses und jenes nähere Auskunft haben, so erkundigt euch nur bei Herrn Rosen und Herrn Nelken, die sind auch Deutsche, und werden euch Herren alles sagen, was sie wissen. Dann kommt noch alle Tage vor der Mittagsmahlzeit eine halbe Stunde zu mir. Diese will ich dazu anwenden, daß ich im Schreiben und Rechnen euch weiter bringe. Sie befolgten auch wirklich den gegebenen Rath genau, und Herr Blaukohl benutzte die halbe Stunde vor Tische nicht nur dazu, daß er ihnen im Schreiben und Rechnen weiter half, sondern sie auch mit den Pflichten bekannt machte, die sie, als Christen, gegen ihre schwarzen Brüder zu beobachten hätten.

Die nächste Woche konnte auch Herr Wisnuth seine Geschäfte wieder antreten, und er, nebst Herrn Rosen und Nelken mußten die Arbeiten ihrer verschiedenen Kameraden theilen. Doch erhielten sie von Herrn Blaukohl das Versprechen, daß er ihnen die Herren Kopfstück und Leuchter zu Gehälfen geben wolle, sobald sie sich dazu die nöthige Geschicklichkeit erworben hätten. Dieß konnte erst am Ende des dritten Monats geschehen. Da wurden sie wirklich als Aufseher angestellt, und machten ihre Sachen so gut, daß Herr Blaukohl ziemlich mit ihnen zufrieden war.

Jetzt ging nun alles wie es Herr Blaukohl nur wünschen und begehren konnte. Die Pflanzung war in guter Aufsicht, die Schwarzen waren fleißig und solksam, einer nach dem andern kaufte sich frei, und die Freien waren noch fleißiger, als die Eclaven. Das junge Blauköhlem war gesund und wuchs zum Vergnügen des Vaters. Er selbst war Herr von einer Tonne Goldes, zu welcher er alle Monate etwas zurücklegte. Nun fehlte ihm weiter nichts

als eine junge Frau, in deren Armen er sein Leben recht genießen konnte. Beinahe hätte ich Lust ihm eine zu gehen, er will aber davon nichts wissen noch hören. Er erhielt zwar mehrere Besuche von benachbarten Pflanzern, die ihm ihre Töchter und Mühmchen zuführten; er war aber immer kalt gegen sie, und, anstatt ihre Reize zu loben, sprach er immer vom Wetter und politischen Neuigkeiten, welches die jungen Schönen sehr albern fanden. Er aber dachte bei sich selbst: so eine Frau, wie deine Selige war, bekommst du doch nicht wieder. Zwar sind die mehresten, die dir zugeführt werden, schöner als sie war; wozu nützt aber die Schönheit, wenn das Uebrige fehlt, was zu einer glücklichen Ehe nöthig ist? diese Mädchen puhen sich ja wie die Närrinnen, und der Anzug einer einzigen kostet mehr als der ganze Kleidervorrath meiner Seligen. Dabei sind sie frei, haben nichts gelernt, und wissen sich mit nichts zu beschäftigen. Was sollst du mit einer solchen Frau machen? In wenigen Jahren verthut sie die Tonne Goldes, die dir deine Selige zugebracht hatte, und bringt am Ende wohl Schande in dein Haus. Alles mit Bedacht! Herr Blaukohl.

Weil Herr Blaukohl seiner Regel: alles mit Bedacht, treu blieb, so konnte er sich nicht entschließen, eines von den Mädchen, die ihm zugebracht waren, zu heirathen.

Nach etlichen Wochen trug sich etwas zu, das ihm alle Lust zum Heirathen gänzlich benahm. Da er kaum das Bett verlassen hatte, stürzte die schwarze Amme seines Söhnchens kreischend in sein Zimmer, und warf ihm daselbe, das so eben an einem Zahnsieber verschieden war, entseelt in seine Arme.

Er schien den Verstand verlieren zu wollen, drückte den

entseelten Leichnam seines Kindes an sein Herz, berzte und küßte ihn, bestrich ihn mit dem stärksten Spiritus, und, da alles nichts helfen wollte, ließ er Herrn Wisnuth rufen, trug ihm auf, den Leichnam neben dem Grabe der Mutter zu beerdigen, ließ alles liegen und stehen, und ging fort, ohne zu wissen wohin. Drei Tage lief er im Lande umher, aß wenig, trank wenig und schlief wenig. Zwar fühlte er, daß er bei dieser Lebensart immer schwächer wurde, das war ihm aber eben recht, denn er war seines Lebens überdrüssig. Den vierten Morgen war er wirklich so schwach, daß er kaum gehen konnte. Da er nun glaubte, daß es mit ihm zu Ende gehe, empfahl er sich dem lieben Gott und machte sich zu seiner Abreise fertig. Indem er aber an den lieben Gott dachte, kam er auf einmal auf andere Gedanken. Gottes Schickung ist es, dachte er, denn nichts in der Welt kann ohne Gottes Willen geschehen — was Gott will, das muß doch gut sein. Aber wozu? wozu? das ist es, was ich gern wissen möchte — nun ich werde es bald genug erfahren, wenn ich erst bei dir bin, lieber Gott! ach meine guten Eltern! die sehe ich nun nicht wieder. Nicht wieder, aber — wie denn? wenn der liebe Gott alle die harten Schicksale über dich verhängt hätte, um dich aus Amerika weg und in dein Vaterland zu treiben?

Je mehr er der Sache nachdachte, desto wahrscheinlicher wurde sie ihm. Frau und Kind, die ihn an Surinam banden, hatte Gott zu sich genommen. Die Faulsieber, die dort von Zeit zu Zeit grassireten, und viele Menschen weg-rasteten, ließen ihn befürchten, daß über lang oder kurz die Reihe auch an ihn kommen würde, zumal da keiner seiner Landsleute über 50 Jahr alt geworden war. Hierzu kam noch das, daß er seine Lonne Goldes in Surinam

nicht gehörig benutzen konnte, indem dort alles ungeheurer theuer war; mit vier Dukaten konnte er dort kaum so viel ausrichten, als in Europa mit einem. Wenn er alles dieß zusammen nahm, so kam er zu dem festen Glauben, daß ihn der liebe Gott aus Surinam weg, in sein Vaterland zurück rief.

Statt also Anstalten zu seiner Reise in's himmlische Jerusalem zu machen, überlegte er, wie er nach Krebsleben kommen könnte. Sein Herz war nun ruhig, und er genoss ein Frühstück, das ihn sehr stärkte. Er trat seinen Rückweg an, und, da er bei dem Eintritte der Mittagshitze sich sehr entkräftet fühlte, kehrte er in der nächsten Herberge ein, und schlief da ununterbrochen bis zum Anbruche des folgenden Morgens. Jetzt war er wie neu geboren, setzte seinen Stab weiter fort und kam am Abend glücklich in seiner Wohnung wieder an.

Auf dem Wege hatte er überlegt, wie er seine Pflanzung verkaufen wollte, und gleich den folgenden Tag schritt er zur Ausführung. Er ließ Herrn Rosen zu sich kommen, und fragte ihn, gefällt es Ihnen noch bei mir?

R. Wem sollte es bei Ihnen nicht gefallen.

Bl. Ich sehe, daß Sie ein ordentlicher Mann sind, und ihre Geschäfte gut ausrichten. Sagen Sie mir aber, gewinnen Sie auch etwas dabei?

R. Große Reichthümer habe ich eben noch nicht erworben, unterdessen bin ich mit dem zufrieden, was ich zurück gelegt habe.

Bl. Ach ja! es ist hier etwas zu verdienen, wenn man seine Geschäfte ordentlich treibt. Der größte Gewinn fällt freilich mir, als dem Eigenthümer der Pflanzung, zu.

R. Und das von Rechts wegen.

Bl. Da ich Frau und Kind verloren habe, so gefällt es mir in Surinam nicht mehr. Ich bekomme bisweilen das Heimweh, beinahe bin ich entschlossen, in das Vaterland zurückzukehren, wenn ich meine Pflanzung gut verkaufen könnte. Haben Sie wohl Lust den dritten Theil derselben an sich zu kaufen?

R. Die Frage kommt mir unerwartet.

Bl. Glaube wohl. Ich verlange auch nicht, daß Sie sie mir auf der Stelle beantworten sollen.

R. Wie viel verlangen Sie denn für den dritten Theil?

Bl. Zehntausend Dukaten.

R. Dieß scheint mir viel zu sein. Die Hauptschwierigkeit ist aber diese, ich habe die zehntausend Dukaten nicht.

Bl. Daran liegt mir nichts. Ich will Ihnen meine Gedanken sagen. Sie zahlen mir jährlich 500 Dukaten ab, und das Uebrige verzinsen Sie mir mit 3 Procent. Das erste Jahr wird es Ihnen vielleicht etwas schwer fallen, in den folgenden Jahren aber immer leichter werden, weil sie alle Jahre weniger Interessen zu entrichten haben. Nach zwanzig Jahren ist der dritte Theil meiner Pflanzung Ihr Eigenthum, und Sie haben Ihr reichliches Auskommen. Was sagen Sie zu diesem Vorschlage?

R. Der Vorschlag ist nicht übel. Da Sie aber die Regel haben: Alles mit Bedacht! so erlauben Sie mir, daß ich auch darnach handeln darf. Morgen sollen Sie meine Antwort haben.

Den folgenden Tag bot Herr Rose auf den dritten Theil der Blautohl'schen Pflanzung 9000 Dukaten. Da *ihn aber dieser versicherte*, daß er von seiner billigen For-

derung keinen Pfennig nachlassen könne, so willigte er in dieselbe ein.

Nun that er Herrn Nelken und Wisnuth den nämlichen Antrag, den sie auch annahmen.

Da sie wegen der Hauptsache in Richtigkeit waren, so wurden noch verschiedene andere Punkte besprochen. Herr Blaukohl bestand nämlich darauf, daß sie das Prügeln bei den Schwarzen nicht wieder einführen, sondern sie mit Liebe lenken sollten. Sollte ja ein Schwarzer sich so weit vergehen, daß er eine schwere Strafe verdient hätte, so dürfe sie doch nicht auf der Stelle vollzogen, sondern die Sache erst sämmtlichen Aufsehern und den freien Schwarzen vorgebracht, und dann mit ihrer Bestimmung ein Urtheil aufgesetzt, den Schuldigen vorgelesen und an ihnen vollzogen werden.

Ferner rieth ihnen Herr Blaukohl, daß sie den Schwarzen ferner Gelegenheit verschaffen sollten, sich wie bisher frei zu kaufen, damit am Ende die Pflanzung aus lauter freien Leuten bestehe. Dagegen machten die Herren allerlei Einwendungen, denen endlich Herr Blaukohl nachgeben mußte.

Nun wurden Contracte über die verabredeten Punkte aufgesetzt, von beiden Theilen unterschrieben und besiegelt, und von der Obrigkeit des Landes bestätigt.

So weit war nun alles richtig. Ganz richtig war es aber doch noch nicht. Für Herrn Leuchter und Kopsstück war noch nicht gesorgt. Vergessen hatte sie Herr Blaukohl nicht; er wußte aber nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Ihnen einen Theil der Pflanzung zu verkaufen, dieß ließ seine Regel: alles mit Bedacht! nicht zu. Er kannte diese Herren noch nicht genug, und wußte nicht,

wie es mit ihnen, in Ansehung der Ehrlichkeit stehe. Was er von ihnen wußte, war, daß sie noch nicht Geschicklichkeit und Erfahrung genug hätten, um selbst einer Pflanzung vorstehen zu können. Nun konnte er freilich jeden unter die Aufsicht eines der drei Aufseher setzen; allein dazu hatte er wieder keine Lust, weil er besorgte, sie möchten von diesen Herren nicht gut behandelt werden. Er setzte sich also auf sein Canapee, und rieb sich die Stirn; konnte aber nichts Vernünftiges herausreiben.

Jetzt kamen die Herren zu Tische. Nachdem die kalte Schaal war verzehrt worden, fragte Herr Leuchter: Sie wollen uns also verlassen, lieber Herr Blaukohl?

Bl. Allerding's muß ich dieß thun. Gott ruft mich, nach meinem Vaterlande zurück zu kehren. Wenn Gott ruft, so muß man ihm folgen.

L. Ist Ihr Entschluß unabänderlich?

Bl. Unabänderlich.

L. Was soll denn da aus uns werden?

Bl. Das ist es, was mir noch Kummer macht. Wissen Sie mir vielleicht einen Vorschlag zu thun?

L. Thun können wir ihn wohl, wenn Sie nur die Güte haben, ihn anzunehmen.

Herr Blaukohl erwiederte darauf, es kommt darauf an, wie der Vorschlag heißt. Rücken Sie nur heraus damit.

L. Sie werden gesehen haben, lieber Herr Blaukohl! daß wir uns alle Mühe gegeben haben, die Geschäfte, die Sie uns anvertraueten, gut auszurichten.

Bl. Das haben Sie.

L. Gleichwohl werden Sie bemerkt haben, daß wir *unsere Sache* noch lange nicht so gut machten, wie Herr

Wismuth und seine Collegen. Dieß kommt daher, weil wir an solche Arbeiten gar nicht gewöhnt sind. Wollten Sie uns nun nicht die Barmherzigkeit erweisen, und uns mit nach Deutschland nehmen?

Bl. Das könnte ich wohl; wie steht es aber mit dem Reisegelde?

L. Schlecht. Wollten Sie nicht die Güte haben, das Reisegeld uns vorzuschießen?

Bl. Das könnte ich wohl. Wer soll es mir aber wieder erstatten?

L. Wir haben beide Eltern, die sich in guten Vermögensumständen befinden, und die Ihnen gern doppelt und dreifach wieder bezahlen werden, was Sie für uns ausgelegt haben, wenn sie nur ihre verlorenen Söhne wieder bekommen.

Bl. (Nach einigem Besinnen). Wissen Sie was, lieben Freunde? Ich verlange weder die dreifache, noch doppelte, noch einfache Bezahlung. Gott hat mich in Surinam gesegnet. Jetzt gibt er mir Gelegenheit, ein Paar verlorne Söhne ihren Eltern wieder zuzuführen. Die Dankbarkeit gegen meinen himmlischen Wohlthäter erfordert es, diese Gelegenheit zu benutzen, Sie mit nach Deutschland zu nehmen, und auf der Reise alles für sie zu bezahlen, ohne den geringsten Ersatz zu erwarten.

Beide Herren drückten ihm dankbar die Hände, und versicherten, daß sie seine Güte lebenslang mit Dank erkennen würden. Herr Kopflück setzte noch hinzu: Gott wird Ihnen gewiß vergelten, was Sie an uns thun.

Bl. Von Vergeltung reden Sie nicht. Gott hat mir, während meines Aufenthalts in Surinam, schon so viel Gutes gethan, daß alles, alles Gute, das ich Ihnen erzei-

gen werde, bereits hundertfältig vergolten ist. Ich will nur wünschen, daß Sie nun auch recht gute Menschen werden. Kehren Sie zu ihrem Studiren zurück und suchen Sie etwas Nütziges zu lernen, damit Sie einst Ihren Nebenmenschen nützen können.

Beide. Das haben wir bereits uns vorgenommen.

Bl. Nun noch eins! Sie sprachen von doppelter und dreifacher Bezahlung, die ich für meine Auslagen erhalten sollte. Ich habe sie verboten. Wenn Sie aber künftig irgend einen ehrlichen Menschen finden, der in der Noth steckt, so denken Sie daran, wie Ihnen zu Muthe war, da Sie sich in Noth befanden, und durch einen ehrlichen Mann gerettet wurden, und zahlen an ihn zurück, was ich für Sie ausgelegt habe.

Beide drückten ihm die Hände, und versprachen, daß sie es thun wollten.

Dies war also auch in Richtigkeit gebracht. Er ließ Herrn Wismuth, Rosen und Nelken seinen Entschluß wissen, und traf eine Verfügung, nach welcher die Abgehenden, bis zu ihrer Einschiffung, in der Pflanzung ihr Brod finden konnten. Aber, fragte Herr Blankohl, wie werden Sie nun die Stelle dieser Herren ersetzen? Sie allein können doch die vielen Geschäfte, die Ihnen obliegen, nicht besorgen. Wäre es auch möglich, so lange Sie gesund sind. Wie sieht es aber aus, wenn einer von Ihnen krank wird?

Hierüber wurde vieles hin und her gesprochen. Am Ende sagte Herr Blankohl, wie wäre es, wenn jeder von Ihnen einen freigegebenen Schwarzen, zu dessen Ehrlichkeit und Geschicklichkeit er ein vorzügliches Zutrauen hat, zu seinem Unteraufseher annähme?

Gegen diesen Vorschlag wurden viele Bedenlichkeiten

vorgebracht, die mehresten von Herrn Wisnuth. Am Ende wurde der Vorschlag aber doch angenommen. Nachdem auch dieses berichtet war, suchte Herr Blaukohl sein Hauswesen in Ordnung zu bringen. Er suchte seine Mobilien zu verkaufen, seine Kostbarkeiten und die Naturalien, die er sich gesammelt hatte, einzupacken, seine Schulden einzutreiben, für sein baares Geld gute Wechsel einzukaufen u. s. w.

Wenn er nun die Reichthümer übersah, die ihm Gott bescheeret hatte, so fiel ihm der Erz-Bater Jakob ein, der, als er in seine Heimath zurückkehrte, sagte: ich hatte nichts als diesen Stab, als ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere worden. Er dankte seinem Gott herzlich für den Segen, den er ihm bescheeret hatte, und wünschte, daß er noch etwas recht Gutes in Surinam möchte stiften können, um seine Dankbarkeit gegen Gott an den Tag zu legen. Aber immer konnte er nicht mit sich einig werden, wie er es anfangen sollte.

Sonntags hatte er die Gewohnheit, zu seiner Erbauung, eine Predigt aus einer holländischen Postille zu lesen. Dieß that er auch den nächsten Sonntag, und las eine Predigt über die Worte: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und die Diebe nachgraben und stehlen. Sammlet euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und die Diebe nicht nachgraben noch stehlen. In dieser Predigt wurde sehr nachdrücklich der nichtige Werth des vergänglich-lichen Reichthums gezeigt. Wie viel Arbeit und Mühe es koste ihn zu erwerben, wie viel Sorge und Kummer ihn zu erhalten, wie er das Gewissen nicht beruhigen, der Seele

keinen Frieden geben kann, wie leicht er uns durch Diebe, Krieg, Feuer und andere Unglücksfälle könne entrissen werden, und wie man im Tode alles zurücklassen müsse, u. s. w.

Diese Predigt gefiel ihm ungemein, und er wünschte, daß alle Europäer, die in Surinam leben, sie lesen und zu Herzen nehmen möchten. Denn unter allen Lastern, denen sie ergeben sind, ist die Habsucht, die heiße Begierde Geld zu erwerben, das Vorzüglichste. Diese verleitet sie die armen Schwarzen zu mißhandeln, ihnen übermäßige Arbeit aufzulegen, ihnen alle Lebensfreuden zu entziehen; diese ist die Ursache, warum sie so selten heirathen, ihre Sclavinnen mißbrauchen, und die mit ihnen erzeugten Kinder wieder zu Sclaven machen; diese ist die Ursache, warum sich die Europäer in Surinam und Westindien, zur Schande der Menschheit, so unerhörter Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten schuldig machen. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, — er wolle diese Predigt besonders abdrucken lassen, und die Verordnung machen, daß sie jährlich an dem Todestage seiner Frau auf ihrem Grabe vorgelesen würde. Deswegen setzte er zu Ende der Predigt noch eine Anwendung auf die Selige hinzu, die folgendermaßen lautete:

Wenn doch alle Menschen bei Erwerbung und Benutzung der vergänglichen Schätze sich so gut zeigten, wie die selige Frau Blaukohl, an deren Grabe wir stehen. Sie war im Besitze großer Schätze, die sie aber nicht sammelt, sondern ererbt hatte. Sobald sie im Besitze derselben war, zeigte sie, wie der Christ sich in Ansehung des Irdischen verhalten müsse. Nie war sie darauf verfallen, sie zu vergrößern; nie suchte sie dieselben durch Unterdrückung der Armen und Leibeignen zu vermehren. Immer dachte

sie darauf, die Lasten der Leute, die für sie arbeiteten, zu erleichtern, und sie bei ihren mühsamen Geschäften zu erquicken. Nie hat ein Leibeigner über sie geseufzet, aber alle haben sie gesegnet. Statt auf Sammlung von Schätzen zu denken, war sie nur immer geschäftig die Pflichten einer treuen Ehegenossin zu erfüllen, und ihrem Manne Freude zu machen. Nie wendete sie ihren Reichtum auf Kleiderpracht oder auf kostbare Mahlzeiten. Sie kleidete sich einfach und speisete einfach. Desto mehr wendete sie an, um den Bedrängten beizustehen. Die Armen wurden durch sie unterstützt, die Sklaven erquickt, und ihnen Mittel gegeben sich die Freiheit zu verschaffen. Bei ihrem Begräbniß flossen viele Thränen von Leuten, denen sie Gutes gethan hatte. Alle die Schätze, die ihr Gott geschenkt hatte, mußte sie bei ihrem Tode zurück lassen, keinen Dukaten konnte sie mit in die andere Welt nehmen. Sie hat sich aber Schätze gesammelt für den Himmel, die ewig bleiben werden.

Ihre Redlichkeit gegen alle Menschen, die Treue gegen ihren Mann, die Wohlthätigkeit gegen die Armen, die Segenswünsche derer, denen sie Gutes that, folgen ihr in den Himmel und vergrößern dort ihre Seligkeit. O möchten doch alle, die dieß hören, das Exempel der Frau Blaukohl nachahmen! Möchten sie doch ihre Habsucht, ihre Begierde, sich Schätze auf Erden zu sammeln, mäßigen, und lieber darauf denken, sich Schätze im Himmel zu sammeln. Wir sind alle sterblich. Bald liegt unser Körper, wie der Körper der seligen Frau Blaukohl, im Grabe. Wohl dann dem, der nicht arm aus der Welt geht, der sich Schätze im Himmel gesammelt hat!

Da der Todestag der seligen Frau Blaukohl in vierzehn

Tagen einfiel, so entschloß sich Herr Blaufohl, denselben noch abzuwarten und der ersten Feierlichkeit selbst beizuwohnen. Die Predigt wurde also, nebst Herrn Blaufohls Zusage, abgedruckt. Da der Tag der Feierlichkeit sich nabete, wurden alle benachbarte Pflanze eingeladen, denselben beizuwohnen. Die mehresten nahmen die Einladung an. Bei ihrer Ankunft wurden sie von Herrn Blaufohl mit einem Frühstück bewirthet. Nachdem dasselbe war eingenommen worden, zog die Versammlung paarweise nach dem Grabe, erst die Pflanze mit dem holländischen Prediger, dann sämmtliche Schwarze. Als sie bei dem Grabe ankamen, schlossen sie einen Kreis um dasselbe und der Prediger trat in die Mitte. Nun wurde ein Lied angestimmt, das eigentlich Gellert verfertigt hat, das aber auch in das Holländische ist übersetzt worden, und das Herr Blaufohl besonders hatte abdrucken lassen. Die ersten Verse davon lauteten folgendermaßen:

Laß mich doch nicht, o Gott! den Schätzen dieser
Erden

So meine Neigung weihn, daß sie mein Abgott
werden!

Dit fehlt beim Ueberfluß doch die Zufriedenheit
Und was ist ohne sie des Lebens Herrlichkeit.

Ein weises frommes Herz, dieß sei mein Schatz auf
Erden!

Sonst alles, nur nicht dieß, kann mir entrissen
werden!

Es bleibt im Tod auch mein und folgt mir nach der
Zeit

Sum feligsten Gewinn noch in die Ewigkeit.

Nach Abfingung dieses Liedes las der Prediger die Predigt vor, dann bliesen die Musikanten, die dies Lied mit ihren Instrumenten begleitet hatten, die Melodie desselben, und die Versammlung zog in eben der Ordnung, in welcher sie angekommen war, nach Herrn Blaukohl's Hause.

Hier speiseten die Pflanzler mit ihm. Die mehresten waren niedergeschlagen, sprachen wenig, und Herr Blaukohl glaubte deswegen, daß die Predigt auf sie Eindruck gemacht hätte, welches ihm sehr lieb war.

Jedem schwarzen Sklaven wurde dann ein Gulden, und jedem, der sich frei gekauft hatte, zwei Gulden ausgezahlt.

Dann machte Herr Blaukohl die Verordnung, daß die Herren, die ihm seine Pflanzung abgekauft hatten, von dem Gelde, das sie ihm jährlich zu zahlen hätten, immer eine gewisse Summe zur Feier dieses Tages inne behalten und ihm berechnen sollten, und dieß solle so lange dauern, bis die Herren Abkäufer alles rein abgezahlt hätten.

Aber, fragte der holländische Prediger, was soll denn hernach werden, wenn die Abkäufer nichts mehr zu zahlen haben?

Bl. Hernach? Da geht halt die Feierlichkeit ein.

Pr. Ei das wäre doch schade!

Bl. Das ist der Welt Lauf so. Alles, was einen Anfang gehabt hat, das hat auch ein Ende.

Pr. Dieß ist wohl wahr; man kann doch aber vieles thun, daß das Ende einer löblichen Feierlichkeit weiter hinausgeschoben werde.

Bl. Vielleicht. Aber was sollte ich denn dabei thun.

Pr. Das wissen Sie besser, als ich. Wenn es Ihnen gefällig wäre ein Capital auszusetzen, von dessen Zinsen die Kosten der Feierlichkeit bestritten würden, so könnte ja diese bis zu ewigen Zeiten fort dauern.

Bl. Bis in ewige Zeiten? Wenn Sie dieß glauben, lieber Freund! so kennen Sie der Welt Lauf noch nicht. Die Nachwelt hat für die Stiftungen der Vorfahren gar wenig Achtung. Wenn sie Geld braucht, so zieht sie die Stiftungen, die für Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Waisenhäuser u. dgl. gemacht wurden, ein, und verwendet sie zu andern Absichten. So würde es meiner Stiftung zur Feier des Todestages meiner lieben Frau auch gehen.

Pr. Aber unsere Regierung ist doch so gerecht, daß sie sich so etwas noch nie hat zu Schulden kommen lassen.

Bl. Das weiß ich wohl; können Sie mir aber dafür gut sein, daß sie nach hundert Jahren noch eben so gerecht sein wird?

Pr. Dieß kann ich freilich nicht.

Bl. Folglich erlauben Sie mir, daß ich meinem Kopfe folge. Ich werde, mit Gottes Hülfe, mein Geld gewiß immer gut anwenden, und damit in meinem Leben, so viel ich kann, Gutes stiften. Aber das Gute für ewige Zeiten werde ich der Nachwelt überlassen.

Das Schiff, mit welchem Herr Blaukohl absegeln wollte, es hieß der Leopard, wollte nun nach zwei Tagen absegeln. Seinem Wahlspruche: alles mit Bedacht! tren, nahm er nicht alle seinen Reichthum mit auf dieses Schiff, sondern übergab die Kisten mit Naturalien und Kostbarkeiten, dem Kapitän des Schiffes Amsterdam, das erst nach vierzehn Tagen absegeln sollte.

Am folgenden Tage bewirthete er noch einmal seine Herren Abkäufer, und gab ihnen, nebst gutem Wein, auch recht viele gute Lehren, die sie mit Dank annahmen, und ihm versprachen, daß sie dieselben befolgen wollten.

Auch sämmtliche Schwarze bekamen eine Mahlzeit.

Nachdem dieselbe eingenommen war, ging er mit den Pflanzern zu den Schwarzen, und wollte Abschied nehmen. Er hatte sich auf eine lange Rede gefaßt gemacht, aber — sehr wenig kam davon zum Vorschein: liebe Freunde! sagte er, ich habe euch alle wie meine Kinder und Brüder geliebt — jetzt müssen wir uns trennen. Nun war die Rede alle. Die schwarze Gesellschaft heulete so laut, daß Herr Blautohl so wehmüthig wurde, daß er auch zu weinen und zu schluchzen anfing, und kein Wort mehr hervorbringen konnte, als: lebt wohl und behaltet mich lieb!

Nun wurde es Nacht, und er bestieg sein Lager in der Absicht, um das leztmal in Surinam zu schlafen. Es ging aber damit so geschwind nicht, als er glaubte. Die Seele war durch das, was den Tag über vorgefallen war, so sehr beunruhigt worden, daß sie keine Ruhe finden konnte. Seine Schwarzen standen immer vor ihm, und die Trennung von ihnen schmerzte ihn in der Seele, und er warf sich von einer Seite zur andern. Nun fiel ihm sein Reichthum ein und er fing an ihn zu überrechnen.

Für zehntausend Dukaten Wechsel, hast du in deiner Briestafche, und tausend Dukaten im Beutel. Die Kostbarkeiten, die du auf das Schiff Amsterdam gegeben hast, sind unter Brüdern zweitausend Dukaten werth. Von deinen Pflanzungen hast du dreißig tausend Dukaten zu erwarten. Eine hübsche Summe! aber wenn ich es recht überlege, wozu nützt mir dies Alles? Wenn ich auf der

See bin und es kommt ein Sturm und wirft mein Schiff an eine Klippe, was soll mich dann retten? Meine Wechsel? Mein baares Geld? Meine Kostbarkeiten? Meine Pflanzungen? Ach dieß alles wird mir nichts helfen. O Gott! du bist mein Vater! du allein kannst mich schützen und retten. Auf dich setze ich mein Vertrauen. Auf dich allein setze ich mein Vertrauen. Denn alle der Reichtum, den du mir geschenkt hast, ist so vergänglich, wie eine Seifenblase. Werde ich gekapert so sind die Wechsel verloren, und sterben die Leute, denen ich meine Pflanzung verkaufte, oder sind Schurken, die mich nicht bezahlen, so ist auch dieser Theil meines Vermögens dahin. Ach!

Jetzt warf er sich voll Unmuth auf die andere Seite; aber, dachte er weiter, ich habe doch immer als ein redlicher Mann gehandelt. Es ist mir gelungen, die vielen Schwarzen, die du, guter Gott! mir anvertrautest, zu bessern, und ihren unglücklichen Zustand erträglicher zu machen.

Das weißt du, fuhr er fort, lieber Gott! dafür wirst du mich segnen, und es mir wohl geben lassen, wenn auch alle mein Reichthum verloren ginge.

Diese Gedanken beruhigten ihn, er schloß die Augen und fiel in einen sanften Schlummer. Aber auch dieser wurde bald durch einen Traum unterbrochen. Die selige Frau Blaukohl trat vor sein Bett.

Beste Frau! wollte er rufen! aber er konnte nicht. Er wollte sie umarmen, es war ihm aber nicht möglich. Lieber Blaukohl! sagte sie, du hast dich gefreuet, über alle das Gute, das du an den Schwarzen gethan hast, du hast aber nicht bedacht, wie viel ich dir zu danken habe. Ach, du hast mich zu einer vernünftigen und guten Frau gemacht.

Ganz schlecht war ich nie, viel besser wurde ich aber durch dich. Du machtest mich mit Gott und der Religion bekannt, du lehrtest mich Wohlthun, und die Pflichten gegen meinen Nebenmenschen erfüllen, meinen Jorn und andere heftige Begierden besiegen. Jetzt bin ich nun in einem seligen Zustande, der ewig dauern wird, dieß habe ich allein dir zu danken, mein guter Mann!

Jetzt nahm Herr Blankohl alle seine Kräfte zusammen, um sich aufzurichten, und die Selige zu umarmen. Sobald er sich aber aufgerichtet hatte, erwachte er, und sahe, daß es ein Traum war.

Als Herr Blankohl das Schiff besteigen wollte, hatte er noch einen harten Kampf zu bestehen. Alle seine Leute, weiße, schwarze und gelbe, versammelten sich am Ufer, drängten sich zu ihm, dankten ihm und wünschten ihm Gutes, drückten ihm die Hände, und weinten gar kläglich. Einige baton ihn sogar, daß er sie mit nach Deutschland nehmen möchte. Das Herz wurde ihm dabei so weich, daß er beinahe sich entschlossen hätte, dem Schwarzen, Lips, den er vorzüglich liebte, zu erlauben mit ihm das Schiff zu besteigen. Allein seine alte Regel: alles mit Bedacht, ließ es doch nicht zu. Er glaubte nämlich, daß die Schwarzen sich nie in Deutschland recht wohl befänden, weil das Klima für sie zu rauh wäre, weil sie kein Geschäfte treiben könnten, das sie nährete, und weil sie, auf den Fall, daß sie heiratheten, lauter gelbe Kinder in die Welt setzten, auf welche Jedermann mit Fingern weise. Er wies also alle Bittenden standhaft zurück und sagte: Kinder! es geht nicht, es geht schlechterdings nicht.

Jetzt kam ein Matrose vom Schiffe, der rief: Herr Blankohl! der Herr Kapitän läßt Ihnen sagen, wenn Sie

nicht den Augenblick in das Schiff kämen, so segelte er ab, und ließe Sie sitzen. Er nahm also seine Kräfte zusammen, arbeitete sich durch das Gedränge durch, sprang in das Schiff und rief von da: Gott segne euch Alle, meine guten Kinder!

Herr Blaukohl blieb auf dem Verdecke stehen, und richtete seine Augen immer nach Surinam, bis die Nacht eintrat und es seinen Blicken entzog.

Vierzehn Tage ging die Reise ununterbrochen fort, ohne daß, außer einem Sturme, etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre. Dieß geschah erst am fünfzehnten. Da rief der Matrose, der oben im Mastkorbe die Wache hielt, daß er in der Ferne etwas schwimmen sehe, das er für ein Boot hielt. Der Kapitän ließ sich die Gegend zeigen, wo er das Boot bemerkte, sah mit seinem Fernrohre dahin, und fand, daß es wirklich ein Boot war.

Sogleich ließ der Kapitän auch ein Boot aussetzen, setzte acht tüchtige Matrosen darauf, und befahl ihnen nach dem Boote zuzurudern, und, wenn sie Hülfbedürftige darauf fänden, sich zu theilen, und vier der Fremden Boot zu besteigen, und herbei zu rudern. Die ganze Schiffsgesellschaft sahe den Ruderern nach, und nach vier Stunden kamen sie mit dem fremden Boote zurück.

Gott Welch' ein Anblick war dieß! Vier Personen, ein Frauenzimmer, ein Knabe und zwei Mannsperonen, saßen darin, alle blaß wie die Leichen, und so kraftlos, daß sie sich nicht bewegen, nicht einmal sprechen konnten. Auf dem Boden des Bootes lag ein Todter. Der Kapitän ließ die Lebenden sogleich auf sein Schiff tragen, und den Todten dem allgemeinen Todtenacker der Schiffenden, der See anvertrauen.

Herr Blaukohl bat hierauf den Kapitän, ihm zu erlauben, daß er die Pflege der Unglücklichen besorgen dürfe.

Das will ich wohl, antwortete dieser; aber wie wollen Sie sie behandeln?

Herr Blaukohl sagte ihm darauf, was er mit ihnen vornehmen wolle, der Kapitän billigte es, und nun wurde sogleich zum Werke geschritten. Zuerst wurden ihnen die, vom Regen durchnäßten Kleider ausgezogen, und ihnen dafür trockne angethan. Dann wurde Jeder in eine Hängematte gelegt, und mit wollenen Decken bedeckt.

Nun ließ er den Fliederthee bringen, den er bestellt hatte, und gab sich Mühe den Entkräfteten einen Theelöffel voll nach dem andern einzusüßen. Mit vieler Anstrengung brachten sie die ersten Löffel hinunter, weil der Gaumen und Schlund ganz ausgetrocknet waren. Da aber erst einige Theelöffel voll geschluckt waren, so flossen die andern leichter, und jeder Patient nahm wohl zwei Tassen von diesem deutschen Thee, dessen Werth gar nicht zu schätzen ist, zu sich. Die Wirkung davon war ein sanfter Schlaf, und eine mäßige Ausdünstung. Während sie schliefen ließ Herr Blaukohl das Huhn abkochen, das er sich von dem Kapitän für die Unglücklichen erbat, und das dieser hatte abschlachten lassen, um es auf den Abend selbst zu genießen. Er goß die Brühe ab, weichte Zwieback darein, und wartete mit Sehnsucht auf den Augenblick, da sie erwachen würden. Das Frauenzimmer schlug die Augen zuerst auf, faltete die Hände, bewegte die Lippen, und schien zu beten. Sobald das Gebet geendigt war, sah sie Herrn Blaukohl starr an, und that eine Frage an ihn, die er aber nicht beantworten konnte, weil sie eine Sprache rebete, die er nicht verstand. Er lief also zum Kapitän und meldete.

ihm, daß das Frauenzimmer erwacht sei, und zu reden anfinge, aber in einer Sprache, die er nicht verstehe. Er vermuthete, es sei Englisch.

Der Kapitän eilte augenblicklich zu ihr, und fand bei seiner Ankunft, daß auch die übrigen erwacht waren. Er redete sie auf Englisch sehr traulich an und sagte: willkommen lieben Engländer! danket Gott, daß ihr in meine Hände gefallen seid, ich werde gewiß thun, alles, was in meinem Vermögen ist, um Euer Leben zu retten. Holland ist zwar mit England im Kriege begriffen, das geht mich aber nichts an. Keiner von euch hat mich ja beleidigt, und wenn dieß auch geschehen wäre, so springe ich doch auch dem Feinde bei, wenn ich ihn in Noth sehe.

Das Frauenzimmer reichte ihm die Hand, um ihren Dank auszudrücken, und alle übrigen thaten ein Gleiches. Mich hungert, rief der Knabe, und die übrigen gaben durch ein Ach! zu erkennen, daß sie ebenfalls an Hunger litten.

Sogleich stand Herr Blaukohl, nebst Herrn Leuchter, Kopfstück und einem Matrosen da, wovon ein jeder ein Näpfchen mit Hühnerbrühe und einem Löffel hielt. Diese wurden den Entkräfteten gegeben, die die Brühe begierig zu sich nahmen, und sich nun umsahen, ob nicht noch etwas käme.

Da brachte Herr Blaukohl das Huhn, das er, mit des Kapitäns Einwilligung ganz klein geschnitten, und einige weichen Zwieback darunter gemischt hatte. Auch dieß wurde begierig verzehrt. Nun baten sie um noch eine Portion.

Aber der Kapitän sagte mit einem festen Tone: nein Freunde! nun bekommt ihr nichts mehr. Ihr habt, wie es scheint, lange gehungert. Der Magen ist also zusam-

mengeschrampt. Wenn er nun durch den Genuß einer reichlichen Mahlzeit zu schnell aufgetrieben wird, so könntet ihr alle des Todes sein. Ich will euch aber nicht das Leben nehmen, sondern erhalten. Geduldet euch, liebe Freunde! bis morgen, da sollt ihr stärkere Portionen bekommen.

Sie gaben sich alle willig drein, bis auf einen, der unwillig die Zähne zusammen biß.

Die Nacht brach nun ein und der Kapitän entfernte sich, reichte aber zuvor doch noch jedem ein klein Gläschen voll Mallagawein, wodurch sie sehr erquickt wurden. Dann wünschte er allen eine angenehme Ruhe.

Sobald der Morgen graute, war der Kapitän wieder bei den Verunglückten, und erkundigte sich, wie sie geruhet hätten. Drei versicherten, sie hätten eine sehr angenehme Ruhe gehabt. Einer aber antwortete nicht. Dieser war in einen so tiefen Schlaf versunken, daß er gar nicht wieder aufwachte. Man rüttelte und schüttelte ihn, er war aber mausetodt. Es war eben der, welcher den Tag zuvor die Zähne zusammen biß, als man ihm die verlangte Portion verweigerte.

Jetzt biß der Kapitän die Zähne auch zusammen, stampfte mit dem Fuße und sagte: ganz gewiß hat der Kerl, ohne mein Wissen, etwas gegessen. Er befragte die übrigen, ob sie nichts bemerkt hätten? Weiter nichts, antwortete einer, als daß in der Dämmerung ein Matrose geschlichen kam und heimlich mit ihm redete.

Ja! Ja! antwortete der Kapitän, dieser wird sein Todesengel gewesen sein, ließ sogleich den Schiffsarzt rufen, und befahl ihm dem Todten sogleich den Bauch aufzuschneiden, den Magen zu öffnen, und zu unter-

fuchen, was sich darinne befände. Bei Oeffnung des Magens befand sich, außer der Mahlzeit, die auch die übrigen genossen hatten, weiter gar nichts darinne, als einige Stücke Speck, die er, ohne sie zu kauen, hinunter geschluckt hatte.

Da seht ihr, liebe Freunde! sagte er, daß ich an dem Tode dieses verfluchten Kerls ganz unschuldig bin, und daß er sich bloß durch seine Freßbegierde ums Leben gebracht hat. Hättet ihr mir nicht gefolgt, so würde es euch auch nicht besser gegangen sein.

Unwillig ließ er das Uas, wie er es nannte, in die See werfen, und sorgte nun auf das liebeichste für die Pflege der Lebenden. Er ließ ihnen stärkere Portionen reichen, anfangs Milchspeisen, denn er hatte eine Kuh mitgenommen, um immer frische Milch zu haben, dann Fische, welche die Matrosen gefangen hatten, nebst etwas Wein. Dadurch wurden sie so gestärkt, daß sie des Nachmittags aufstehen, und auf dem Verdecke umhergehen konnten.

Nun sagte der Kapitän, erzählt mir doch, wie ihr in dies Elend gerathen seid.

Unsere Geschichte, so fing der Mann an, ist kurz aber schrecklich. Ich reisete mit dieser meiner Frau und diesem unserm Sohne von England ab, um nach Barbados zu segeln, wo ihr Bruder lebt, der sie zur Erbin seines ansehnlichen Vermögens eingesetzt hatte, und den Wunsch äußerte, daß er sie vor seinem Ende noch einmal sehen möchte. Die Fahrt ging glücklich, wir sahen in der Entfernung schon Barbados, und sprachen von der Freude, die unser Besuch meinem alten Schwager verursachen würde. Aber diese Freude war ein süßer Traum. Ehe wir uns versahen, wurde das Meer unruhig, der Himmel schwarz, es erhob

sich ein Wind, der sich bald in einen fürchterlichen Sturm verwandelte. Wir thaten Alles um uns gegen Unglück zu sichern, aber umsonst. Gott hatte des Schiffs Untergang beschlossen. Nachdem es einige schreckliche Stunden war umhergeworfen worden, wurde es mit einer solchen Heftigkeit auf eine Felsenspitze getrieben, daß es fest saß und durch die Gewalt des Sturms und der Wellen zerbrochen wurde. Das Schiffsvolk erhob ein Jammergeschrei. Jeder dachte nun auf seine Rettung. Ich ergriff ein Boot, brachte meine Frau und meinen Sohn hinein, sprang selbst nach, fünf andere folgten mir, und ohne Zweifel würden mehrere gefolgt sein, und das Boot zum Sinken gebracht haben, wenn dieses nicht durch einen starken Windstoß weit vom Schiffe wäre weggeführt worden. Aber nun stellen Sie sich unsere schreckliche Lage vor! in der Angst hatten wir auch nicht das geringste mitgenommen, was zur Erhaltung unsers Lebens hätte dienen können, keine Lebensmittel, kein Gewehr, nicht einmal ein Ruder. Zum Glück habe ich und meine Familie Religion, diese bewahrte uns vor Verzweiflung. Sobald wir im Boote waren, rief ich mit lauter Stimme: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns troffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten in's Meer sinken. Wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von einem Ungestüm die Berge einfielen.

K. Wohl Ihnen, daß Sie Religion haben! Ich habe sie auch, und begreife nicht, wie es möglich ist, daß ein Mensch ohne Religion durch die Welt kommen kann.

Wir haben es auch erfahren, fuhr der Engländer fort, daß Gott unsere Zuversicht und Stärke sei. Raum waren

wir im Boote, so legte sich der Sturm, das Meer wurde ruhiger und wir waren doch nun gegen die Gefahr gesichert, vom Sturme umgeworfen, oder von einer Welle verschlungen zu werden. Bei dem Eintritte der Nacht schwammen wir so sanft, daß wir einschlummerten, und einen großen Theil der Nacht schlafend zubrachten. Der Morgen war schön und heiter, die ganze Natur schien sich desselben zu freuen, nur wir Armen trauerten, weil wir nichts vor uns sahen als den Hungertod. Nichts als Wasser vor uns, kein Land, kein Schiff war zu sehen. Und wenn wir eins von beiden entdeckt hätten, was würde es uns geholfen haben, da uns das Steuerruder fehlte, mit welchem wir das Boot nach ihm hätten bringen können.

Meine Frau stimmte ein Morgenlied an, ich und noch zwei andere von der Gesellschaft stimmten herzlich ein. Die Uebrigen aber murreten. Nach geendigtem Gesange hielt ich eine kleine Ermahnung über die Worte: wir sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; und sagte darüber etwa folgendes: Sehen wir auf das Sichtbare, so erblicken wir nichts als Tod — nicht die geringsten Lebensmittel, keine Hoffnung welche zu bekommen. Sehen wir aber auf das Unsichtbare, so erblicken wir das Leben. Dem unsichtbaren Weltregierer ist es etwas Leichtes uns ganz unerwartet zu retten. Bei ihm ist kein Ding unmöglich. Er kann überschwenklich thun über alles, was wir bitten und verstehen. Geseht aber, er ließe uns umkommen, so sünken wir in seinen Arm, wo wir ein seliger Leben finden werden, als diese Welt uns geben kann. Darum bitte ich euch, liebe Freunde! Laßt den Unsichtbaren ja nicht aus den Gedanken, so werdet ihr immer Trost und Beruhigung finden, vor Ber-

zweiflung bewahret werden, und den Ausgang eurer Leiden ruhig erwarten können. So brachte ich einen tröstenden Spruch der Bibel nach dem andern vor, der wenigstens mir und meiner Familie zur Erquickung diene. Sie werden sich verwundern, daß ein Weltmann so bekannt mit der Bibel ist. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich mich in meiner Jugend dem Predigerstande gewidmet, auch verschiedene mal in Birmingham nicht ohne Beifall gepredigt habe. In der Folge aber wurde ich durch verschiedene Schicksale bestimmt, den Predigerstand mit dem Kaufmannsstande zu vertauschen. Doch ich muß in unserer Leidensgeschichte fortfahren. Am Abende des zweiten Tages war der Hunger und noch mehr der Durst schon so peinigend, daß wir nicht glaubten es länger aushalten zu können. Den folgenden Tag fingen wir wieder mit einem Morgenliede und einer Ermahnung an. Meine Familie und ich suchten die Pein des Hungers dadurch zu beslegen, daß wir nur immer an Gott, an seine Güte, Macht und Weisheit dachten, und mit biblischen Sprüchen und Versen aus guten Liedern uns stärkten. Die Uebrigen waren aber äußerst ungeduldig, und führten unanständige, oft gotteslästerliche Reden. Der nächste Tag wurde wieder, wie gewöhnlich, mit einer Andachtsübung angefangen. Am Ende derselben trat einer von der Gesellschaft wie ein Wüthender auf, und sagte: wozu dieß singen und beten? Habt ihr nur einen Häring herbeigebetet? Ich will zu fressen haben. Da nichts zu fressen da ist, als wir selbst, so laßt uns loosen, und den schlachten und verzehren, den das Loos trifft. Wollt ihr dieß nicht, so nehme ich den ersten den besten und schneide ihm die Gurgel ab.

Die Angst und der Schrecken gaben mir Kräfte. Ich
 Sim. Blaufohr.

stand auf und sagte: Unmensch! was sagst du? Wir haben keinen Retter, als Gott. Und diesen sollen wir auch verlassen und Mörder werden? Wer will uns da retten?

Hier brachte der Unmensch eine Gotteslästerung vor, die ich unmöglich nachsagen kann. Unglücksgefährden! rief ich, wollt ihr eure Hände mit unschuldigem Blute bes Flecken, und dann zum Teufel fahren? Geseht wir müssen auch verhungern, so ist unsere Qual in ein paar Tagen geendigt. Die Verdammniß aber dauert ewig. Wer von euch den Menschenmord verabscheuet, der stehe auf!

Dies that gute Wirkung. Sie standen alle auf. Als der Unmensch dieß sahe, knirschte er mit den Zähnen, sagte: so verhungert denn in's Teufels Namen! und stürzte sich in's Meer.

Ich rief den andern zu: was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir. Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er in eines Angeichts Hülfe und mein Gott ist.

Gegen Abend fiel ein starker Regen, der uns durchaus naß machte. Dieß gab uns einige Erquickung. Das kalte Bad stärkte uns, und das Regenwasser, das wir in unsern Kleidern auffingen und einschlürften, löschte unsern brennenden Durst. Ich rief meinen Unglücksgefährten zu: verzaget nicht! der unsern Durst gelöscht hat, wird auch unsern Hunger stillen können. Bei dem Anbruche des nächsten Tages wurden wir aber alle merklich schwächer. Die nassen Kleider, die wir nicht wechseln konnten, verursachten einen fieberhaften Schauer, wir konnten uns kaum noch regen, Niemand sprach mehr ein Wort und nach und nach kamen wir ganz von Gedanken. Was von dieser Zeit an mit uns vorgegangen ist, weiß ich nicht, und wohin meine

übrigen Unglücksgefährden gekommen sind, ob sie sich auch in das Meer gestürzt haben, oder ob sie hinein fielen, das ist mir unbekannt. Erst da ich in der Hangematte, nach einem sanften Schläfe, erwachte, kam ich wieder zu mir selbst. Ach wie frenete ich mich, da ich mich unter lauter guten Menschen sahe, die mein und der Meinigen Leben zu retten suchten.

Nun habe ich doch einen neuen Beweis, daß Gott mein Vater ist, der seine Kinder auch dann zu retten weiß, wann keine Rettung mehr möglich zu sein scheint. Und der Engel, den Gott zu meiner Rettung schickte, waren Sie ehler Mann. Ich werde, so lange ich lebe, dafür dankbar sein.

K. Danken sie nicht! Ich habe bloß meine Schuldigkeit gethan. Wenn Sie mich in gleicher Noth gefunden hätten, würden Sie nicht ein Gleiches an mir gethan haben?

E. Nun dafür bürgt mir mein Herz, daß ich gewiß auch ein Gleiches an Ihnen gethan haben würde. Vergelten kann ich Ihre Güte nicht, und ich weiß auch, daß ein Mann, wie Sie, keine Vergeltung erwartet. Allein der Sie zu meiner Rettung schickte, der wird Ihr Vergelter sein. Ueber lang oder kurz werden Sie auch in Noth gerathen, da wird Ihnen Gott gewiß auch Errettung zuschicken. Die Worte des Psalms: wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit, das sind wahre Worte, die werden bei Ihnen in Erfüllung gehen. Jetzt fiel der Kapitän dem Engländer um den Hals und weinte. Ein großer Theil der Schiffsgesellschaft, der dem Gespräche zugehört hatte, war dadurch sehr gerührt.

Es wäre nicht gar lange, so trat für den guten Kapitän schon die Noth ein, die ihm der Engländer geweissaget hatte. Der Matrose, der im Mastkorbe die Wache hatte, meldete, daß in der Ferne ein Schiff sich zeige, daß auf sie loszusegeln schien. Der Kapitän suchte es mit seinem Fernrohre auf, und, da er es einige Zeit beobachtet hatte, rief er: ein englischer Kaper! ließ sogleich alle Segel aufspannen, und bot alle Kräfte auf, um ihm zu entfliehen. Aber umsonst! der Kaper war ein guter Segler, holte nach einigen Stunden das Schiff ein, und sobald er glaubte, daß es schußrecht sei, gab er ihm eine Ladung, die aber zum Glück nicht traf, da die Schiffe zu weit aneinander waren. Sogleich ließ der Kapitän die Segel streichen und rief seinen Leuten zu: Kinder! wir sind in Gottes Hand. Wollen wir uns wehren, so kostet es einigen von euch das Leben, und am Ende müssen wir uns doch ergeben, und erbittern unsere Feinde noch mehr durch unsere Gegenwehr.

Jetzt war das Kaperschiff da. Der Kapitän nebst vier und zwanzig Soldaten, sprangen mit gezogenem Säbel in das holländische Schiff, und alle schrien mit gräßlicher Stimme: das Gewehr gestreckt und abgeliefert! Beides geschah sogleich. Hierauf befahl der Kaper seinen Leuten, daß sie sogleich die Holländer auf das andere Schiff bringen sollten, untersagte ihnen aber, bei schwerer Strafe, daß keiner den Gefangenen das Geringste abnehmen solle. Während dieß geschah, stand die Schiffsgesellschaft todtenblaß da, und erwartete ihr Schicksal. Die blässeste war die Engländerin. Sie sahe mit unverwandten Augen den Kaper an und auf einmal schrie sie laut auf: Bruder James!

kennst du deine Schwester Fanny nicht? Breitete die Arme aus und fiel dem Kaper um den Hals.

Diesem, der ganz von Begierde Beute zu machen wie vom Satan besessen war, kam diese Umarmung sehr un-gelegen. Er riß sich mit einiger Gewalt los, und sagte: was Schwester, was Schwester, ich habe keine Schwester.

F. Bruder James! Wo hast du denn deine Gedan-ken? Sieh mir doch in die Augen! Sind wir nicht beide aus Lincoln gebürtig? Sind wir nicht Kinder des Doktors William Smith?

J. Schwester Fanny! wie kommst du hier her unter die Holländer? Gewiß haben sie dich gekapert.

F. Nein Bruder! sie haben mich nicht gekapert, sie haben —

J. Laß es gut sein, liebe Fanny! erst muß ich diese Leute abführen lassen, und die Beute aufnehmen, hernach wollen wir uns satt mit einander plündern.

F. Bruder! ehe du diesen Leuten einen Schilling ab-nimmst, mußt du dir erst sagen lassen, was es für Leute sind.

J. Das brauchst du mir nicht zu sagen, es sind Hol-länder, Großbritanniens Feinde.

F. Diese Holländer haben uns nicht als Feinde behan-delt, sie haben —

J. Zum Henker! so erzähle, aber kurz, ganz kurz!

F. So kurz als möglich. Ich war mit meinem Manne und Sohne auf einem englischen Schiffe abgereiset, um nach Barbados zu segeln, und da unsern ältesten Bruder zu besuchen.

J. Kurz! kurz!

F. Nur Geduld! ich bin gleich am Ende meiner Er-

zählung. Unser Schiff litt Schiffbruch. Mein Mann rettete mich und unsern Sohn auf ein Boot, einige andere vom Schiffsvolke sprangen nach, und so schwammen wir vielleicht zehn Tage auf der See, ohne Lebensmittel, ohne Werkzeuge, selbst ohne Steuerruder herum, und wurden von Hunger und Durst fürchterlich gepeinigt. Am Ende sängen wir an zu sterben, konnten uns nicht mehr regen, nicht mehr besinnen, hörten nicht mehr, sahen nicht mehr. Endlich schlugen wir die Augen auf, und stelle dir unser Erstaunen vor, wir lagen in Hangematten, mit warmen Decken bedeckt, und einige gute Menschen standen da, wie Gottes Engel, und süßeten uns sogleich Fleischbrühe, mit kleingeschnittenem Fleische ein. —

J. Und das alles hat wohl der Kapitän dieses Schiffes veranstaltet?

F. Das hat er, der edle Mann!

J. Dies ist mir lieb zu vernehmen. Da hat er nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan. Er wäre ein schlechter Kerl, wenn er anders hätte handeln wollen. Jeder Seefahrer ist verbunden den Verunglückten in der Noth beizuspringen. Jetzt laß nur, damit ich von der Beute, die mir von Rechts wegen zukommt, Besiß nehmen kann.

F. Was willst du thun? von der Beute Besiß nehmen? Du willst den Mann plündern, der deiner Schwester Fanny, ihres Mannes und ihres Sohnes Leben gerettet hat? (Hier fiel sie dem Bruder um den Hals und weinte bitterlich). Hast du deine Schwester Fanny nicht lieber?

Die Weiberthränen haben eine besondere Kraft, und erweichen oft das härteste Herz, das gegen alle Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen fühllos war. Sie erweicheten auch den fühllosen Bruder.

Out! sagte er, daß du sehest, Schwester Fanny: daß ich dich lieb habe, so will ich um deinetwegen dem Kapitän alles, was sein Eigenthum ist, schenken.

Jetzt laß mich, damit ich das Eigenthum der Uebrigen in Besitz nehmen kann.

Darauf fragte ihn seine Schwester Fanny: Wessen Eigenthum denn? Sind sie nicht alle unsere Wohlthäter? Sieh hier diese Leute — jetzt sah sie sich nach Herrn Blaurohl und Consorten um — aber weg waren sie, weg war die ganze Schiffsmannschaft, weg war auch ihr Mann und ihr Sohn. Alle waren auf das Englische Schiff geschleppt worden.

Ach Gott! sagte sie, was hast du gethan, Bruder! meine Retter, sogar meinen Mann und meinen Sohn hast du zu Gefangnen gemacht! du willst sie doch nicht auch plündern? Schaff mir meinen Mann und meinen Sohn wieder.

Du sollst sie haben, war die Antwort. Sogleich ging er in das englische Schiff, und brachte den Mann und den Sohn, wie auch den holländischen Kapitän zurück.

Die Engländerin fiel ihrem Manne um den Hals und sagte: weißt du schon, daß ich hier meinen Bruder James wieder gefunden habe.

M. Ich merkte es, da du ihm so herzlich um den Hals fielst; aber noch habe ich nicht Gelegenheit gehabt die alte Bekanntschaft zu erneuern.

Seien Sie mir, lieber Herr Bruder (indem er ihm die Hand reichte) herzlich gegrüßt!

J. (Ihn umarmend) willkommen guter Herr Bruder! Ich freue mich unendlich, daß ich Sie hier gefunden habe.

F. Nun stelle dir aber vor, lieber Mann! was der gute Bruder für ein böser Bruder ist. Er will nun die

Leute plündern, die dir und mir und unserm Sohne das Leben gerettet haben.

J. Peyerlepep! das verstehst du nicht. Sie, lieber Herr Bruder! sind ein verständiger Mann, lassen Sie sich einmal den Casus erzählen, und urtheilen Sie selbst! Meine Schwester erzählte mir, wie brav der Holländische Kapitän an Ihnen gehandelt habe. Sogleich erklärte ich, daß ich von allem, was dem Herrn Kapitän eigenthümlich zustände, nichts verlange. Und dieß erkläre ich hier öffentlich.

(Der Kapitän machte eine Verbeugung).

M. Schön!

J. Nun verlangt dieß Weib von mir, ich soll von allem, was auf dem Schiffe sich befindet, mir nichts zueignen. Ich bin, wie Sie sehen, ein Kaper. Ich habe fast mein ganzes Vermögen auf die Ausrüstung des Schiffes gewendet, ich muß das Schiffsvolk ernähren und besolden, und kann mich durch nichts schadlos halten, als durch die feindlichen Schiffe, die ich wegnehme. Jetzt ist mir so ein Schiff in die Hände gefallen. Habe ich nicht ein Recht, mir dasselbe, mit allem, was drauf ist, zuzueignen?

M. Ei das versteht sich. Das Recht kann Ihnen Niemand streitig machen.

J. Da hörst du es, Schwesterchen!

M. Nur erlauben Sie, Herr Bruder! daß ich noch eine Bemerkung beifügen darf. Zwischen Recht und Edel ist noch ein großer Unterschied. Wenn ich z. B. einer Familie auf ihr Haus zweihundert Pfund geborgt habe, und sie kann die Zinsen davon nicht bezahlen, und ich kündigt ihr deswegen das Kapital auf, welches sie auch nicht beschaffen kann, und ich bemächtige mich des mir verschriebenen Hauses, nachdem ich Mann, Weib und Kinder habe

auf die Straße werfen lassen, so handele ich Recht, denn die Befehle schützen mich dabei, handele ich aber auch edel?

J. Oh!

M. Die Britten haben sonst ihren Ruhm immer darin gesucht, daß sie sich durch edle Handlungen auszeichneten. Dießmal scheint aber das Recht auf Seiten der Britten, und das Edle auf Seiten der Holländer zu sein.

J. Zum Guckguck! ein Holländer soll edler handeln als ein Britte? Nein, das darf nicht sein. Ich werde Ihnen zeigen, Herr Bruder! daß James Smith auch edel handeln kann. Jetzt lassen Sie mir ein Paar Augenblicke Zeit, um zu überlegen, wie ich es anfangs, daß ich das Eigenthum des holländischen Schiffsvolks rette, und auch meine Leute befriedige. Denn wenn diese gar keine Beute bekommen, so muß ich besorgen, daß sie rebelliren. Er ging darauf auf sein eigen Schiff, und Fanny dankte ihrem Manne mit einem herzlichem Kusse und Händedrucke.

Bald darauf kam er zurück und sagte: der Entschluß ist gefaßt. Was für holländische Rechnung geladen ist, das ist nicht zu retten, das muß ich meinen Leuten als eine gute Prise überlassen. Um sie zu beruhigen, habe ich ihnen meinen ganzen Antheil daran geschenkt. Aber von alle dem, was den Personen zusteht, die sich auf dem holländischen Schiffe befinden, verlange ich keinen Faden.

Jetzt kam das holländische Schiffsvolk, das diese Erklärung des Kapers bereits vernommen hatte, wieder angezogen, und rief Hurrah! es lebe der brave Herr James Smith!

Hierauf mußte der holländische Kapitän seine Briefe vorzeigen, und alles Gut, das für holländische Rechnung geladen war, den Engländern übergeben. Während dieses geschah, hatte der Kaper eine gute Mahlzeit bereiten lassen.

Sie bestand aus Pöckelfleisch, Seefischen, holländischem Käse und gutem Weine. Die Vornehmsten von der englischen und holländischen Schiffsgesellschaft nahmen daran Theil, dem übrigen Volke aber wurde Punsch in Menge gereicht. Aller Herzen wurden dabei guter Dinge, und von beiden Schiffen ertönte ein Hurrah! und Vivat! nach dem andern.

Jetzt frenete sich die Gesellschaft, und der Kaper nahm seine Schwester, ihren Mann und ihren Sohn, zu sich, mit dem Versprechen, daß er sie nach Barbados bringen wolle.

Der Mann erhielt noch von dem holländischen Kapitän und Herrn Blaukohl eine Umarmung und einen stillen, aber herzlichlichen und thränenreichen Dank.

Herr Blaukohl und der Kapitän standen jetzt einander gegenüber, beide in tiefen Gedanken. Der Kapitän unterbrach das Stillschweigen und sagte: sehen Sie, lieber Blaukohl! wie gut es ist, seine Pflicht zu thun. Der Erfüllung unserer Pflicht gegen die Verunglückten haben wir allein die Rettung unseres Schiffs und unsers Eigenthums zu verdanken. Hätten wir sie nicht aufgenommen, hätten wir sie nicht mit solcher Treue gepflegt, daß sie wirklich am Leben erhalten wurden, so wären wir jetzt Alle Kriegsgefangne. Gott weiß, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe, ohne auf Belohnung zu rechnen, desto mehr bin ich gerührt, daß mir Gott sogleich einen so großen Lohn gegeben hat.

Bl. Dieß ist meine Meinung auch. Wer in dieser Geschichte nicht die Hand Gottes erkennen wollte, der müßte ganz blind sein. Ich freue mich vorzüglich deswegen so sehr darüber, weil ich dadurch noch mehr im Vertrauen auf Gott bin gestärkt worden. So augenscheinlich, so unmittelbar pflegt Gott freilich nicht immer das Gute zu be-
lohen.

K. Ei das versteht sich. Belohnte Gott alles Gute auf der Stelle, so würden bald alle Menschen gut und wohlthätig sein. Was wäre aber diese Wohlthätigkeit? nichts als grober Eigennutz, der eben nicht mehr werth wäre, als wenn sich ein Mensch in den Strom stürzet, und ein Kind mit Gefahr seines Lebens rettet, um die fünfzig Thaler zu bekommen, die dem Retter versprochen wurden.

Bl. Wenn die englische Familie nicht so sehr brav und dankbar gewesen wäre, und sich nicht so nachdrücklich für uns verwendet hätte, so würde die Sache einen ganz andern Gang genommen haben.

K. Das versteht sich. Nun lieber Blaukohl! wir wollen jeden Augenblick unsere Pflicht thun, ohne Belohnung dafür zu erwarten. Erfolgt sie nicht, bekommen wir anstatt derselben wohl gar Undank, so werden wir uns dann nicht darüber grämen, und doch nicht unbelohnt bleiben, weil das Zeugniß eines guten Gewissens uns hinlänglich lohnen wird.

Beide gaben einander die Hände drauf, daß sie stets so handeln wollten.

Die Fahrt hatte ihren ruhigen Fortgang. Weil aber das Schiff einen großen Theil der Ladung verloren hatte, und der Kapitän besorgte, daß es wegen seiner Leichtigkeit, bei dem ersten Sturme, würde umgeworfen werden, so landete er an einer wüsten Insel, wo er das Schiff, um ihm die nöthige Schwere zu geben, mit Steinen beladen ließ. Die Matrosen, die dieses Geschäft übernommen hatten, fanden die Insel ganz mit Vögeln bedeckt, die so zahlreich waren, daß sie sich mit Händen greifen ließen.

Von den Vögeln, welche die holländischen Matrosen auf der wüsten Insel fanden, wurden eine große Anzahl

gefangen, ihre Eier gesammelt, und der Schiffsgesellschaft damit ein Paar gute Mahlzeiten verschafft.

Jetzt kamen Sie in Holland an, landeten glücklich und wurden mit großem Jubel aufgenommen. Als aber der Kapitän vor der holländisch-westindischen Compagnie erschien, und ihr die Anzeige that, daß die ganze, für sie bestimmte Ladung durch einen englischen Kaper sei weggenommen worden, setzte es finstere Gesichter. Man wollte seiner Aussage keinen Glauben beimessen, man sagte, wenn die Ladung durch einen englischen Kaper wäre aufgebracht worden, so hätte er auch das Schiff und die Mannschaft weggenommen. Es sei höchst wahrscheinlich, daß er selbst dem Kaper die Ladung in die Hände gespielt, und zur Belohnung einen Theil davon erhalten hätte. Umsonst behauptete der Kapitän seine Unschuld, umsonst erzählte er die Rettung der verunglückten Engländer nach allen Umständen — man hielt diese Geschichte für ein Märchen, warf ihn in's Gefängniß, und nahm sein sämmtliches Eigenthum in Beschlag. Er ging zum Gefängniß unerschrocken, richtete die Augen zum Himmel und sagte: ich habe wenigstens einen Zeugen meiner Unschuld, und der wird sie gewiß an den Tag bringen.

Er hatte aber wirklich, außer dem Einen, noch viele andere Zeugen seiner Unschuld. Die ganze Schiffsmannschaft wurde Mann für Mann in's Verhör genommen, und wegen der Rettung der verunglückten Engländer umständlich befragt. Jeder mußte seine Aussage eidlich bestätigen.

Da nun alle, ohne Ausnahme, der Aussage des Kapitäns beistimmten, und besonders Herr Blaukohl die Geschichte nach allen Umständen erzählte, so wurde der Kapi-

tän für unschuldig erklärt, in Freiheit gesetzt, und ihm sein Eigenthum wieder gegeben.

Nachdem Herr Blaukohl einige Wechsel zu Gelde gemacht, und verschiedenes eingekauft hatte, welches er in Krebsleben mit Vortheil glaubte verkaufen zu können, setzte er ab, und kam nach einigen Tagen in Eleve an. Hier mußte er aber liegen bleiben, weil die Sichtsmerzen, die er schon seit einiger Zeit empfunden hatte, jetzt so heftig wurden, daß er weder gehen noch stehen konnte. Er ließ einen Arzt rufen.

Dieser versah ihn zwar mit Arzneien, versicherte ihn aber, daß er wenigstens acht Wochen liegen bleiben, und die Cur abwarten müsse. Dieß war Herrn Blaukohl gar nicht lieb zu vernehmen, und er bekam etwas üble Laune, die sich aber minderte, als den Nachmittag ein Prediger in das Zimmer trat, der mit holdseligen Blicken sich seinem Bette näherte.

Wer sind Sie? fragte Herr Blaukohl.

Pr. Ich bin ein Prediger, und gekommen um —

Bl. Mich zum Tode vorzubereiten?

Pr. Wenn Sie es verlangen. Sonst muß ich Ihnen aber sagen, daß ich von den Vorbereitungen zum Tode kein großer Freund bin. Es ist damit eine mißliche Sache. Entweder befindet sich der Kranke in einer guten Fassung, ist mit Gott bekannt, und hat sich bestrebt, als ein gutes Kind des Vaters Willen zu thun, so bedarf er der Vorbereitung nicht; sein Glaube besiegt die Todesfurcht; oder er hat ohne Gott nach seinen Lüsten gelebt — da wird ihm die Vorbereitung zum Tode auch nicht viel helfen. Daher finden wir, daß unser Heiland nur einen einzigen zum Tode vorbereitete, den Schwächer am Kreuz. Hätte er nicht

in das Herz desselben blicken, und sich von seiner aufrichtigen Reue überzeugen können, so würde er wahrscheinlich auch diese Vorbereitung zum Tode unterlassen haben.

Bl. Wenn Sie also nicht zum Tode vorbereiten, wozu denn sonst?

Pr. Zum Leben. Es beruht bloß auf Ihnen, ob ich Sie zum Tode oder zum Leben vorbereiten soll.

Bl. Sie sind ein sonderbarer Mann. Ich bin in meinen besten Jahren, und Sie können also leicht denken, daß ich mich lieber zum Leben, als zum Tode vorbereiten lasse.

Pr. Meine Vorbereitung zum Leben ist ganz einfach. Ich folge darinne bloß dem Beispiele unsers Heilandes. Dieser half vielen hundert Menschen, die dem Tode nahe waren, oder ein sehr freudenloses Leben führten, ohne den Gebrauch aller Arzneimittel, zu einem gesunden und vergnügten Leben. Und wie fing er es an? erst heilte er die Seele, suchte sie zu beruhigen, und ihr einen festen Glauben an Gott zu erwecken. Erst sagte er: dir sind deine Sünden vergeben! dann ermunterte er den Kranken: stehe auf! und er stand auf. Die Seele hat einen unglaublichen Einfluß auf den Körper. Ist jene krank, muthlos, unruhig, ungebildig, zornig, so werden auch die besten Arzneimittel keine Wirkung thun. Ist aber diese genesen, hat sie sich ganz in Gottes Willen ergeben, und ist von dem festen Glauben belebt, daß Gott ihr Vater ist, und alles mit ihr gut machen werde, so ist auch der Körper halb genesen, und die Arzneimittel, wenn sie sonst gut gewählt sind, thun ihre Wirkung. Ja in den mehresten Fällen kann der Glaube, auch ohne alle Arzneimittel, den geschwächten Körper wieder herstellen. Dieß beweiset ja die

Geschichte Jesu. Die Kranken, die ihm zugeführt wurden, sobald sie festen Glauben hatten, wurden wieder gesund. Der Arzt, wenn er seinen Patienten helfen will, pflegt immer den Puls zu befühlen. Erlauben Sie mir, daß ich den Ihrigen auch befühlen darf. Wie steht es mit Ihrer Seele?

Bl. Wie ich glaube, recht gut.

Dr. Dieß ist mir lieb zu vernehmen. Wie ich höre, so kommen Sie aus Surinam?

Bl. Ganz richtig.

Dr. Die Herren Seefahrer pflegen es gewöhnlich mit der Mäßigkeit und Keuschheit nicht gar genau zu nehmen. Die Gelegenheit zu Ausschweifungen, die sie täglich haben, die schlechten Exempel, mit welchen sie immer umgeben sind. —

Bl. Ich verstehe Sie, Herr Prediger! Sie glauben ich hätte mir die Sicht durch Ausschweifungen zugezogen — Sie irren sich gewaltig. Meine Eltern haben mich zur Gottesfurcht und einem ehrbaren Lebenswandel angehalten. Ein häuslicher Zwist verleitete mich zur See zu gehen. In Surinam — nun da war ich freilich in Gefahr auf Abwege zu gerathen. Die Vorsehung fügte es aber, daß ich bald eine Frau bekam, die ich herzlich liebte. Ich kann sie als ein ehrlicher Mann versichern, daß ich als ein reiner Junggeselle zu meiner Frau gekommen, und ihr immer treu geblieben bin. Unmäßig zu sein war mir unmöglich, denn wenn ich mich ein wenig im Essen und Trinken übernahm, so bekam ich sogleich Kopfweh und Stechen auf der Brust.

Dr. Also waren Sie verheirathet?

Bl. Wie ich Ihnen gesagt habe.

Pr. Und sind vermuthlich nun Wittwer?

Bl. Ach leider! leider!

Pr. Nun das muß Ihnen doch lieb sein, daß Sie sich Ihre Krankheit nicht durch eigne Schuld zugezogen haben. Wie ich merke, sind Sie auch mit Gott bekannt und haben Vertrauen zu ihm?

Bl. Er ist der Einzige, auf den ich meine Hoffnung setze.

Pr. Wohl Ihnen! So glauben Sie also gewiß, daß diese Schmerzen Ihnen von ihm zugesickt sind, um Ihnen damit wohl zu thun. Ihre Seele ist also beruhigt. Dieses wird gewiß die Wirksamkeit der Arznei sehr befördern. Ich habe Ihnen aber gesagt, lieber Freund! daß der Glaube oft auch ohne Arzneimittel den Körper wieder gesund machen kann. Dieß ist gerade der Fall bei Ihnen. Ihre Krankheit hat ihren Sitz in den Gliedmaßen, auf diese kann die Seele am ersten wirken. Sehen Sie, wie meine Gliedmaßen durch meine Seele regiert werden? Jetzt ziehe ich die Arme in die Höhe, jetzt schlage ich sie um den Leib, jetzt bewege ich meine Finger, und nun stehe ich auf, gehe durch die Stube, thue einen Sprung. Da sehen Sie also, welchen Einfluß die Seele auf den Körper hat, weil dieser alles thun muß, was sie verlangt. So ist es gewiß auch bei Ihnen. Versuchen Sie es einmal, und thun Sie es mir nach! die Arme in die Höhe?

Bl. O spotten Sie doch eines Glenden nicht! Sie sehen ja, daß ich weder Arme noch Beine bewegen kann.

Darauf erwiederte der Prediger: ja da steckt eben der Knoten, lieber Freund! Sie fühlten Schmerz in den Gliedern; wenn die Seele sie gebrauchen wollte, so that es wehe. Da fingen Sie an sie zu schonen, das heißt, die Seele

wirkte nicht mehr auf sie, und verlor so nach und nach ihren Einfluß auf die kranken Glieder. Sie müssen diesen Einfluß wieder herzustellen suchen, und sich Mühe geben, Ihre Glieder nach dem Willen der Seele zu bewegen, dann wird der Schmerz bald weichen. Versuchen Sie es einmal, und ziehen die Arme in die Höhe!

Bl. Au weh! es geht nicht.

Dr. Haben Sie nur Glauben, daß es gehen muß, so geht es gewiß. Noch einmal! frisch! Seh'n Sie, daß es geht? Die Arme immer in die Höhe gezogen! noch zehnmal so! Nun schlagen Sie sie einigemal um den Leib! gut.

Nun lieber Freund! diese Bewegung wiederholen Sie beständig, so werden Sie Ihre Arme gewiß wieder brauchen können und die Schmerzen werden daraus weichen.

Eben so mußte Herr Blaukohl aufstehen, die Stube auf- und abgehen, und mit den Fingern allerlei Bewegungen machen.

Der Prediger nahm darauf Abschied, Herr Blaukohl dankte ihm, und bat ihn den folgenden Tag ja wieder zu kommen und seine Vorbereitung zum Leben fortzusetzen.

Während der Abwesenheit des Predigers wiederholte Herr Blaukohl nun die Bewegungen, die ihm derselbe vorgeschrieben hatte. Anfänglich waren sie sehr schmerzhaft, in der Folge aber ging es immer besser, und der Glaube, daß durch die Einwirkung der Seele auf die kranken Glieder seine Schmerzen könnten gehoben werden, wurde bei ihm immer lebendiger.

Den folgenden Tag zählte er alle Stunden bis der Prediger kam; um zehn Uhr endlich kam er. Herr Blaukohl empfing ihn weit freundlicher, als den Tag vorher, reichte ihm traulich die Hand und sagte: sein Sie mir herzlich

Ein. Blaukohl.

willkommen, mein lieber Vorbereiter zum Leben! Ich danke Ihnen tausendmal für den guten Rath, den Sie mir gaben. Ich habe ihn befolgt, und die beste Wirkung davon gespürt.

Pr. Das freuet mich sehr, und ich wünsche nur, daß dadurch ihre Achtung gegen die Lehre Jesu recht vermehrt werden möge. Diese ist mir vorzüglich deswegen so viel werth gewesen, daß sie so sehr auf den Glauben dringt, und von ihm sagt, daß er Berge versetzen, und alles möglich machen könne. Dieß versteht unter Tausenden kaum einer, und die mehresten fallen daher auf allerlei Abwege und Verirrungen.

Bl. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich die Stellen, die von dem Glauben handeln, der alles möglich machen kann, selbst nicht verstehe, und daß sie mir oft anstößig gewesen sind. Worin besteht denn eigentlich dieser Glaube, der alles möglich machen kann?

Pr. In einem festen Vertrauen auf Gott und seinen Beistand.

Bl. Das wollen ja aber alle Christen haben, und gleichwohl —

Pr. Können sie nichts wirken? Dieß glaube ich wohl. Es gibt ein echtes und ein unechtes Vertrauen zu Gott, die so weit von einander unterschieden sind, wie echtes Gold und Messing. Das echte Vertrauen kann nur bei Menschen statt finden, die auf Gottes Wege gehen, und gewiß wissen, daß sie ihre Pflicht erfüllen. Diese haben ein Recht von Gott zu erwarten, daß er sie auf seinem Wege schütze, und zur Erfüllung ihrer Pflicht beförderlich sein werde.

Bl. Können Sie denn aber beschweden Berge versehen und alles möglich machen?

Pr. Allerding's! Wenn man es nur recht versteht. Berge versehen, das heißt die größten Schwierigkeiten überwinden, die uns bei unsern Unternehmungen wie Berge im Wege liegen, und alles möglich machen, das ist von Dingen zu verstehen, die ihrer Natur nach nicht unmöglich, sondern die wir möglich zu machen verbunden sind. Wenn das Vertrauen da ist: ich thue meine Pflicht, und kann also auf den Beistand des Allmächtigen sicher rechnen, so verschwindet alle Furcht, man geht ohne Bangigkeit den größten Gefahren entgegen und macht Dinge möglich, die uns unmöglich schienen.

Davon will ich Ihnen ein Exempel aus meiner eignen Erfahrung sagen. Vor einiger Zeit war ich Prediger auf dem Lande. Ein Paar Meilen von meinem Dorfe fiel ein Treffen vor, in welchem die Feinde geschlagen wurden. Diese plünderten nun auf ihrer Flucht alle Dörfer, durch die sie kamen. Unserm Dorfe stand ein ähnliches Schicksal bevor. Da mir Gott diese Gemeinde anvertrauet hatte, so hielt ich es für Pflicht mich ihrer anzunehmen, und sie gegen die bevorstehende Plünderung zu schützen, zumal da im Dorfe Niemand war, der dazu den nöthigen Muth besessen hätte.

Weil ich fest überzeugt war, daß die Rettung meiner Gemeinde meine Pflicht sei, so hatte ich auch das Vertrauen zu Gott, er werde mir die Mittel zeigen, meine Pflicht zu erfüllen. In diesem Vertrauen dachte ich nach, und fand bald das Mittel zur Rettung. Ich ließ schleunig die Gemeinde zusammen kommen, stellte ihr die Gefahr vor, in der sie sich befände, rein ausgeplündert zu werden. Zugleich

aber versicherte ich sie, daß ich mir getraue das Unglück abzuwenden, wenn sie meine Rathschläge befolgen wollte. Sie sollte sogleich von Lebensmitteln, alles was sie hätte, Brod, Speck, Würste, Bier, Branntwein unter der Linde zusammen bringen. Zugleich sollten aber alle Manns- und Weibspersonen sich mit Hengabeln, Mistgabeln und Aerten bewaffnen, und um die Lebensmittel stellen. Für das Uebrige sollten sie mich sorgen lassen.

Bald darauf gab der Thürmer ein Zeichen, daß Feinde sich näherten. Ich faßte Muth und ging ihnen entgegen. Es waren ihrer etwa vierzig Mann. Dem ersten, auf den ich stieß, bot ich freundlich die Hand. Willkommen! sagte ich. Sie sind, wie ich sehe, müde, und werden Hunger und Durst haben? Ich werde sogleich etwas zu ihrer Erquickung bringen lassen. Zugleich sagte ich dem Burschen, der mich begleitet hatte, daß er geschwind zum Schulzen laufen, und ihm sagen solle, er müsse sogleich ein Paar Körbe mit Lebensmitteln heraus bringen.

Gleich vor dem Dorfe war ein schöner Rasenrand. Hier! sagte ich, lieben Gäste! setzen Sie sich nieder. Es soll sogleich alles herbeigeschafft werden, was zu Ihrer Erquickung nöthig ist.

Die mehresten setzten sich; einige aber wollten selbst in das Dorf und sich holen, was sie bedurften. Wie prallten sie aber zurück, als sie ein Paar hundert bewaffnete Leute erblickten. Zum Henker, was wollen denn die Leute mit ihren Gabeln und Aerten? fragte der eine.

Gar nichts Böses, antwortete ich. Sie haben sich nur zu ihrer Sicherheit bewaffnet. Wenn Sie sich ruhig verhalten, so werden sie Ihnen kein Haar krümmen. Sollten sich aber Leute unter Ihnen finden, die Unruhe anfangen,

oder wohl gar plündern wollten, so würden sie sie sogleich todt schlagen. Ich rathe Ihnen also doch, daß sie vor dem Dorfe bleiben, und genießen, was ich für Sie bereitet habe, damit Sie mit ihnen nicht etwa Händel bekommen.

Sie murrten, setzten sich zu den andern, aßen und tranken, und wurden alle satt, manche auch trunken. Sie zogen nun weiter und viele dankten.

So gingen die Jäger den ganzen Tag. Jeder wurde auf eine ähnliche Art behandelt, und jeder zog im Frieden ab.

Zum Glück wurde es gegen Abend ruhig. Dem ungerathet ließ ich die Nacht hindurch stark wachen, und die ganze bewaffnete Mann- und Weiberschaft mußte in einigen Häusern zusammen bleiben und in Kleidern schlafen, damit sie, auf das erste Zeichen, sogleich wieder unter die Waffen treten könnte.

Ich hatte die Zahl der Durchmarschirten aufgeschrieben und fand daß ihrer 909 Mann gewesen waren.

So hatte ich einziger also das Dorf gegen beinahe tausend Mann vertheidigt. Und wodurch? Blos durch den Glauben, durch das Vertrauen zu Gott. Wie wäre es mir sonst möglich gewesen, eine so kühne Unternehmung zu wagen. Nun werden Sie hoffentlich verstehen, was es heißt: daß der Glaube Berge versetzt und unmöglich scheinende Dinge möglich machen könne.

Bl. Ich verstehe Sie vollkommen, und muß Ihnen gestehen, daß auch ich, durch diesen Glauben, in Surinam manchen Berg versetzt, und manches möglich gemacht habe, was andern Leuten unmöglich schien.

Dr. Diß ist mir lieb. Gewiß beweiset dieser Glaube

bei allen Menschen, bei Hohen und Niedrigen, seine Kraft und thut Wunder. Schade nur, daß er so selten ist.

Wer mit diesem Glauben wirken will, der muß nicht nur Vertrauen zu Gott, sondern auch Zutrauen zu sich selbst haben. Dieß kann nur bei Personen Statt finden, die ihre Kräfte fühlen, die sich bewußt sind, daß sie zur Erfüllung ihrer Pflicht die nöthigen Einsichten und Geschicklichkeit besitzen, daß der Geist den Körper vollkommen in seiner Gewalt habe, so daß dieser immer thun muß, was jener will. Wo dieses fehlt, wenn der Mensch unwissend, einfältig, ungeschickt ist, seine Gliedmaßen nicht gehörig zu gebrauchen weiß, so wird er nichts Großes zu Stande bringen. Er wird zwar hoffen, daß Gott ihn schützen und retten werde; da er selbst aber nichts dabei thut, und Gott nicht durch ein Wunder, ohne unser Zuthun, durch uns große Dinge zu Stande zu bringen pflegt, so wird sein Glaube auch keine Wirkung thun.

Deßwegen rathe ich Ihnen, lieber Freund! daß Sie doch ja fortfahren ihrem Geiste den nöthigen Einfluß auf ihre leidenden Gliedmaßen zu verschaffen, damit er über dieselben vollkommen Herr werde, und mit Ihnen thun kann was er will.

Bl. Sie haben mir heute sehr viel Gutes gesagt. Ich danke Ihnen herzlich dafür und verspreche Ihnen daß ich Ihnen treulich folgen will.

Dr. Da ich aber eben mit der Vorbereitung zum Leben beschäftigt bin, so muß ich Sie auf noch einen Punkt aufmerksam machen. Zu einem vergnügten Leben gehört auch, daß man sein gutes Auskommen habe, and sorgenfrei sei. Wie steht es? haben Sie mit Ihrem Wirthe gerechnet?

Herr Blankohl, der sonst immer nach der Regel zu handeln pflegte: alles mit Bedacht, hatte sie diesmal, wegen seinen heftigen Gliederschmerzen, doch vergessen. Er hatte nun vierzehn Tage im Gasthose gelegen, ohne dem Wirth ein einzigesmal Rechnung abzufordern. Jetzt forderte und erhielt er sie. Sie war ungeheuer stark. Herr Blankohl zeigte darüber seine Bewunderung. Der Wirth aber erwiderte, sie sei freilich stark, das wäre aber Herrn Blankohls Schuld, dem er so vielerlei habe liefern müssen, das er alles auf das billigste angefaßt habe. Die Sache war nun nicht zu ändern, weil noch nirgends eine Obrigkeit angestellt ist, welche die Reisenden gegen die Prellereien der Wirths schützt. Er mummelte also in die Zähne: das kommt daher, weil du nicht mit Bedacht gehandelt hast, that einen Griff in seine Dukaten, und zählte auf, was der Wirth verlangt hatte.

Der Prediger entfernte sich und versprach Herrn Blankohl, ihn in ein gutes Wirthshaus zu bringen, wo er weit wohlthuer würde leben können. Da er ein Mann von Wort war, so konnte Herr Blankohl noch denselben Tag seinen Einzug halten.

Der Wirth nahm ihn freundlich auf, sah ihm aber immer scharf in die Augen. Am Ende sagte er: Sie kommen mir so bekannt vor. Ich muß Sie irgendwo schon einmal gesehen haben.

Herr Blankohl betrachtete ihn nun auch aufmerksamer, und versicherte, daß ihm sein Gesicht auch bekannt sei.

Nachdem der Wirth ein Paar Minuten den Finger an die Nase gelegt hatte, sagte er endlich, wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Simon Blankohl.

Der bin ich, erwiederte dieser; aber Sie? Ach nun besinne ich mich, Sie sind ja mein Vetter Lebrecht.

Da war nun Freude von beiden Seiten. Die größte war aber auf Herrn Blautohl's Seite. Er hatte zwar mit dem Vetter Lebrecht sonst keine große Freundschaft gehalten; weil er aber aus seinem Geburtsorte war, aus welchem er, seit seiner Abreise nach Surinam, Niemanden gesehen hatte, so war er ihm sehr werth. Ach der Geburtsort bleibt uns lebenslang werth, und jedes Plätzchen, die Kirche die wir Sonntags, die Schule, die wir in der Woche besuchten, der Platz wo Ball gespielt, wo Kirmse oder Jahrmarkt gehalten wurde, die Kaine, auf denen wir Weilchen suchten, die Büsche, in welchen wir Syrenkel stellten, alles ist uns merkwürdig. Ist man mehrere Jahre abwesend gewesen, und kommt einmal wieder zurück, so empfindet man immer ein besonderes Wohlbehagen, wenn man die alten Bekannten wieder antrifft.

Nachdem also Vetter Lebrecht seine Geschäfte geendigt hatte, so mußte er sich zu seinem Gaste setzen, den ganzen Abend bei ihm zubringen und ihm von Krebsleben erzählen. Er erkundigte sich nach allen, sogar die Base Anna Sabina und ihr Mann Jörgen wurden nicht vergessen. Vetter Lebrecht machte von ihnen eine sehr traurige Beschreibung. Als ich das leztmal in Krebsleben war, sagte er befanden sich diese Leute in den kläglichsten Umständen. Die Frau war so säuisch in dem Anzuge und in ihrer Wirthschaft, daß man sie ohne Ekel nicht ansehen konnte. Der Mann war ihr deswegen so gram geworden, daß gewiß elten ein Tag verstrich, da sie nicht durchgeprügelt wurde Um sich die Grillen zu vertreiben, gewöhnte sich der Mann so an den Branntwein, daß er selten nüchtern wurd. Daß in

einer solchen Wirthschaft alles rückwärts gehen muß, versteht sich von selbst. Ein Stückchen Land nach dem andern wird verkauft, in Kurzem werden sie ihr Brod mit Tagelohn verdienen, und am Ende vor den Thüren suchen müssen.

Bl. Und waren sonst so feine Leute. Hätte sich jedes bemühet dem andern nach der Hochzeit eben so zu gefallen, wie sie vor der Hochzeit thaten, so würden sie gewiß jetzt die glücklichsten Leute sein. Wann waren Sie denn das leztmal in Krebsleben?

L. Es ist schon über zwei Jahre. Schwerlich werde ich es auch wieder sehen, da ich nichts mehr dort zu suchen habe.

Bl. Haben Sie aber kürzlich Briefe von da erhalten?

L. Ich stehe in gar keinem Briefwechsel mehr mit meinem Geburtsorte.

Dieß war Herrn Blankohl nun gar nicht lieb zu vernehmen, der gar zu gern recht neue Nachrichten von dem Wohlbefinden seiner guten Eltern gehabt hätte. Er fing daher an zu gähnen, seine Reisekameraden thaten ein Gleiches, und Wetter Lebrecht folgte ihrem Beispiele. Dieß gemeinschaftliche Gähnen sahen sie als ein Zeichen an, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu verfügen, welches sie auch thaten. Am Ende des folgenden Tages ließ sich Herr Blankohl seine Rechnung machen, fand sie billig und bezahlte sie. Dieß that er täglich. Der Prediger besuchte ihn nun seltener, aber immer war ihm sein Besuch sehr angenehm.

Nachdem Herr Blankohl noch vierzehn Tage bei seinem Wetter gelebt hatte, hielt er sich für stark genug, seine Reise fortzusetzen. Zuvor lud er seinen Vorbereiter zum Leben zu einem Mittagsbrode ein, und verlebte mit

ihm unter traulichen Gesprächen, einen vergnügten halben Tag.

Den nächsten Tag sollte die Reise angetreten werden, aber der Prediger bat ihn so inständig, daß er auch einmal mit ihm speisen sollte, daß er es ihm nicht abschlagen konnte.

Bei dem Eintritte in des Predigers Wohnung bemerkte Herr Blaukohl, daß derselbe nicht nur gute Lehren zu geben wußte, sondern dieselben auch wirklich befolgte. Es war da alles in der größten Ordnung und Reinlichkeit. Keine Sache lag oder stand am unrechten Orte. Eben so war es in der Stube. Die Hausfrau nebst drei Kindern verbeugten sich vor ihm bei seinem Eintritte und hießen ihn freundlich willkommen. Alle waren beschäftigt. Die Mutter saß hinter einem Nähramen, die älteste Tochter verfertigte ein Hemde, die jüngste strickte, und der zehnjährige Knabe wickelte Garn. Alle waren sehr reinlich, aber in wohlfeiles Zeug gekleidet.

Sobald die Zeit kam, daß der Tisch sollte gedeckt werden, gab die Mutter ein Zeichen. Sogleich standen die Kinder auf, und jedes brachte dasjenige herbei, was ihm aufgetragen war. Binnen acht Minuten war der Tisch gedeckt, und mit dem nöthigen Tischgeräthe besetzt.

Ei! sagte Herr Blaukohl, lieber Herr Prediger! was für ein glücklicher Mann sind Sie! auf meinen Reisen fand ich nie eine so vortreffliche Familie! alle sind so gesund, so fleißig, so gut. Denn daß sie alle, von der lieben Mutter an, bis auf die kleinste Tochter, sehr gut sein müssen, dieß sieht man aus ihren unschuldigen freundlichen Gesichtern. Welche Ordnung, welche Reinlichkeit ist allenthalben

zu sehen. So traf ich sie nirgends an, außer in dem Hause meiner seligen Frau.

Dem Prediger schien dieses Lob zu behagen, er strich sich den Bart und sagte: allerdings halte ich mich für einen sehr glücklichen Mann und habe noch nie einen gefunden, mit dem ich hätte tauschen mögen. Es ist mir allemal lächerlich, wenn ich von den rauschenden Belustigungen höre, welche die Reichen mit vielen Kosten anstellen, um sich zu vergnügen. Mögen sie! denke ich, so vergnügt sind sie doch nicht, als du, an der Seite deiner lieben Cordula, und in dem Kreise deiner guten Kinder. Ich kann daher auch die ganze Welt entbehren, und nehme an den öffentlichen Vergnügungen keinen Antheil. Auch zu den Kränzchen und Abendgesellschaften, die hier gehalten werden, gehe ich nicht. Mein liebstes Kränzchen ist das, was Sie bei dem Eintritte in das Zimmer hier fanden. Gott hat es aber auch sehr gut mit mir gemeinet, indem er mir ein sehr geringes Einkommen anwies, bei dem wir alles sehr spärlich einrichten müssen, wenn wir damit auskommen wollen. Dadurch sind wir genöthiget worden, eingezogen zu leben, und einfach zu kleiden, einfache Kost zu genießen, durch Ordnung und Reinlichkeit das Unrige zu schonen, und durch unsern Fleiß noch etwas zu erwerben. Hätte mir Gott so viele Tausende gegeben, als er mir Hunderte jährlich gab, so wäre wahrscheinlich alles anders gegangen.

Jetzt wurde die Mahlzeit aufgetragen. Sie bestand aus einer Suppe, Erbsen, die der Prediger selbst gezogen, und aus einem Huhne, das auf seinem Hofe erzogen worden war. Statt des Weins wurde ein Bier angetragen, welches eben so helle war wie Wein, und noch besser schmeckte, und von der Frau Predigerin selbst war gebrauet worden.

Herr Blautohl befand sich ungemein wohl. Er fand die Mahlzeit sehr schmackhaft, und die lebhaften Gespräche des Wirths und der Wirthin, nebst der Freundlichkeit und Maniertheit der Kinder, verschafften ihm die angenehmste Unterhaltung.

Gegen das Ende der Mahlzeit fragte der Prediger, mit welcher Gelegenheit werden Sie denn reisen?

Mit der Post, war seine Antwort.

Mit der Post? erwiederte dieser, dazu kann ich Ihnen nicht rathen. Sie müssen da mehrere Stunden lang sitzen, ohne daß Ihr Geist auf die Gliedmaßen wirken kann. Was gilt's? sie werden wieder steif und schmerzhaft werden, und wenn Sie auf die nächste Station kommen, so müssen Sie wieder liegen bleiben. Ich rathe Ihnen, daß Sie Ihre Sachen auf die Post geben, selbst aber zu Fuße folgen. Die ordinäre Post fährt so langsam, daß Sie gemeiniglich mit ihr gleichen Schritt halten können. Sollten Sie zu müde werden, oder schlimme Witterung einfallen, so können Sie sich ja immer wieder aufsetzen. Aber wie wird es des Nachts werden? Die Nächte sind kühl und Ihr Körper ist noch zu schwach, als daß er die nächtliche Kühlung aushalten könnte. Folgen Sie mir, und mietzen Sie sich auf der nächsten Station eine eigne Fuhrre, auf welcher Sie ihren Koffer packen, und bald in derselben fahren, bald neben ihr gehen können.

Herr Blautohl begriff die Güte des Raths, daß er ihn nicht nur zu befolgen versprach, sondern auch wirklich befolgte.

Mit schwerem Herzen und nassen Augen nahm Herr Blautohl von dieser liebenswürdigen Familie Abschied, besonders von dem rechtschaffenen Prediger, dem er so vie-

les zu verdanken hatte. Glauben Sie mir, sagte er, daß Sie, meine Lieben, mir alle unvergeßlich sind, und daß Sie in Krebsleben einen Freund, Namens Simon Blaukohl, haben, an den Sie sich wenden können, so oft Sie in Verlegenheit sind. Jetzt brückte er den Prediger herzlich an seine Brust, küßte die Kinder nach der Reihe, und, auf Verlangen des Vaters, auch die Mutter, und trat ab.

In der Hausthür drückte er dem Prediger ein Papierchen mit den Worten in die Hände: noch ein kleines Andenken.

Ehe der Prediger es aufwickeln und lesen konnte, war ihm Herr Blaukohl schon aus den Augen verschwunden.

Ich wünsche allen Lesern dieses Blatts, die so verständig und rechtschaffen sind, wie dieser Prediger, daß jeder in der Kürze eben so ein Papierchen erhalten möge. Es wird ihm doch etwas Spas machen.

Der Prediger machte große Augen, als er es las, denn es war ein Wechsel über 50 Dukaten. Er war durch dieß unerwartete Geschenk sehr gerührt, theils weil er wußte, daß es aus gutem Herzen kam, theils weil er es bei seiner kärglichen Einnahme sehr gut brauchen konnte.

Seine Frau war vor Freuden außer sich, als er es ihr zeigte. Dieß kommt, sagte sie, eben recht. Davon können wir manches Nöthige anschaffen, wozu uns bisher das Geld fehlte. Und nun wurde überlegt, wie sie diese 50 Dukaten am Besten anwenden wollten. Zuerst wurde beschloffen, ein recht schönes Fortepiano, das bei einem Instrumentenmacher zum Verkaufe stand, zu kaufen. Denn die ganze Familie war musikalisch, und hatte sich bisher doch mit einem alten, ausgespielten Claviere behelfen müssen. Ferner wurde der Frau Predigerin ein neuer

Sonntagsanzug zuerkannt, den sie sehr nöthig hatte, und für jedes Kind das Kleidungsstück, das es am mehesten bedurfte. Das Uebrige behielt der Herr Prediger für sich, zu einem Sonntagskleide, und zur Anschaffung einiger guten Bücher.

Wir wollen die liebe Familie nun ihrer Freude überlassen, und die geneigten Leser mögen unterdessen überlegen, wie sie das Papierchen, das ich ihnen gewünscht habe, wenn es ankommt, anwenden wollen.

Herr Blaukohl trat nun seine Reise an, und setzte sie fort, gerade auf die Art, wie ihm der Prediger gerathen hatte. Da seine Kameraden sahen, daß er sich nicht aufsetzte, schämten sie sich, ihn allein gehen zu lassen, und leisteten ihm Gesellschaft. Auf der nächsten Station wurde ein eignes Fuhrwerk angenommen, mit welchem Herr Blaukohl ging. Auf dem Wege stießen ihnen allerlei Abenteuer auf, bei deren Erzählung wir uns aber nicht aufhalten wollen, weil Herr Kopfstück und Leuchter sich gar zu sehr nach ihrer Heimath sehnen. Endlich sahen sie sie vor sich liegen. Sie hieß Einbeck. Vor dem Thore stiegen sie in den Wagen, und als Herr Blaukohl im Thore gefragt wurde, wer er sei? gab er zur Antwort, der Kaufmann Blaukohl, nebst zwei Handlungsbedienten. Die Namen der Reisegesellschafter nannte er absichtlich nicht, damit das Gerücht von ihrer Ankunft nicht eher, als sie selbst, ankäme. Sie traten in einem Gasthose ab, und die beiden jungen Leute wollten nun sogleich zu ihren Eltern.

Alles mit Bedacht! sagte Herr Blaukohl. Wenn ihr Herren sogleich euern Aeltern in die Arme stürzt, könnte die große Freude ihnen schädlich werden. Und ich doch etwas für Sie gethan habe, so ist es ja wohl bill

daß Sie mich an der Freude des Wiedersehens Theil nehmen lassen.

Das versteht sich, sagten beide.

Wer ist ihr Herr Vater? fragte er Herrn Kopfstück.

Ein Gewürzhändler, erhielt er zur Antwort.

Nach einigem Besinnen sagte ihm Herr Blaukohl: so ziehen Sie geschwind Ihre schlechteste Kleidung an, und geben sich für einen reisenden Handwerksburschen aus.

Nachdem die Umkleidung geschehen war, wurden noch einige Verhaltensregeln gegeben, dann zogen sie ab; Herr Leuchter mußte indessen das Zimmer hüten. Als sie an das Haus kamen, wo Herrn Kopfstücks Vater wohnte, ging Herr Blaukohl hinein und bot dem alten Herrn Kopfstück ein Paar Dukaten zum Verwechseln an.

Dieser schmunzelte, als er die schönen vollwichtigen, geränderten Dukaten sah, und noch mehr, da sie ihm sogleich für den Preis überlassen wurden, den er dafür geboten hatte.

Eben hatte er angefangen das Geld aufzuzählen, als der reisende Handwerksbursche herein trat, und um einen Schrypfennig bat.

Unwillig warf ihm Herr Kopfstück einen Heller hin.

H. Ein Heller! ist dieß auch eine Gabe für einen so angesehenen Kaufmann?

K. Reis Kerl! Wenn du vor allen Thüren in der Stadt so viel bekommst, so kannst du eine sehr gute Mahlzeit halten.

H. Vor allen Thüren? ach vor zehn werde ich abgewiesen, ehe ich vor einer etwas bekomme.

K. Das geht mich nichts an.

H. Wie können Sie aber so hart sein. Vielleicht ha-

ben Sie auch einen Sohn, der auf der Wanderschaft ist. Nun stellen Sie sich vor, daß dieser auch so hart behandelt würde.

Herrn Kopfstück zitterte die Hand, als er dies hörte, und gab ihm einen Sechser.

H. Ich danke. Da scheine ich es doch getroffen zu haben. Was für eine Profession hat denn Ihr Sohn gelernt? war er etwa ein Buntler?

K. Ein Landläufer.

H. Nun da muß er mir doch begegnet sein. Denn ich habe auch gar manches Land durchzogen, wie hieß er denn?

K. Kopfstück.

H. Doch nicht Heinrich Kopfstück?

K. So hieß er.

H. Ach den kenne ich gar gut. Ich habe wohl zwanzigmal mit ihm auf einer Streue geschlafen.

K. Kerl, du machst Glauben.

Jetzt war das Geld für die zwei Dukaten aufgezehrt, und, nachdem es Herr Blautohl eingestrichen hatte, konnte nun Herr Kopfstück sein Gespräch mit dem Handwerksburschen ungestört fortsetzen.

K. Wie sah denn der Heinrich Kopfstück, den du willst gekannt haben, aus?

H. Er war gerade von meiner Größe, und hatte eine Stumpfnase.

Jetzt sah Herr Kopfstück den Handwerksburschen erst an, weil bisher seine Augen ganz auf das Geld gerichtet waren, das er aufzählte. Der Handwerksbursche hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen.

K. Zum Gudgnak! Was seh ich denn? am Ende bist du Heinrich Kopfstück selbst?

H. Könnte wohl sein.

K. Mein Sohn? mein verlornen Sohn? Mutter! Mutter! geschwinde heraus! Kennst du den?

Ach mein Heinrich! rief diese, und fiel ihm um den Hals. Da ging es an ein Herzen und Küssen und jubeln. Der verlorene Sohn wurde mit in die Stube gezogen und Herr Blaukohl? an den dachte kein Mensch. Wenn ihr, sprach er bei sich selbst, könnt ohne mich leben, so kann ich auch ohne euch leben, und zog ganz in der Stille ab.

Dies war Herrn Leuchter recht, welcher mit Schmerzen Herrn Blaukohls Zurückkunft erwartete.

Da dieser hörte, daß Herrn Leuchters Vater der Küster sei, so sagte er: ich will mir von Ihrem Vater die Kirche zeigen lassen, und Sie folgen mir und sind mein Bedienter. Da wird sich schon Gelegenheit finden, ihn nach und nach auf Sie aufmerksam zu machen.

Jetzt waren sie bei des Küsters Hause. Herr Blaukohl bat ihn, ihm die Kirche zu öffnen, damit er die darin befindlichen Gemälde besehen könne. Dieser war dazu sogleich bereit und erkannte seinen Sohn nicht. Einer seiner Hausgenossen erkannte ihn aber doch, dieß war — der Hund. Dieser sprang an ihm in die Höhe und war vor Freuden außer sich. Herr Leuchter vergaß sich, und sagte: je Bidel kennst du mich denn noch?

Dies machte den Küster aufmerksam. Er sah seinen Sohn genauer an, erkannte ihn, und rief aus, ach mein Adolph! wo kommst du denn her?

Aus Surinam, gab dieser zur Antwort.

Und nun fiel er ihm um den Hals, zog ihn nach dem

Sim. Blaukohl.

Hause zu, und hätte beinahe Herrn Blaukohl auch stehen lassen. Erst als er an die Hausthür kam, besann er sich eines Bessern und sagte: verzieh hier, mein Sohn! bis ich diesem Herrn die Kirche gezeigt habe.

Dieser Herr lächelte aber und sagte: ich bin eigentlich nicht gekommen um die Kirche zu sehen, sondern um Ihnen Ihren Sohn zuzuführen. Dieß ist nun geschehen, und ich will Sie in Ihrer Freude nicht stören.

Herr Leuchter nöthigte ihn sehr, nur eine halbe Stunde in seines Vaters Haus zu gehen; aber er ließ sich nicht halten, sondern ging fort.

Als er im Gasthose ankam, bestellte er sogleich sein Fuhrwerk, um weiter zu reisen, und den Dankesagungen auszuweichen, die er von den Vätern der verlorenen Söhne vermuthete.

Herr Kopfstück erwischte ihn aber doch noch, als er eben in den Wagen steigen wollte, und er nebst seinem Sohne bat ihn dringend, daß er zu Mittage bei ihm speisen solle, und rühmete das Gute, das er an seinem Sohne gethan hätte.

Statt der Antwort, gab er dem Alten und Jungen einen Kuß, sprang in den Wagen und fuhr fort, bis er zur Stadt hinaus war, dann ging er wieder zu Fuße.

In Krebsleben kam er Sonntags früh an und stieg im Gasthose ab.

Ehe er in seines Vaters Haus ging, wollte er erst in die Kirche gehen, theils um Gott für seine glückliche Rückkunft zu danken, theils um seinem Vater, den er in der Kirche zu finden hoffte, erst von ferne sich zu zeigen. Der Weg ging über den Kirchhof. Da er daselbst mehrere frische Gräber fand, trat er näher, um an den darauf stehenden

Kreuzen die Namen derer zu lesen, die unter denselben begraben lagen. Da fand er nun die Namen von einigen Bekannten und Jugendfreunden, auf deren Wiedersehen er sich sehr gefreuet hatte, welches ihn sehr wehmüthig machte. Am Ende kam er an ein Paar Kreuze, die dicht neben einander standen. Auf diesen las er, man stelle sich seinen Schrecken vor, die Namen seines Vaters und seiner Mutter. Er erblaßte, und stand ein Paar Minuten wie versteinert da. Dann fing er an zu klagen: ach mein Vater! ach meine Mutter! heute wollte ich euch umarmen, mich mit euch freuen, und muß euch hier finden? Kann euch nun nicht danken, für das Gute, das ihr mir gethan habt, kann euch in eurem Alter nicht unterstützen. Nun fing er an die Hände zu ringen und wie ein Kind zu weinen.

Jetzt kam der Herr Doktor Flieder, um auch in die Kirche zu gehen. Da er den Fremden sich so kläglich gebunden sahe, wurde er aufmerksam, trat ihm näher und betrachtete ihn genauer. Da erkannte er gleich den Herrn Simon Blaukohl.

Er klopfte ihn auf die Achseln und sagte: ich freue mich, lieber Herr Blaukohl! Sie wieder in Krebsleben zu sehen; bedaure aber sehr, daß Sie, gleich bei Ihrem Eintritte, einen so traurigen Anblick haben müssen.

Bl. Ach bester Herr Doktor! (ihm um den Hals fallend) der Jammer! der Jammer!

Fl. Ich fühle es ganz, was Sie jetzt leiden.

Bl. Woran sind denn meine Eltern gestorben?

Fl. O kommen Sie mit mir nach Hause. Sie bedürfen Erholung. Zu Hause sollen Sie alles erfahren.

Herr Blaukohl war auf einmal so schwach auf den Füßen, daß ihn der Herr Doktor führen mußte. Als er

ihn auf seine Stube brachte, ließ er ihn auf das Canapee setzen, denn er war so schwach, daß man eine Ohnmacht besorgen mußte. Der Herr Doktor hielt ihm daher Salmiaspiritus unter die Nase. Als er sich etwas erholt hatte, war seine erste Frage: woran starben denn meine Eltern?

Gl. An der Ruhr.

Bl. An der Ruhr? sind Sie denn nicht zu Rathe gezogen worden.

Gl. Das wohl, aber nicht eher bis ihnen der Tod auf der Zunge saß. Die Ruhr ist leicht zu heben, wenn man gleich zu Anfange sie ordentlich behandelt. Hat sie aber einige Tage schon den Körper angegriffen, so ist gemeinlich die Hülfe des geschicktesten Arztes fruchtlos.

Alle die frischen Gräber, die Sie gesehen haben, sind mit Ruhrkranken gefüllt. Aber woher kommt es? unsere lieben Bürger lernen allerlei, nur nicht ihre Gesundheit erhalten und sich gegen Krankheiten schützen.

Bl. Wie schützt man sich denn gegen die Ruhr?

Gl. Diese Krankheit zeigt sich gemeinlich in den heißen Monaten, wo die Menschen stark schwitzen und hernach sich der Zugluft aussetzen, des Nachts entblößen, oder auf andere Art erkälten. Dann findet sich gemeinlich dieser unangenehme Gast ein. Wer sich also in den heißen Tagen, und überhaupt wenn er geschwitzt hat, vor Erkältung hütet, der ist ziemlich gegen diese Krankheit gesichert.

Sie zeigt sich anfänglich gemeinlich nicht als Ruhr, sondern als Durchlauf. Diesen muß man sogleich zu hemmen suchen, ehe er zur Ruhr wird. Wenn man den Unterleib warm hält, ein Paar Tassen Fliederthee trinkt, der die Ausdünstung befördert, und statt der Mahlzeit eingebrannte Mehlsuppe, Habergrüßsuppe, oder Graupen, kein

frisches, sondern gedämpftes oder gebacknes Obst genießt, so verliert sich der Durchlauf gemeinlich. Will er aber nicht weichen, so nimmt man den andern Tag, alle zwei Stunden, eine Messerspitze voll Rhabarber, und trinkt auf den Abend ein Gläschen rothen Wein. Will dieß alles aber nicht helfen, dann ist es Zeit, daß man sogleich einen geschickten Arzt rufen läßt und sich seiner Pflege übergibt. Dieß alles haben nun die lieben Aeltern nicht gethan. Sie haben ganz verkehrte Mittel gebraucht, und mich dann erst rufen lassen, da keine Hülfe mehr möglich war.

Bl. Ach Gott! die guten Aeltern!

Gl. Ja wohl, gute Aeltern. Sie waren liebe, brave Leute, die von der ganzen Stadt geschätzt wurden. Sie haben an ihnen viel verloren. Die Sache ist aber nun geschehen und ist nicht zu ändern. Sie müssen dieß harte Schicksal als Gottes Fügung betrachten, die doch allemal gute Absichten hat.

Bl. Ja, das muß, das werde ich thun. Ach, Gott hat mich sehr hart angesehen, und ich habe mich dabei immer durch das Vertrauen auf ihn beruhigt. Es wird mir ja gelingen, daß ich mich auch bei diesem harten Schlage beruhigen kann. Bester Mann! stellen Sie sich vor, eine Frau, die ich wie meine eigne Seele liebte, habe ich verloren. Sie hinterließ mir ein Söhnchen, an dem mein ganzes Herz hing — auch dieß nahm Gott zu sich. Ich konnte nicht länger in Surinam leben, wo Gräber die Freuden meines Lebens deckten. Ich packte ein und ging nach Europa zurück, um mein Leben in Gesellschaft meiner guten Aeltern zuzubringen. Ich zählte alle Stunden bis zu ihrer Umarmung, und — da ich ankam — deckt sie

auch das Grab. Nun habe ich Alles verloren — nun stehe ich ganz einsam da.

Gl. Sie haben ja Ihre gute Schwester noch.

Bl. Wie geht es dieser?

Gl. Sie ist glücklich mit dem Förster Hirschhorn verheirathet, und hat zwei allerliebste Kinder.

Bl. Nun, die muß ich gleich besuchen.

Gl. Sie wird in der Kirche sein. Verziehen Sie bei mir, bis der Gottesdienst geendigt ist.

Er blieb, und ließ sich nun von Herrn Dr. Flieder alle die Neuigkeiten erzählen, die in den letzten zwei Jahren in Krebsleben vorgefallen waren. Dadurch wurde er so angenehm unterhalten, daß er bis zur Tischzeit bei dem Herrn Doctor blieb. Dann aber eilte er nach dem Hause seiner Schwester hin. Da er die Thür offen fand, ging er hinein, öffnete die Stubenthür, und fand da seine gute Schwester, die sich eben mit ihrem Manne zu Tische gesetzt hatte. Ist, fragte er, für einen ungebetenen Gast noch ein Plätzchen da?

Beide betrachteten ihn, vom Kopf bis auf die Füße. Der Förster fragte, mit wem er die Ehre habe zu sprechen? ehe aber Herr Blaukohl noch antwortete, sagte die Schwester: Mann! das ist mein Bruder Simon, umarmte ihn, und nun erfolgte von beiden Seiten eine Ergießung von bitter-süßen Thränen, die theils die Freude des Wiedersehens, theils der Schmerz über den Verlust der Aeltern verursachte.

Das Essen wurde unterdessen kalt, und Herr Blaukohl, dem die Wehmuth den Appetit benommen hatte, genoß äußerst wenig.

Nachmittags kam halb Krebsleben herbei geströmt, um

den zurückgekommenen Landsmann zu sehen. Es geschahen so viele, zum Theil höchst alberne Fragen an ihn, daß er nicht genug antworten konnte, und am Ende der Sache recht herzlich müde wurde. Es half aber nichts, er mußte aushalten, bis zur Tischzeit, dann entfernten sich die Besucher nach und nach. Aber auch bei Tische blieben ein Paar ungebetene Gäste, und Herr Blautohl konnte also mit seiner Schwester und seinem Schwager kein vertrautes Wörtchen sprechen.

Erst den folgenden Tag konnten sie ihre Herzen gegen einander ergießen. Nachdem Bruder und Schwester einander die Freuden und Leiden mitgetheilt hatten, die sie seit ihrer Trennung erlitten, fiel die Rede auch auf die Erbschaft. Herr Blautohl ließ sich das Inventarium davon vorlegen, und fand, daß der Vater ein ziemlich beträchtliches Vermögen an Haus und Hof und andern liegenden Gründen, nebst einigen Capitalien, hinterlassen hatte. Die ganze Erbschaft war zu 11,500 Thalern angeschlagen.

Herr Blautohl machte nun einen kleinen Spaziergang außer dem Städtchen, um zu überlegen, wie er am kürzesten die Theilung beendigen wollte. Nachdem er alles wohl bedacht hatte, kam er zurück, sagte liebevoll seines Schwagers und seiner Schwester Hand, und sagte: liebe Freunde! Ihr habt ein Haus und ich keines. Wenn Ihr mir aus unserer Erbschaft das Haus, die Mobilien und die vorräthigen Waaren überließet, die zusammen auf 4500 Thaler taxirt sind, so wollte ich Euch alles Uebrige lassen, ohne darauf den geringsten Anspruch zu machen.

Ach! sagte die Schwester, das ist zu viel, das können wir nicht annehmen.

Bl. Und warum nicht? Wenn ich Dir es gebe, liebe

Schwester, so kannst Du es mit gutem Gewissen annehmen. Geben kann ich es Dir aber. Gott hat mich in Surinam so gesegnet, daß ich der väterlichen Erbschaft gar nicht bedarf. Da nahmen denn der Förster und die Försterin dieß Anerbieten mit Dank an, und wünschten, daß Gott den guten Bruder für diese Uneigennützigkeit segnen möge.

Er bezog nun das väterliche Haus, brachte alles in Ordnung, und machte Anstalt, die Handlung des seligen Vaters, der sich mit dem Verkauf von sogenannten Gewürzwaaren, wie auch Bauholz und Brettern beschäftigt hatte, fortzusetzen. Unterdessen hatte sich das Gerücht von seinem mitgebrachten Reichthum durch ganz Krebsleben verbreitet. In den ersten Tagen hatte er 50,000 Thaler, am Ende der Woche eine Tonne Goldes, zu Anfang der nächsten Woche vier Tonnen Goldes, und zu Ende derselben eine Million.

So wie nun der Geruch von einem Korb voll reifer Birnen, eine Menge Wespen herbeigelockt: so wurden auch durch das Gerücht von Herrn Blaukohls Reichthume sehr viele Bettern, Bekannte und sonst gute Freunde herbeigezogen, die sich alle seines Wohlstandes freneten und von seinem Ueberflusse etwas abzuwickeln suchten. Der eine suchte ein Capital auf sichere Hypothek, der andere ein Paar hundert Thaler auf einen Wechsel, der dritte einen Vorschuß auf sein ehrliches Gesicht, der vierte wollte mit ihm in Compagnie eine Handlung mit Leinwand anfangen und eine Fabrik errichten u. s. w. Herr Blau Kohl blieb aber seinem Grundsatz treu: alles mit Bedacht. Er nahm sich vor, Niemand etwas zu geben, bis er seine Leute besser hätte kennen lernen. Liebe Leute, pflegte er zu denen, die Geld bei ihm suchten, zu sagen, jetzt kann

ich noch Niemand helfen, meine Güter, die ich mir in Surinam erwarb, sind noch auf dem Meere, und das Wenige, was ich mitgebracht habe, brauche ich selbst zur Einrichtung meiner Haushaltung.

Nur mit Meister Schmelztiegeln ließ er sich in ein etwas weitläuftiges Gespräch ein. Dieser kam zu ihm in der Abenddämmerung, drückte ihm treuherzig die Hand, und sagte: ich freue mich herzlich, daß der barmherzige Gott Sie glücklich wieder zu uns gebracht, und Sie in Surinam so reichlich gesegnet hat.

Dies alles ist dankenswerth. Ich freue mich auch, Meister Schmelztiegeln gesund wieder zu sehen, antwortete Herr Blaukohl.

Schm. Ich bin eigentlich gekommen Ihnen einen guten Rath zu geben. Sie sind von Gott mit irdischen Gütern gesegnet, und werden nun wünschen Gelegenheit zu finden, wie sie dieselben auf Zinsen sicher anlegen können. Da will ich Sie nur warnen, daß Sie nicht jedem trauen, der bei Ihnen Geld sucht.

Bl. Danke für guten Rath. Er ist aber überflüssig, so klug bin ich selbst schon, daß ich mein Geld nicht in Jedermanns Hände gebe. Hat mir Meister Schmelztiegel sonst etwas zu sagen?

Schm. Jetzt komme ich zur Hauptsache. Ich wollte Ihnen einen Vorschlag thun, wie Sie Ihr Geld recht sicher und so vortheilhaft anlegen könnten, daß Sie mit jedem Hundert Zweihundert gewinnen.

Bl. Mit jedem Hundert Zweihundert? Das wäre ja schrecklich viel. Was sollte ich denn mit alle diesem Gelde thun? Nein, Meister Schmelztiegel, von solchen Projecten bin ich kein Freund. Wenn ich mein Geld zu fünf von

Hundertern benutzen kann, so bin ich vollkommen zufrieden. Wie sollte ich es denn anfangen, wenn ich mit jedem Hundert Zweihundert gewinnen wollte?

Schm. Herr Blaukohl! Sie sind ein rechtschaffener Mann, deswegen will ich Ihnen ein Geheimniß entdecken, das sonst Niemand von mir erfährt. Es bleibt aber unter uns (hier faßte er Herrn Blaukohls Hand). Sehen Sie, Gott hat mir große Barmherzigkeit erzeigt, und mir besondere Einsichten in die Alchymie mitgetheilt.

Bl. In die Alchymie? Die kenne ich nicht.

Schm. Das ist die göttliche Kunst die Metalle zu verwandeln.

Bl. Also kann Er wohl gar Blei in Gold verwandeln.

Schm. Mit Gottes Hülfe.

Bl. Nun, da kann Er viel. Da muß er ein steinreicher Mann sein. Ich will es mir merken. Wenn ich einmal ein Capital suche, so weiß ich doch, an wen ich mich wenden soll.

Schm. Lieber Herr Blaukohl! Bisber war bei mir die Zeit der Ausfaat, aber die Ernte ist vor der Thür. Um die Sache ganz zu Stande zu bringen, fehlen mir etwa noch vierhundert Thaler. Wenn Sie die Güte haben wollten, dieß Sümmlen vorzuschießen, so verspreche ich Ihnen, als ehrlicher Mann, daß ich den Gewinn redlich mit Ihnen theilen will.

Bl. Wie viel Gold hat Er denn bereits bei seinem Laboriren gewonnen?

Schm. Wie gesagt, es ist bei mir noch die Zeit der Ausfaat.

Bl. Also hat Er noch nichts gewonnen? Nun, da glaube ich auch von der ganzen Sache nichts. Ich habe

es bisher immer für unmöglich gehalten, daß man Blei in Gold verwandeln könne, und werde es nicht eber glauben, bis mir Meister Schmelztiegel vor meinen Augen ein Pfund Blei in Gold verwandelt.

Schm. Dieß sollen Sie sehen, sobald ich die Tinctur zu Stande habe.

Bl. Gut! so lasse Er mich rufen, wenn Er die Tinctur zu Stande hat und das Blei in Gold verwandeln will. Bin curios die Sache zu sehen.

Schm. Das werde ich gewiß thun, aber um die Tinctur zu Stande zu bringen, muß ich eben die vierhundert Thaler haben.

Bl. Bergeß Er Seine Rede nicht, Meister Schmelztiegel! Er warnte mich, daß ich nicht Jedem trauen sollte, der von mir borgen wollte. Wie kann ich Ihm denn trauen? Hypothek hat Er nicht, alles, was Er mir zum Unterpfande geben kann, ist das Gold, das Er noch machen will. Daß Er das kann, glaube ich nicht, wie kann Er mir denn da zumuthen, daß ich Ihm vierhundert Thaler borgen soll? und kurz von der Sache zu kommen, Seine ganze Alchymie will mir nicht gefallen. Ehe ich nach Surinam ging, war Er ein Töyfer, ein sehr geschickter Töyfer. Seine Defen, seine Schüsseln und Töpfe wurden weit und breit gesucht, und Er konnte nicht Waare genug liefern. Damals ging Er so sauber gekleidet, wie wenn Er aus einem Ei geschält wäre, hatte volle rothe Backen, Seine beiden Jungen waren munter wie die Hirsche; und jezt — Er zieht ja auf wie ein Bettler, ist zerlumpt, das Gesicht ist verfallen, wie wenn Er im Grabe gelegen hätte, Seine beiden Jungen waren heute bei mir und bettelten?

Schm. Sie sehen also, daß ich alles dieser göttlichen

Kunst geopfert habe, nächstens werde ich die Früchte davon einernten, wenn ich nur die erbetene Unterstützung erhalte.

Bl. Wer hat Ihn denn dazu berufen, sich mit der Goldmacherei abzugeben?

Schm. Der barmherzige Gott, der mir dazu die Einsichten mitgetheilt hat.

Bl. Er schwärmt, Meister Schmelztiegel. Gott hat Ihn berufen ein Töpfer zu sein, weil Er Ihm zu diesem nützlichen Geschäfte Einsichten und Geschicklichkeit gab. So lange Er Seinem Berufe treu blieb, segnete Ihn Gott. Zur Goldmacherei hat Er Ihn nicht berufen, denn Er versteht ja nichts davon, Er kann ja nicht ein Quentchen Gold zeigen, das er hervorgebracht hätte. Seine Habsucht, Seine Begierde, ohne Arbeit ein reicher Mann zu werden, hat Ihn dazu verleitet. Er ist also dem Rufe Gottes ungehorsam gewesen, und hat dem Rufe Seiner Habsucht gefolgt. Daher ist auch Gottes Segen von Ihm gewichen, und der Fluch ruht auf Ihm. Wie kann ich also einen Mann retten, der Gottes Weg verlassen hat! Wenn ich Ihn auch; statt vierhundert, tausend Thaler gäbe, so würde Ihm dieß nichts helfen. Kehre Er zu Seinem Töpferhandwerke zurück, dieß ist das einzige Mittel, sich zu retten.

Schm. Lieber Herr Blaukopf! Ich habe heute noch keinen Bissen über meine Zunge gebracht. Wollen Sie mir denn nicht die Barmherzigkeit erzeigen, und mir wenigstens so viel geben, daß ich für mich und die Meinigen etne Suppe kochen kann?

Bl. Ja, das will ich.

Er gab ihm einen Speckesthaler, wofür er Herrn

Blaukohl die Hand küssen wollte, welches dieser aber nicht annahm.

Meister Schmelztiegel war durch die nachdrückliche Ermahnung des Herrn Blaukohl zum Nachdenken gebracht worden. Er entschloß sich wirklich, das Töpferhandwerk wieder zu treiben. Da fehlte es aber an nichts mehr, als an Allem. Seine ganze Werkstatt war verwüstet, und keinen Heller Geld hatte er in den Händen. Da schenkte ihm Herr Blaukohl zu seiner Einrichtung nach und nach hundert Thaler, und hatte dafür das Vergnügen, der Stadt einen geschickten und fleißigen Bürger erhalten zu haben.

Die Haushaltung des Herrn Blaukohl war anfänglich sehr einfach. Er hatte Niemand um sich, als einen Lehrling, den er von seinem seligen Vater geerbt hatte. Da dieser aber weder Kochen, noch Waschen, noch andere weibliche Dienste verrichten konnte, so nahm er seine Zuflucht zur Schwester, die ihn beköstigte, seine Wäsche besorgte und durch ihre Magd die übrigen weiblichen Arbeiten verrichten ließ.

Weil Herr Blaukohl durch seinen Lehrling seine Wirthschaft nicht besorgen lassen konnte, so fühlte ganz Krebsleben, daß es nicht gut wäre, daß Herr Blaukohl allein sei, daß er einer Gehülfin bedürfe, und jeder Vater, der eine mannbare Tochter hatte, fühlte bei sich einen Drang, ihm dieselbe zur Gehülfin zu geben. War dieser Drang christliche Liebe? oder sonst etwas? das weiß ich nicht. Genug, Herr Blaukohl wurde von einem Vater nach dem andern zu Tische gebeten. Es wurden Bälle angestellt, bei denen er immer zugegen sein mußte. Aller Augen, besonders die Augen der Krebsleber Schönen, waren auf ihn

gerichtet. Sie ließen sich frisiren, legten ihre besten Kleider an, manche ließen sich auch neue machen. Immer umgaben sie ihn, setzten sich zu ihm, blinzelten ihn an und baten ihn, ihnen etwas aus Surinam zu erzählen.

Herr Blaukohl aber dachte: alles mit Bedacht! Abgeneigt war er gar nicht, sich unter den Krebsleber Schönen eine Gefährtin auszusuchen; er glaubte aber bei der Wahl nicht bedachtsam genug zu Werke gehen zu können. Deswegen war er mit allen freundlich, tanzte mit allen und sprach mit allen, damit er es mit keiner verderbe. Er nahm sich aber auch sehr in Acht, daß er mit keiner freundlicher war, mit keiner länger tanzte und sprach, als mit der andern.

Uebrigens ließ er sie alle die Musterung passiren, und beobachtete die Bildung, den Wuchs, den Anzug und das Benehmen einer jeden. Die Zahl derer, die sich geneigt fühlten, sich mit ihm und seinen holländischen Dukaten zu vermählen, war vierzehn.

Von diesen waren drei sehr hoch frisirt, und man roch sie wegen der Pomade und des Lavendelwassers, womit sie einbalsamirt waren, weiter, als man sie sah; drei trugen Perrücken und hatten theure Kleider mit langen Schwänzen; eine hatte vier Ringe mit Diamanten an den Fingern. So oft sie mit Herrn Blaukohl sprach, legte sie die Hand so, daß ihm die Ringe in die Augen fallen mußten. Ihr guten Mädchen! hättet ihr Herrn Blaukohls Gedanken gewußt, ihr hättet euern Anzug anders gewählt. Dieser dachte bei sich selbst: „Diese Dirnen taugen alle nichts für dich — das sind Puhdocken. Du brauchst eine Frau, die sich der Wirthschaft und der Küche annimmt, und mit welcher du ein vernünftiges Wort sprechen kannst. Zu dem

allen sind diese Märrinnen, die nur auf Putz denken, nicht geschickt.“ Sie wurden also sämmtlich aus der Liste der Wahlfähigen gestrichen, die nun bis auf sieben zusammen schmolz. Davon wurde wieder eine gestrichen, weil Herr Blaukohl einen körperlichen Fehler an ihr bemerkte. Sie kann, dachte er, ein braves Mädchen sein, deine Frau kann sie aber nicht werden, denn du kannst sie nicht lieb haben, und — ohne Liebe — ist eine Ehe nie glücklich. Herrn Blaukohl blieb also nur die Wahl unter sechs übrig.

Der Ball war nun zu Ende, und Herr Blaukohl beschloß seine Musterung bis zum nächsten Balle zu verschieben.

Jetzt waren aller Augen auf ihn gerichtet, weil alle neugierig waren, welcher Schönen er seinen Arm bieten und sie nach Hause begleiten würde. Wer aber keiner den Arm bot, war Herr Blaukohl. Dieser schlich sich in der Stille fort, ohne etwas in seinen Arm zu schließen. Er mochte dazu wohl seine gute Ursache haben.

Bald darauf gerieth einer der angesehensten Krebsleber, Herr Bürgermeister Zinngieser, in Conkurs, weil er für seinen Schwager, der in einer benachbarten Stadt bankrott geworden war, Bürgschaft geleistet hatte. Auf dem nächsten Balle benutzte Herr Blaukohl diesen Unglücksfall zum Probiersteine, an welchen er die noch wahlfähigen Schönen strich. Er suchte eine Gelegenheit eine nach der andern zu sprechen, und lenkte das Gespräch immer auf Herrn Zinngieser.

Aber was sagen Sie nur, fragte er jede, zu Herrn Zinngieser?

Dem Manne geschieht schon recht, sagte Mademoiselle Pelz. Warum ist er so ein Dummkopf. Das konnte ja

der Pinfel sich an seinen fünf Fingern abzählen, daß es so kommen müsse. Er kannte ja seinen Schwager.

Aber was sagen Sie zu unserm Herrn Bürgermeister Sinngießer? fragte er Mademoiselle Languas.

Hm! antwortete diese, Hochmuth geht vor dem Falle. Der Mann trug ja die Nase so hoch und war so stolz auf seinen Bürgermeister, daß er andere kaum über die Achsel ansah. Nun wird er anders pfeifen lernen.

Was sagen Sie aber zu unserm Herrn Sinngießer? fragte er die übrigen Schönen, eine nach der andern.

Diese bedauerten nun alle den unglücklichen Bürgermeister, versicherten, daß er ein sehr rechtschaffener Mann sei, und erzählten mancherlei Gutes von ihm. Freilich, sagten sie, war es unklug, daß er sein ganzes Vermögen für seinen Schwager auf das Spiel setzte; aber sein gutes Herz hat ihn dazu verleitet.

Nachdem Herr Blaukohl diese Probe angestellt hatte, verließ er in der Stille den Ball, und verfügte sich nach Hause. Weder Mademoiselle Pelz, noch Mademoiselle Languas, dachte er bei sich selbst, kann deine Frau werden. Diese Mädchen haben schlechte Herzen, sind so fühllos bei dem Unglücke ihres Mitmenschen, beurtheilten ihn so lieblos. Weg mit ihnen! Blaukohls Frau muß ein gutes Herz haben.

Herr Blaukohl hatte sich schon lange gewöhnt, bei Allem, was er that, auf Gott und seinen Willen Rücksicht zu nehmen, weil er der Meinung war, daß nichts gelingen könne, was man gegen den Willen des Weltregierers unternähme. Er hoffte also auch zu Gott, er werde bei dem wichtigen Schritte in die Ehe ihn vor Verirrung bewahren, und ihn die Person finden lassen, die er selbst für ihn

bestimmt habe. Da er aber nicht erwartete, daß dieß durch eine Stimme vom Himmel werde bekannt gemacht werden, so handelte er eben deswegen so mit Bedacht, und hütete sich, daß seine Begierden ihn nicht täuschten. Hätte er diesen gefolgt, so hätte er sicher Mademoiselle Pelz gewählt, da sie wirklich viel körperlichen Reiz hatte.

Da Herr Blaukohl sich so vielmal hatte tractiren lassen, so meinte er, es wäre seine Schuldigkeit es wieder gleich zu machen, und stellte daher ein großes Gastgebot an, zu welchem die, die ihn tractirt hatten, nebst ihren Weibern, Söhnen und Töchtern eingeladen wurden. Weil er selbst die Ansrchtung nicht besorgen konnte, so ersuchte er den Wirth zur Blaumeise, daß er sie übernehmen möchte. Dieser, ein gelernter Koch, in dessen geräumigem Gasthose die Krebsleber oft ihre Hochzeitschmäuse und andere Mahlzeiten ausrichten ließen, übernahm dieß Geschäft mit Vergnügen. Herr Blaukohl ließ es dabei, gegen seine Gewohnheit, etwas hoch hergehen und die besten Weine herbeischaffen.

Es war eine Lust zu sehen, wie gut es sämtlichen Gästen schmeckte, wie die Karpfen, Forellen, Gänse und Hasenbraten, Kuchen und Torten zusammen gearbeitet und die Gläser ausgeleert wurden. Wenn's immer, wenn's immer so wäre! sagte der Herr Förster Hirschhorn, als er eben ein Glas Champagner geleeret hatte! Es war aber nicht immer so. Als die Gesellschaft am fröhlichsten war, trug sich etwas zu, daß eine allgemeine Verstimmung verursachte.

Es trat der Briefträger in die Stube, der an Herrn Blaukohl einige Briefe abgab. Er trat wieder ab, und noch blieb alles gut gestimmt. Herr Blaukohl las den
 Sim. Blaukohl.

einen Brief, und alles blieb gut gestimmt. Als er aber den zweiten gelesen hatte, da begann die Verstimmung. Er ließ den Kopf sinken und that einen tiefen Seufzer.

Die Frau Nachbarin des Herrn Blautohl fragte: Mein Gott! Was ist Ihnen? Haben Sie keine gute Nachrichten erhalten?

Bl. Schreckliche Nachrichten.

N. Nun? Was denn da?

Bl. Im Vertrauen kann ich es Ihnen wohl sagen, es muß aber unter uns bleiben.

N. Darauf können Sie sich verlassen.

Bl. Stellen Sie sich vor, da habe ich mein ganzes Vermögen, das ich in Surinam erwarb, auf zwei Schiffe laden lassen, und jetzt meldet mir mein Correspondent aus Amsterdam, daß beide Schiffe untergegangen sind, und keine Stednadel gerettet worden ist.

N. Das wäre ja schrecklich. Ist es denn aber gewiß?

Bl. Leider mehr als zu gewiß. •

N. Das bedaure ich sehr. Ich hoffe aber doch, daß Sie ein hübsches Stückchen werden mitgebracht haben, davon Sie mit Anstand leben können.

Bl. Das wohl. Ich muß aber gestehen, daß ich dies Stückchen, das größtentheils schon verzehrt ist, in Amsterdam gegen Wechsel aufgenommen habe. Wenn ich nun diese Wechsel bezahlen soll, so muß ich Haus und Hof loschlagen, und die Asche auf dem Herde bleibt mir nicht übrig.

N. Armer Mann.

Während dieses Gesprächs herrschte in der ganzen Tischgesellschaft eine tiefe Stille, und aller Blicke waren auf Herrn Blautohl und seine Frau Nachbarin gerichtet.

Diese saß, wie auf Kohlen, und konnte kaum das Beten erwarten, das zum Aufstehen gegeben wurde.

Sobald dieses erfolgte, stand sie auf, und Jung und Alt versammelte sich um sie, wie die Bienen um den Weiser, um das Geheimniß zu erfahren, das ihr Herr Blaukohl anvertrauet hatte. Freilich hatte sie versprochen es bei sich zu behalten, aber es lag sentnerischwer auf ihrem Herzen. Da sie besorgen mußte, daß es ihr das Herz abstoßen möchte, so machte sie sich ein wenig Luft, und zischelte es ihrer Frau Gevatterin in's Ohr. Auf wiederholtes Bitten erfuhr es auch, unter dem Versprechen der Verschwiegenheit, ihre Frau Schwester, und endlich auch Mademoiselle Pelz. Binnen einer Viertelstunde wußte es die ganze Gesellschaft.

Man steckte die Köpfe zusammen und murmelte. Verschiedene Männer traten zu Herrn Blaukohl und fragten: haben Sie gute Nachrichten erhalten?

Er zuckte die Achsel und sagte: nicht die besten. Dieß war alles, was sie von ihm erfahren konnten.

Die ganze schöne Welt war umgestimmt. Sie, die sonst den Besizer von Tonnen Goldes beständig umflatterte, kehrte nun dem verarmten Herrn Blaukohl den Rücken zu.

Nur Mademoiselle Runknagel machte eine Ausnahme. Diese trat in ihrem leinenen Anzuge, ohne Frisur und Verruque, ganz treuherzig zu ihm und fragte: ist es denn wahr, Herr Blaukohl? daß Sie heute so unangenehme Nachrichten erhalten haben?

Bl. Nicht die besten.

R. Nun hoffentlich auch nicht die schlimmsten. Man

zischelt sich zwar schreckliche Dinge in die Ohren, man sagt Sie hätten alles verloren.

Bl. Leider wahr!

R. Und wenn Sie dieß gleich selbst versichern, so sage ich doch; es ist nicht wahr. Sie haben ja Ihren Kopf und Ihr rechtschaffenes Herz noch.

Bl. Ja, Gottlob! diese habe ich noch.

R. Wie können Sie denn sagen, daß Sie alles verloren hätten? Ein Mann von Ihrem Kopfe und Ihrem Herzen darf den Muth nicht sinken lassen. Mit diesem Kopfe und Herzen erwarben Sie sich in Surinam, wie man sagt, Tonnen Goldes. Krebsleben ist nun freilich der Ort nicht, wo man großen Reichthum erwerben kann; aber sich so viel zu verschaffen, daß Sie davon mit Anstand leben können, wird Ihnen gewiß nicht schwer sein.

Bl. Sagen Sie dieß im Ernst?

R. Im völligen Ernste.

Bl. Solchen Glauben habe ich in Israel nicht funden. Nun Mademoiselle (ihre Hand sanft drückend), ich werde Ihnen zeigen, daß Sie sich an mir nicht geirret haben, und daß ich wirklich Muth genug besitze, mich aus der Verlegenheit, in welcher ich mich gegenwärtig befinde, herauszuwickeln.

Jetzt merkte Herr Blaukohl, daß die Augen der ganzen Gesellschaft auf ihn und Mademoiselle Runknagel gerichtet waren. Er brach also geschwind ab und suchte seinen Schwager auf. Herr Schwager! sagte er, ich habe so eben fatale Nachrichten erhalten, durch die ich so verstimmt bin, daß ich unmöglich länger hier bleiben kann. Thun Sie mir den Gefallen, und vertreten Sie meine Stelle; sorgen Sie dafür, daß es an nichts fehle, lassen den Ball angehen und

ermuntern die Gesellschaft, daß sie guter Dinge sei, und bitten, daß sie meine Abwesenheit entschuldigen möchte.

Der Schwager drang in ihn, ihm zu sagen, was es nur eigentlich gäbe. Herr Blaukohl drückte ihm aber die Hand, und sagte: Jetzt ist die Zeit nicht von dieser unangenehmen Sache zu sprechen. Morgen sollen Sie alles erfahren.

Hierauf schlich er sich fort, bestieg sein Lager und genoß einer angenehmen Ruhe in der Zeit, da in der Blauweise auf seine Kosten gejubelt wurde.

Den folgenden Tag kam sein Schwager zu ihm und wollte recht klar und deutlich wissen, was für unangenehme Nachrichten eigentlich Herr Blaukohl erhalten habe. Es war aber Nichts aus ihm zu bringen. Er sagte, lieber Schwager! verschonen Sie mich mit dieser unangenehmen Sache! Ich werde mir schon zu helfen wissen. Wenn alle Stricke reißen, so ist mir der Weg nach Surinam noch immer offen, wo ich in wenig Jahren wieder erwerben kann, was ich verloren habe.

Kaum war der Schwager fort, so trat der Stadtschreiber Kunknagel herein. Verzeihen Sie, sagte er, Herr Blaukohl! daß ich unangemeldet zu Ihnen komme. Ich habe gehört, daß Sie unglücklich gewesen sind, da bin ich nun gekommen, mich bei Ihnen zu erkundigen, ob ich Ihnen nicht, als Rechtsgelehrter, mit meinem Rathe dienen kann.

Bl. Danke! danke! ich muß Ihnen aber sagen, daß ich mit den Herren Rechtsgelehrten nicht gern etwas zu thun habe.

St. Warum denn das?

Bl. Die Herren Rechtsgelehrten geben uns gemeinlich

Nach Rathschläge, die ungerecht sind, und von Ungerechtigkeit ist Simon Blaukohl kein Freund. Man wird mir Vorschläge thun, wie ich meine Gläubiger täuschen, und sie unter dem Scheine des Rechts um ihre Forderungen betrügen kann, und dazu verstehe ich mich nicht. Meine Gläubiger müssen alle bis auf den letzten Heller bezahlt werden, und sollte ich mit dem Stabe aus Krebsleben wandern müssen.

St. Herr Blaukohl! Sie müssen den Stadtschreiber Kunknagel nicht kennen, sonst würden Sie ihm nicht vertrauen, daß er Ihnen solche Zumuthungen machen könne. Wie ich höre, haben Sie Wechsel ausgestellt. Wenn nun diese eingeklagt werden, so müssen Sie sie auf der Stelle bezahlen. Sollte nun hierzu Ihre Baarschaft nicht hinreichen, so ging es über Ihre Handlung her, und dann könnten Sie leicht ruinirt werden; Sie können ja aber sich von Ihren Gläubigern eine Frist erbitten.

Bl. Das Bitten steht mir freilich frei, wird es aber etwas helfen?

St. Es wird allerdings etwas helfen, wenn es nur klug angefangen wird.

Bl. Wie sollte man es denn anfangen?

St. Sie brauchen sich ja nur vom Stadtrathe ein Zeugniß geben lassen, daß Sie Haus und Hof, eine Handlung und ein Waarenlager besitzen, die schuldenfrei sind. Dieß wird gewiß helfen. Erhalten Sie nun zur Zahlung Frist, so gewinnen wir Zeit mit einander zu überlegen, wie wir das Geld beschaffen wollen.

Bl. Wenn Sie es so meinen, so will ich mich Ihres Raths gern bedienen. In den ersten Tagen will ich

zu Ihnen kommen, und Ihnen mein Buch vorlegen, woraus Sie sehen werden, wie es mit mir steht.

St. Kommen Sie doch ja recht bald, denn mit Wechselgeschäften darf man nicht zaudern.

Er würde weiter gesprochen haben; weil aber der Wirth aus der Blaumeise herein trat, so brach er ab und empfahl sich bestens.

Hier lieber Herr Blautohl! sagte dieser, bringe ich Ihnen die Rechnung über den Schmaus, den ich gestern auf Ihren Befehl ausrichtete. Sie sind doch wohl mit mir zufrieden gewesen?

Bl. Mit dem Schmause sehr zufrieden. Ich hoffe, ich werde es mit der Rechnung auch sein.

W. Ich hoffe es auch.

Herr Blautohl schüttelte den Kopf, da er sie durchgelesen hatte, zog aber seinen Beutel, und zählte holländische Dukaten auf. Hier! Herr Wirth, sagte er, haben Sie einstweilen die Hälfte Ihrer Rechnung. Mit der andern Hälfte müssen Sie ein paar Wochen Geduld haben.

W. Ja lieber Herr Blautohl! so haben wir nicht gewettet. Ich habe auf baare Zahlung gerechnet.

Bl. Die würden Sie auch bekommen haben, wenn mir nicht ein Unglück zugestoßen wäre. Wer kann für Unglück?

W. Ein Unglück? bedauere es sehr. Aber was hilft das alles. Ich muß mein baares Geld haben, und gehe nicht eher von der Stelle, bis ich völlige Zahlung erhalten habe.

Bl. Wenn Sie nicht gehen wollen, so sehen Sie sich, hier ist ein Stuhl: Aber das sage ich Ihnen, daß Sie, wenn Sie auch diese ganze Woche hier säßen, deswegen doch kei-

nen Dukaten bekommen würden. Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

W. Aber der Wirth zur Blaumeise nicht. Ich werde Ihnen zeigen, daß in Krebsleben noch Recht ist. Ich werde Sie verklagen.

Bl. Das können Sie.

W. Also wollen Sie mich wirklich nicht bezahlen?

Bl. Am Willen fehlt es nicht, es ist mir aber unmöglich.

W. So leben Sie wohl! Hätte ich das gewünscht —

Wirklich wurde Herr Blaukohl den folgenden Tag auf das Rathhaus gefordert. Er gestand die Richtigkeit der Forderung des Wirths sogleich ein, und, da er mit einem Handschlage versprach, daß er ihn nach vier Wochen bezahlen wolle, so mußte sich dieser dabei beruhigen.

Dieser Vorfall erregte noch mehr Aufsehen in Krebsleben. Herr Blaukohl wurde das allgemeine Stadtgespräch. Man nannte ihn einen Großprahler, der ohne alle Ueberlegung handle. Er getraute sich am Tage gar nicht mehr auszugehen, denn man wies mit Fingern auf ihn. Die Schönen, die sonst so schwachtend nach ihm blickten, schlugen die Fenster zu, wenn er unter denselben wegging! und, begegneten sie ihm auf der Straße, so wendeten sie das Gesicht von ihm weg. Mademoiselle Pelz war sogar so boshaft, daß sie ihn nicht mehr Blaukohl, sondern Prahlkohl nannte.

Dieser Name fand Beifall. Von Herrn Blaukohlen war nun die Rede nicht mehr, sondern blos von — Prahlkohlen.

Er mußte sich dieses gefallen lassen. Einmal schlich er sich auf den Abend zu seinem Schwager und seiner

Schwester, und suchte sich da aufzuheitern. Er sagte ihnen, was der Stadtschreiber Kunknagel ihm für einen Rath ertheilt habe, und fragte, ob sie wohl glaubten, daß er sich ihm anvertrauen dürfe?

Ohne Bedenken, antwortete Herr Hirschborn. Der Stadtschreiber ist der rechtschaffenste Mann, den wir in Krebsleben haben. Allen Unglücklichen steht er bei, und hat gar viele gerettet. Auch den armen Bürgermeister Sinngießer würde er gerettet haben, wenn Rettung möglich gewesen wäre.

Gelegentlich lenkte er das Gespräch auch auf die Jungfer Stadtschreiberin, und spitzte die Ohren gar gewaltig, da ihm seine Schwester ihr Lob erzählte, und unter andern versicherte, daß sie, seit drei Jahren, nach dem Tode der Mutter, des Vaters Wirthschaft ganz allein gar vortreflich geführt habe. Wärest du noch ein reicher Mann, lieber Bruder! setze sie hinzu, kein besser Mädchen hätte ich dir zur Frau vorschlagen können. Nun aber ist an so etwas nicht zu denken, denn freilich ist sie arm, und was soll ein armer Mann mit einem armen Mädchen machen?

Das bedanere ich, versetzte Herr Blaukohl, brach auf und wünschte dem Herrn Schwager und der Frau Schwester eine angenehme Ruhe.

Den folgenden Tag ging er zu dem Herrn Stadtschreiber, gerade in der Stunde, von welcher er wußte, daß dieser auf dem Rathhause wäre. Warum er dieß wohl mochte gethan haben? natürlich fand er ihn nicht zu Hause. Es war Niemand da, als — die Jungfer Tochter, die in der Küche stand, und sich mit Zubereitung der Mahlzeit beschäftigte. Sie war schlicht, aber reinlich gekleidet, und hatte einen schwarzen Schmiß über der Nase, den sie mit

Ihren, vom Topfe geschwärzten, Fingern gemacht hatte. Herr Blandohl versicherte in der Folge, daß er ihr recht artig gestanden habe.

Verzeihen Sie, sagte die Jungfer Stadtschreiberin, daß sie mich so im Schmutze finden!

Bl. Verzeihen? so sollten Sie sprechen, wenn ich Sie vor dem Spiegel gefunden hätte. Ich achte ein Frauenzimmer immer höher, das ich bei seinen häuslichen Geschäften antreffe, als ein anderes, das seine Zeit vor dem Spiegel verändelt.

J. St. Nun wenn Sie dieser Meinung sind —

Bl. Dieser Meinung bin ich wirklich. Eigentlich bin ich in der Absicht gekommen, Ihren Herrn Vater zu sprechen.

J. St. Und dieser ist gerade nicht zu Hause.

Bl. Wird er nicht bald wieder kommen?

J. St. Unter einer Stunde schwerlich.

Bl. Wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich indessen in Ihr Zimmer treten darf.

J. St. Wenn es Ihnen gefällig ist.

Er trat also herein, und die Jungfer folgte ihm. Und als sie hinein getreten waren, standen sie da, einander gegenüber, und sahen einander an. Endlich sagte Friedrichchen, so hieß die Jungfer Stadtschreiberin, wollen Sie sich nicht setzen?

Bl. Ich danke; ich bin nicht gar müde. Aber um auf die Hauptsache zu kommen, ich wollte Ihnen, liebe Mademoiselle (ihre Hand fassend) eigentlich danken für die gute Meinung, die Sie von mir haben.

Fr. Danken? kann man eine andre, als gute Meinung von Ihnen haben? Nach allem, was ich von Ihnen

sah, und was mir mein Vater von Ihnen erzählte, hatte ich immer die beste Meinung von Ihnen?

Bl. Wirklich? Nun da will ich Ihnen sagen, daß Sie sich nicht ganz in mir irrten. Ich habe es wirklich durch Nachdenken dahin gebracht, daß ich von keinem ausgesetzten Wechsel etwas befürchten darf, und daß ich wenigstens mein Haus und Hof und meine Handlung behalte.

Fr. Nun da freue ich mich herzlich.

Bl. Aber in etwas haben Sie sich doch an mir geirrt.

Fr. Und worin?

Bl. Darin, daß Sie glaubten, ich hätte den großen Reichtum, den ich in Surinam besaß, bloß meinem Kopfe und Herzen zu danken. Bei weitem der größte Theil kommt von meiner seligen Frau her, die sehr reich war.

Hierauf erwiederte nun Friederike (erröthend und die Augen niederschlagend): So! nun es gibt ja auch reiche Mädchen in Krebsleben.

Bl. Die mag es wohl geben. Wird sich aber eins entschließen, dem armen Prahlkohl seine Hand zu geben?

Fr. Also haben Sie es auch gehört, daß man Ihnen diesen Spottnamen beigelegt hat?

Bl. Ich werde ja, und habe gar herzlich darüber lachen müssen.

Fr. Das haben Sie gut gemacht.

Bl. Was nun die reichen Krebsleberinnen betrifft, so werde ich keine heirathen. Denn erstlich wird mir keine ihre Hand geben, zweitens werde ich mich nicht entschließen können, einer die meinige zu geben.

Ich kenne die Krebsleber Schönen recht gut. Die reichste hat etwa vier bis fünftausend Thaler im Vermögen. Diese tragen höchstens 250 bis 260 Thaler jährlich

ein. Wenn nun dieß in die Haushaltung gegeben würde, so wäre es freilich ein ganz feiner Zuschuß. Allein ein Mädchen, das seinem Manne so viel zubringt, das will nun die Rolle einer großen Dame spielen, macht alle neue Moden mit, treibt sich in Gesellschaften umher. Wie bald sind da 250 Thaler verthan? reicht es nicht, so muß der Mann von seinem Verdienste zuschießen; und anstatt sich der Küche und Wirthschaft anzunehmen, steht sie vor dem Spiegel und Puz-Tische. Was nützt mir so eine Frau?

Ich kenne einen andern Reichthum, der mir weit schätzbarer ist, als alles baare Geld, dieß ist ein rechtschaffen Herz, ein gesunder Menschenverstand, und Fleiß und Wirthschaftlichkeit. Ich habe ein liebes Mädchen kennen lernen, das diesen Reichthum besitzt. Wenn dieses sich entschließen könnte, mir seine Hand zu geben, so wollte ich mich für den glücklichsten Mann schätzen.

Fr. In Krebsleben?

Bl. Ganz in der Nähe.

Hier trat Friederichen das Blut an das Herz; sie entfernte sich und sagte, sie müsse in die Küche gehen, und die Mahlzeit zurichten.

Bald darauf trat ihr Vater in die Stube und entschuldigte sich wegen seiner Abwesenheit.

Ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, lieber Herr Stadtschreiber! (so redete ihn Blautobl an) daß ich mir aus meiner Wechselgeschichte glücklich geholfen habe. Im ersten Schrecken habe ich mir die Sache weit schlimmer vorgestellt. Jetzt, da ich meinen baaren Cassenstand, und meine ausstehenden Schulden richtig überrechnet habe, finde ich, daß ich nicht nur meine ausgestellten Wechsel alle bezahlen kann, und noch einen beträchtlichen Ueberschuß behalte, sondern

daß mein ganzes Kreditsvermögen vollkommen sicher ist. Glauben Sie mir das wohl auf mein Ehrenwort?

St. Auf's bloße Wort. Ich habe zu Ihnen ein solches Zutrauen, daß ich Ihnen alles, was Sie sagen, auf Ihr bloßes Wort glaube.

Bl. Ei das freuet mich sehr, daß Sie von mir eine so gute Meinung haben. Darf sich ein Mann, der bei Ihnen so sehr in Credit steht, wohl unterstehen, bei Ihnen anzufragen, ob Sie sich entschließen können, ihn zu Ihrem Schwiegersohne anzunehmen?

St. Diese Frage kommt mir ganz unerwartet.

Bl. Glauben wohl. Ich verlange aber auch jetzt keine Antwort. Ich habe die Regel: alles mit Bedacht! dieß muß man besonders beobachten, bei einer so wichtigen Sache, wie die Wahl eines Tochtermanns ist. Bedenken Sie die Sache, lieber Herr Stadtschreiber, so lange Sie wollen, überlegen Sie mit der Jungfer Tochter, und dann erst, wenn Sie einen festen Entschluß gefaßt haben, lassen Sie mich ihn wissen.

St. Haben Sie mit meiner Tochter darüber gesprochen?

Bl. Von ferne her. Sobald sie aber merkte wohin ich zielte, lief sie fort, und ließ mich ohne Erklärung.

St. Das machte sie gut.

Bl. Allerdings machte sie es gut, und ich würde ihr gewiß keine Erklärung abgefordert haben.

St. Da wären wir ja in allen Stücken einerlei Meinung.

Bl. Gott gebe daß wir es auch in der Hauptsache sind! Leben Sie recht wohl, und verzeihen Sie meine Freimüthigkeit.

St. Ich danke für Ihr Zutreten.

Als Herr Blaukohl sich entfernt hatte, rief der Herr Stadtschreiber seiner Tochter zu, daß sie mit dem Anrichten der Mittagsmahlzeit noch eine halbe Stunde verziehen möchte, und begab sich in das Gärtchen, welches er gleich hinter seinem Hofe hatte. Denn, wie er überhaupt ein großer Freund der lieben Natur war, und sich durch einen Spaziergang von einer halben Stunde ein größeres Vergnügen und dauerhaftere Aufbeiterung zu verschaffen wußte, als andern eine reichlich besetzte Tafel, eine Tanzlustbarkeit oder eine Spielgesellschaft zu gewähren im Stande war, so pflegte er besonders davor gern unter Gottes freiem Himmel sich aufzuhalten, wenn sein Gemüth ungewöhnlich bewegt war, wenn in einer wichtigen Angelegenheit ein Entschluß gefaßt werden sollte.

Etwas hastiger als gewöhnlich, ging er in dem Hauptwege, der zwischen seinen Gemüsebeeten hin führte, mehrmals auf und nieder; und musterte Herrn Blaukohls Verhalten seit seiner Ankunft in Krebsleben so genau durch, als es ihm möglich war. Da fiel denn die Musterung allerdings sehr zu dessen Vortheile aus. Das friedliche Verhalten, welches Herr Blaukohl gegen seine Schwester und seinen Schwager bei der Auseinandersetzung der Erbschafts-Angelegenheiten beobachtet hatte, gab ihm das Zeugniß, daß er ein friedliebender Mann müsse. Daß er; der als Eigenthümer eines großen Vermögens in Krebsleben angekommen war, nicht die Hände in den Schooß gelegt, sondern sogleich Anstalt gemacht hatte, die Handlung fortzusetzen, die vordem im väterlichen Hause war betrieben worden, zeigte seine Liebe zur Thätigkeit an. Die Art, wie er sich die *Bettern*, guten Freunde und Bekannten vom Halse zu schaf-

fen wußte, die ihn, sobald sein Reichthum kund geworden war, mit Bitten um Vorschüsse, Darlehne, Geschäftsverbindungen u. s. w. bestürmten, bewies seine Vorsicht im Umgange mit andern Menschen, seine Lebensklugheit. Daß Blaukohl kein Eclave seiner Sinnlichkeit sein könne, schloß Herr Runknagel theils aus dem mäßigen Aufwande, den er bisher für Speisen, Getränke und andere leibliche Bedürfnisse gemacht hatte, theils daraus, daß er bei der Wahl seiner künftigen Gattin sich nicht durch äußere Schönheit hatte blenden lassen. Die Unterstüßungen, welche Herr Blaukohl dem Meißer Schmelzriegel zufließen ließ, um ihn in den Stand zu setzen, daß er für sich und seine Familie wieder auf eine rechtliche Art Brod verdienen könne, überzeugten den Herrn Stadtschreiber, daß derselbe auch die Pflicht des Wohlthuns kenne, und zu üben wisse. — Und so entdeckte er, bei Betrachtung seines bisherigen Wandels, noch gar manche gute Eigenschaft an Herrn Blaukohl; er kam zu der Ueberzeugung, daß in Ansehung seiner Denkungsart kein Hinderniß statt finden könne, ihn zu seinem Schwiegersohne anzunehmen.

Eben so wenig war Herr Runknagel wegen des künftigen Auskommens der beiden Leutchen in Sorgen. Daß Herr Blaukohl einen guten Anfang zu seiner neuen Wirthschaft habe, wußte er; als einen thätigen, betriebsamen Mann kannte er ihn auch; und daß seine künftige Gattin das Ihrige zur Erhaltung und Mehrung des Eigenthums durch kluge Sparsamkeit, und sorgfältige Wirthschaft beitragen würde, dafür glaubte er ebenfalls bürgen zu können. Er durfte also nicht besorgen, ohne Bedacht zu handeln, wenn er seiner Tochter Herrn Blaukohls Wunsch, sie zu ehelichen, sogleich eröffnete, und ihre Meinung darüber vernehme.

Bei Tische wollte Friederiken das Essen gar nicht recht schmecken. Ihr Vater, der wohl wußte, was ihr die Lust benommen habe, schwieg dazu. Sobald aber die Mahlzeit vorüber war, machte er mit ihr allein einen Spaziergang vor die Stadt; und da sie sich weit genug von derselben entfernt hatten, daß er keine Störung durch Vorkommende mehr zu befürchten hatte, redete er zu Friederiken, die eben von ihrer seligen Mutter mit ihm gesprochen hatte, so weiter:

St. Du weißt, liebe Tochter, wie glücklich ich mit deiner guten, seligen Mutter gelebt habe; wie herzlich wir uns freuten, wenn eins von uns nach kurzer Abwesenheit wieder nach Hause zurückkehrte, und zu dem Andern hinein trat; wie gern wir immer uns mit einander unterhielten, wie gern einander Freude machten; wie selbst dann, wenn wir einmal in einer Sache nicht ganz übereinstimmend dachten, oder wenn Eins dem Andern in der Uebereilung ein unfreundliches Wort gesagt hatte, doch das vorige gute Vernehmen, das herzliche, vertraute Wesen, das zwischen uns Statt fand, immer gar bald wieder hergestellt war. Was meinst du wohl, daß es gewesen sei, was uns in dieser glücklichen Stimmung für einander so unausgesöhnt erhalten habe?

Fr. Ach, wenn ihr nicht beide so gute, tugendhafte Menschen gewesen wäret, so hättet ihr wohl unmöglich so glücklich mit einander leben können.

St. Lasterhafte Menschen, in so fern hast du allerdings recht, können sich nie eines dauerhaften Glücks erfreuen. Aber vollkommen gut ist, wie ich dir oft gesagt habe, kein Mensch auf dieser Erde; jeder hat noch seine Fehler, seine Schwächen. Wenn nun zwei Menschen in so

enger Verbindung mit einander leben, wie Mann und Frau, so ist nichts natürlicher, als daß jedem des andern Fehler recht bemerkbar werden, und ihm oft beschwerlich fallen müssen. Kann daraus aber nicht leicht eine Abneigung gegen einander, kann daraus nicht der Wunsch entstehen, daß man von seinem Manne oder von seiner Frau wieder getrennt leben möchte, und auf diese Weise der Hausfrieden für immer gestört werden?

Fr. Dazu hattet ihr, du und die selige Mutter, Euch ja viel zu lieb, als daß ihr je auf solche Gedanken hättet kommen können.

St. Nun sieh, liebe Friederike, da kommst du ja selbst auf den Punkt, auf welchen ich dich aufmerksam machen wollte. Eine herzliche Liebe, eine aufrichtige Zuneigung sind unerläßliche Bedingungen zu einer glücklichen Ehe. Auch solche Personen, die man im Vergleich mit andern gut nennen kann, würden doch in einer so engen Verbindung, wie die eheliche ist, nicht glücklich mit einander leben können, wenn sie nicht eine wahre, innige Liebe für einander empfänden, welche jede kleine Störung des guten Vernehmens bald wieder auszugleichen, und Eins mit dem Andern auszuföhnen im Stande wäre. Deine gute Mutter und ich, wir liebten uns aufrichtig, wie du selbst weißt. Wir hatten einander genommen, weder um zu Reichthum zu gelangen, noch um dadurch in vortheilhafte Familienverbindungen zu kommen, noch weil schöne äußere Bildung uns blendete, noch auch bloß deshalb, weil wir wußten, daß keines von uns beiden mit groben Fehlern behaftet wäre, sondern weil wir, bei dieser Ueberzeugung, zugleich eine recht herzliche Zuneigung für einander fühlten, weil wir einander liebten. Und so ist denn auch unsere

Ehe glücklich gewesen, und ich segne noch heute die Stunde, in der ich von deiner seligen Mutter das Jawort erhielt. —

Die lebhafteste Rück Erinnerung an die glücklichen Tage, welche Herr Runknagel an der Seite seiner geliebten seligen Frau verlebt hatte, machte ihn so wehmüthig, daß er eine gute Strecke mit Friederiken gehen mußte, ohne weiter reden zu können. Dann knüpfte er das Gespräch folgendermaßen wieder an:

St. Was mich bewogen hat, mit dir, gute Tochter, jetzt über die glückliche Ehe zu sprechen, in welcher deine gute Mutter und ich mit einander gelebt haben, das kann dir, nach dem was dir heute Herr Blaukohl zu verstehen gegeben hat, nicht mehr ganz unerwartet sein. Er hat wirklich bei mir um deine Hand angehalten, und mich ersucht, mit dir über seinen Antrag zu sprechen.

Fr. (die schon vorher durch des Vaters Aeußerungen bis zu Thränen gerührt worden war, und ihm nun weinend um den Hals fiel). Ach, bester Vater! ich hatte mir schon vorgenommen auf diesem Spaziergange noch mein Herz vor dir auszuschütten, und mir deinen väterlichen Rath zu erbitten. Freilich merkte ich wohl aus Herrn Blaukohls Aeußerungen, daß ich ihm nicht ganz gleichgültig wäre. Eine bestimmtere Erklärung mochte ich aber nicht abwarten, sondern entfernte mich unter einem schicklichen Vorwande.

St. Das war vernünftig gehandelt, denn eine überlegte Antwort ihm auf eine so unerwartete Erklärung zu geben, wärest du ja doch nicht im Stande gewesen. Er würde übrigens, als ein verständiger Mann, eine entscheidende Antwort auch gar nicht von dir auf der Stelle verlangt haben. Wahrscheinlich hatte er dabei, daß er sich mit

seiner Liebeserklärung an dich selbst zuerst wandte, keine andere Absicht, als deine Gesinnung gegen ihn aus deinem Benehmen bei der Sache einigermaßen erforschen zu können. Und da es ihm nun geschienen hatte, als wärest du nicht ganz abgeneigt, dich mit ihm zu verbinden, so entdeckte er auch sogleich mir, deinem Vater, seinen Wunsch und überließ, wie es sich gebührte, mir die weitere Leitung der Sache. Du weißt nun, wie herzlich ich dich liebe, und wie sehnlich ich daher wünsche, daß dein Erdenglück durch eine zufriedene Ehe eben so dauerhaft unterstützt werden möge, als das meinige es war. Befolge also ja den väterlichen Rath, den ich dir gebe, dich wohl zu prüfen, ob du auch eine recht aufrichtige Liebe für den Mann empfindest, mit dem du dich, bis der Tod euch trennt, so eng würdest verbinden müssen, wenn du seinen Antrag einmal genehmigt hättest.

Fr. Habe herzlichen Dank, liebster Vater, daß du für mein künftiges Wohl so treulich besorgt bist! Gern will ich deinen Rath befolgen, und alles wohl überlegen, ehe ich einen festen Entschluß fasse. Aber vor allem sage mir doch nur, wie du gegen Herrn Blaukohl gesinnet bist; dein Urtheil über ihn kann mich ja doch am sichersten leiten.

St. Daß ich ihn als einen verträglichen, fleißigen, wohlthätigen und allen überflüssigen Aufwand scheuenden Mann kenne, weißt du aus meinen mehrmaligen früheren Aeußerungen über ihn. Wirklich ist mir auch in keiner andern Hinsicht je etwas Nachtheiliges über ihn zu Ohren gekommen. Für einen Engel halte ich ihn deshalb aber noch keinesweges, so wenig als ich mich selbst dafür halte. Gewiß hat er auch seine Fehler, seine menschlichen Unvollkommenheiten, die wir freilich beide noch nicht durch die

Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit hatten, da wir in keiner engen Verbindung mit ihm lebten. Du aber, liebes Kind, du wirst sicher künftig mit denselben bekannt werden, wenn du ihm deine Hand gibst; du wirst dann manche Schwäche an ihm wahrnehmen, an die du jetzt nicht denkst. Schlechterdings will ich dich also durch die gute Meinung, die ich von Herrn Blaukohl habe, nicht dahin bestimmen, daß du in seinen Antrag willigst. Frage du vielmehr dein Herz, und frage es zu wiederholten malen, ob es eine innige, eine vorzügliche Liebe für ihn empfindet; ob diese Liebe auch wohl stark und unerschütterlich genug sei, um durch die Wahrnehmung so mancher Unvollkommenheit an dem Gegenstande derselben, nicht vermindert, und endlich gar in Abneigung verwandelt werden zu können. Fällt nun die Antwort immer bejahend aus, so sage du in Gottes Namen auch ja, und tritt dann mit einem Herzen voll Zuversicht in die für dein künftiges Leben so wichtige Verbindung. —

Während dieser Unterhaltung hatten der Herr Stadtschreiber und seine Tochter sich unvermerkt der Stadt wieder genähert. Sie mußten daher das Gespräch abbrechen, und ersterer bestimmte Friederiken nur noch eine Bedenkzeit von acht Tagen, nach welcher sie ihm eine entscheidende Antwort geben solle.

Als sie noch ein Paar hundert Schritte vom Thore waren, kam eben Herr Blaukohl durch dasselbe gegangen, um auch einen Spaziergang zu machen. Da er sie aber von fern bemerkte, war er bescheiden genug einen Seitenweg einzuschlagen, um sie durch sein Zusammentreffen mit ihnen nicht in Verlegenheit zu setzen. Der Seitenweg führte ihn erst noch eine Strecke weit durch die Vorstadt, und un-

ter andern an einem Hause vorüber, aus welchem ihm lustige Musik, und dazwischen ein Gemisch von freudigen und von rohe Ausgelassenheit verkündigenden Tönen entgegen schallte.

Herr Blaukohl blieb an der Hausthür einen Augenblick stehen, und da eben ein Mädchen heraustrat, das einen Teller voll Kuchen in der Hand hatte, so fragte er, was denn hier vorgehe. Er bekam zur Antwort, die Tochter vom Hause habe Hochzeit. Das Wort Hochzeit erregte in ihm, so unangenehm auch der erste Eindruck gewesen war, den der wilde Lärm auf ihn gemacht hatte, doch eine freudige Empfindung; und sein Friederikchen schwebte ihm dabei gleich vor der Seele. Da er nun durch die offenstehende Hausthür gewahr wurde, daß der Vorplatz mit einer nicht geringen Anzahl von Zuschauern gefüllt war, die durch die gleichfalls geöffnete Stubenthür die Hochzeitgäste in Augenschein nahmen, so lockte der Gedanke, hier ist Hochzeit, ihn ebenfalls in das Haus, und er fand bald einen Platz, wo er deutlich sehen konnte, was in der Stube vorging.

Das, was er sah, war ihm aber nichts weniger als erfreulich. Der Hochzeitschmaus näherte sich eben seinem Ende. Die warmen Gerichte waren abgetragen worden, und Kuchen und geistiges Getränk füllten die Tafel, um welche die sämmtlichen Hochzeitgäste herum — zwar nicht alle mehr ordentlich saßen, sich aber doch wenigstens befanden. Nur einige von ihnen schienen noch den freien Gebrauch ihrer Vernunft zu haben, und diesen sah man es an, daß sie mit Widerwillen in dieser Gesellschaft verweilten. Alle übrigen waren, durch unmäßigen Genuß des geistigen Getränks, aus der Klasse der vernünftigen Wesen, der sie eigentlich angehörten, auf einige Zeit in die Klasse der

vernunftlosen Geschöpfe herabgesetzt worden. Denn: weder in ihrem Blick, noch in ihren Handlungen und Worten war mehr eine Spur von Vernunft zu entdecken. Das Gesicht war häßlich verzerrt, der Blick ohne Geist und Ausdruck. Die noch der Sprache mächtig waren, brachten das unverständigste Zeug vor, sagten Dinge, über die sie bei gesundem Verstande selbst würden vor Scham haben erröthen müssen, beleidigten einander durch unartige Reden, und sangen zum Theil Gassenlieder, deren Inhalt bald ohne Sinn, bald wider den guten Anstand war. Einige waren aber auch so tief gesunken, daß sie nicht einmal mehr menschliche Töne hervorzubringen vermochten, sondern nur noch thierische Laute von sich gaben, die bald unbändige Freude, bald rohen Unwillen ausdrücken zu sollen schienen. Dabei fuhren sie, so lange es gehen wollte, immer noch fort von dem geistigen Getränke hinterzugießen; legten sich auf die unanständigste Weise zurück oder auf die Seite, statt in menschlicher, aufrechter Stellung zu sitzen, und thaten alles, was sie vornahmen, mit plumper Ungeschicklichkeit.

Herrn Blaukohl, der lange nicht in eine ähnliche Gesellschaft gekommen war, standen bei dem Anblick die Haare zu Berge; und er konnte nicht unterlassen, seinen Abscheu gegen solch' ein ungebührliches Betragen den Umstehenden laut zu erkennen zu geben. Nur fünf Minuten etwa blieb er ein Augenzeuge dieser saubern Hochzeitsfeier; dann eilte er wieder ins Freie und setzte seinen Spaziergang fort.

Nein wahrlich! so soll es bei deiner Hochzeit nicht hergehen, wie es da herging, das war der erste Gedanke, den er in die Seele faßte, sobald die Entfernung von dem, noch weit durch die Straße schallenden wilden Getöse, ihm

das ungestörte Denken wieder möglich gemacht hatte; und an diesen Gedanken knüpfte sich denn gar leicht noch eine ganze Reihe anderer, die größtentheils die Art und Weise betrafen, auf welche er seine Hochzeit begeben wollte. Mit allerhand Entwürfen dazu beschäftigt, flog ihm die Zeit, die er zu dem Spaziergange bestimmt hatte, pfeilschnell vorüber, und er stand wieder vor seiner Hausthür, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen wäre.

Aber so blieb es nicht immer. Vielmehr schienen, obgleich Ungeduld Herrn Blautobls Fehler eben nicht war, die folgenden Tage ihm immer langsamer zu verfließen; indem er von einem zum andern auf eine entscheidende Antwort vom Herrn Stadtschreiber und seiner Jungfer Tochter hoffte.

Sechs Tage waren ihm schon auf diese Weise verstrichen, ohne daß etwas vorgefallen wäre, das ihm hätte eine kleine Zerstreuung machen, und seine Gedanken von dem Gegenstande seiner Wünsche ein wenig ablenken können. Am Abend aber, als er eben sein Frühstück genossen hatte, und wieder in seine Holz-Niederlage gehen wollte, wo er an dem Tage Geschäfte hatte, trat der Briefträger herein und überreichte ihm einen Brief.

Die Aufschrift schien von einer bekannten Hand herzuführen, und doch wußte er sich nicht zu besinnen, wann und wo er diese Schrift schon einmal gesehen hätte. Er erbrach den Brief, sah nach der Unterschrift, und fand da den Namen — Kopsstück. Mehr konnte er aber auch für diesmal nicht lesen, denn einer seiner Arbeitsleute trat herein, und meldete, daß ein Käufer ihn in der Holz-Niederlage erwarte.

Auf dem Wege dahin dachte er bei sich selbst darüber nach, was doch wohl Herr Kopfstück für ein Anliegen haben möchte. Er rieth hin und her, fand aber immer eins unwahrscheinlicher als das andere; und darüber war er in der Niederlage angelangt, und mußte nun seine Gedanken auf den abzuschließenden Handel richten.

Sobald aber seine Arbeitsleute Mittag machten, eilte er in seine Wohnung zurück, nahm den Brief wieder zur Hand und las:

Werthgeschätzter Herr Blaukohl!

Längst schon wäre es meine Pflicht gewesen, an Sie zu schreiben, und Ihnen nochmals meinen innigsten Dank für die Barmherzigkeit zu versichern, die Sie an mir und meinem Unglücksgefährten, Herrn Leuchter, gethan haben, da Sie uns verlorne Söhne in Surinam, wo wir von aller Welt verlassen waren, aufnahmen, von unserer Thorheit uns heilten, zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft uns umzubilden anfangen, und endlich unsern bekümmerten Familien uns wieder zuführten. Verzeihen Sie mir ja, daß ich die Erfüllung dieser meiner Pflicht so lange verschoben habe. In meinem Herzen bleibt die Schuld, die ich nie ganz wieder auszugleichen im Stande sein werde, in unvergesslicher Erinnerung.

Auch die Ermahnung, die Sie mir und Herrn Leuchter vor unserer Abreise aus Surinam gaben, ist bei mir noch im frischen Andenken. Solltet ihr, so sagten Sie zu uns, in Zukunft auch einmal Jemand antreffen, der sich in großer Verlegenheit befände und sich nicht daraus zu retten wüßte, so denkt daran, wie euch zu Ruthe war, als ihr durch einen ehrlichen Mann aus der Noth errettet wurdet,

und thut dann an jenem desgleichen! — So wehe es mir nun thut, daß Ihnen, wie ich gestern von einem durchreisenden Kaufmanne zufälliger Weise erfuhr, der größte Theil Ihres Vermögens auf dem Meere verloren gegangen ist, und daß sie dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden sind, so freue ich mich doch auf der andern Seite, dadurch Gelegenheit zu erhalten, Ihnen einen schwachen Beweis von meiner aufrichtigen Bereitwilligkeit geben zu können, die gute Ermahnung, die Sie mir gaben, treulich zu befolgen.

Mein Vater hat mir sehr bereitwillig die Hände zur Ausführung meines Vorhabens geboten. Er wollte sich damals gar nicht wieder zufrieden geben, als er Sie, nachdem er von der Freude, die meine Rückkehr ihm verursacht hatte, wieder zu sich selbst gekommen, und Ihnen dann mit mir sogleich in den Gasthof nachgeeilt war, daselbst nicht mehr antraf. Gar oft hat er nachher den Wunsch geäußert, Ihnen auf irgend eine Weise seine Dankbarkeit bezeugen zu können. Sobald ich ihm daher gestern meine Absicht erklärt hatte, überließ er mir mit Vergnügen beifolgende Anweisung auf ein tausend Reichsthaler. Ich bitte Sie recht sehr, von derselben Gebrauch zu machen, und sich das Geld von dem darin benannten Handlungshause anzahlen zu lassen. Ohne Umstände behalten Sie dann diese Summe so lange in Händen, als Sie Ihnen nützlich sein kann: und sollte es Gottes Wille sein, Sie künftig in eine Lage zu versetzen, in welcher die Rückerstattung des Geldes Ihnen unmöglich siele, so thue ich auf dieselbe im Voraus gänzlich Verzicht. Ich betrachte die übersandte Summe nur als einen kleinen Wiederersatz für das, was ich von

Ihnen empfangen habe, und nie ganz werde vergelten können; und bleibe daher bis an's Ende meiner Tage

Ihr dankbarer Verehrer
E. C. Kopfstück.

Die Thränen waren Herrn Blaukohl in die Augen getreten, während er diesen Brief durchgelesen hatte. Das Andenken an die gute That, die ihm mit der Errettung der beiden jungen Thoren so wohl gelungen war, und der Beweis von aufrichtiger Dankbarkeit, den er jetzt von dem einen derselben erhielt, hatten ihn bis zu Thränen gerührt. Gott! dachte er bei sich selbst, wenn doch alle Menschen, die Gelegenheit haben, andern eine Wohlthat zu erweisen, sich die süßeste aller Freuden verschafften, die man auf dieser Erde genießen kann, die Freude welche der Rückblick auf eine gelungene gute That uns verursacht! Es ist wahr, die Rettung jener zwei Jünglinge hat mir manche Mühe verursacht, manche Stunde Zeit gekostet, die ich auf ihren Unterricht verwendete, manchen Thaler Geld, der für ihren Unterhalt in Surinam und auf der Rückreise nach Deutschland ausgegeben werden mußte. Aber was hätte ich von der aufgewandten Zeit, was von dem aufgewandten Gelde wohl jetzt noch für einen Nutzen, wenn es nicht die Freude über die gute Anwendung wäre, die ich davon machte? Wäre nicht das Geld wahrscheinlich auch größtentheils mit vom Meere verschlungen worden, wie meine übrigen Reichthümer?

Diese und ähnliche Gedanken hatten ihn wohl eine Viertelstunde still beschäftigt, als die Stadtuhr, die halb Eins schlug, ihn erinnerte, daß es hohe Zeit sei, zu Tische zu gehen. Er ging, um der Gesellschaft willen, bei seiner Schwester, der Frau Försterin Hirschhorn, in die Kost. Da er so spät kam, so drang man in ihn, zu erzählen, was die

Veranlassung zu seinem langen Ausbleiben gegeben hätte, und er nahm keinen Anstand, seinem Schwager und seiner Schwester den Brief des Herrn Kopfstück zum Durchlesen mitzutheilen.

Beide wurden gleichfalls durch den Inhalt desselben geführt, und Herr Blaukohl mußte ihnen nun die ganze Geschichte mit Herrn Leuchter und Herrn Kopfstück, die er bis dahin verschwiegen hatte, umständlich erzählen.

Es ist doch eine herrliche Sache um die Dankbarkeit, sagte der Förster Hirschhorn, als die Erzählung geendigt war; und der Apostel Paulus hatte wohl recht, wenn er die christliche Gemeinde zu Thessalonich in dem einen seiner Briefe recht nachdrücklich dazu ermahnte. Seid dankbar in allen Dingen, rief er ihnen zu: denn das ist der Wille Gottes in Jesu Christo an euch! Wer gegen empfangene Wohlthaten gefühllos bleibt, wer nicht ein inniges Verlangen bei sich fühlt, das Gute, was ihm Andre erwiesen, von Herzen zu erkennen und nach besten Kräften wieder zu vergelten: — wahrlich der steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung! Ist er undankbar gegen die Menschen, die ihm wohlthun, und die er als seine Wohlthäter mit Augen vor sich sieht, wie kann man glauben, daß er dankbar sein werde gegen Gott, seinen unsichtbaren Wohlthäter? und beseelt ihn keine Dankbarkeit gegen Gott, so wird er auch nicht geneigt sein, die göttlichen Gebote zu erfüllen, so wird er lieber seinen thierischen Begierden als der Stimme Gottes folgen, und sich in's Unglück stürzen.

Ich arbeite daher bei meinen Kindern, so jung sie auch noch sind, schon jetzt daran, daß ich sie zur Dankbarkeit gewöhne. Da ist es aber freilich nicht hinlänglich, wenn

man, so oft sie von Jemand etwas geschenkt bekommen, sie dazu anhält, die Worte: „Ich danke schön,“ nachplaudern, und allenfalls auch noch ein schön Patschhändchen zu geben, sondern man muß sie oft, in einem liebevollen, wohlwollenden Tone (ja nicht so, als ob man es ihnen vorwürfe, wie viel Gutes sie genossen) auf die vielen Dienste aufmerksam machen, die andre ihnen erweisen, auf die Güte, mit welcher für alle ihre Bedürfnisse gesorgt würde, für die sie selbst zu sorgen noch nicht im Stande wären, damit sie früh es erkennen, was sie ihren Eltern und den Lehrern und den andern Personen schuldig sind, die für sie leben. Ist nur einmal diese Erkenntniß in ihnen da, so wird gewiß die Neigung, das empfangene Gute nach Vermögen zu erwidern, auch nicht fehlen, sie werden dankbare Menschen werden.

So sprach Herr Hirschhorn. Herr Blaukohl mußte ihm in allem recht geben, und nahm sich vor, wenn Gott ihm auch einmal Kinder schenken würde, die Anwendung von dem zu machen, was sein Schwager eben gesagt hatte.

Der folgende achte Tag seines sehnlichen Hoffens war unter mancherlei Arbeiten auch schon beinahe verflossen, ohne daß er aus der Ungewißheit wäre gerissen worden, in welcher er wegen der Antwort schwebte, die er von Herrn Runknagel erhalten würde. Eben wollte Herr Blaukohl seine Wohnung verlassen, um zu seiner Schwester zum Abendessen zu gehen, als der Rathsdienner hereintrat und ihm — nicht eine Citation vor den hochedlen Stadtrath, sondern — ein Briefchen vom Herrn Stadtschreiber Runknagel, nebst einer Empfehlung von demselben überbrachte. Er las es durch, und entließ dann den Rathsdienner mit der Versicherung, daß er alles gehörig besorgen würde.

Statt nun zum Herrn Förster Hirschhorn zu Tische zu gehen, eilte Herr Blautohl dem Hause des Herrn Stadtschreibers zu, denn dieser hatte ihn in dem Briefchen gar freundlich auf einen Löffel voll Suppe für diesen Abend eingeladen. Bei der Schwester ließ er sich entschuldigen, daß er diesmal nicht ihr Tischgenosse sein könne, da er dringende Abhaltung hätte.

Wie freudig klopfte ihm das Herz, als er um die letzte Straßenecke herumging, und das Runknagel'sche Haus in der Ferne vor sich liegen sah! Jetzt schellte er an der Hausthür; der Herr Stadtschreiber öffnete sie ihm selbst, begrüßte ihn freundlich, und führte ihn in seine Schreibstube. Sobald Herr Blautohl abgelegt hatte, faßte ihn der Herr Stadtschreiber bei beiden Händen und sagte:

Sie bleiben also, lieber Freund, noch fest bei Ihrem mir mitgetheilten Entschlusse, meine Friederike zu Ihrer künftigen Lebensgefährtin zu machen?

Bl. Sein Sie versichert, lieber Herr Stadtschreiber, daß ich diesen Entschluß nicht leichtfertig hin, sondern daß ich ihn mit Bedacht gefaßt habe. Ihre liebe Tochter machte, gleich als ich das erstemal sie sah und sprach, einen so angenehmen Eindruck auf mich, daß der Wunsch in meiner Seele entstand, an ihrer Seite leben zu können. Ich schritt aber zur Ausführung meines Planes nicht eher, als bis ich Gelegenheit gefunden hatte, das gute Mädchen theils selbst genauer kennen zu lernen, theils das Urtheil anderer redlichen Menschen über dasselbe zu vernehmen. Nun aber, da ich von ihrer Rechtschaffenheit, ihrer Thätigkeit, ihrem zum vorurtheilsfreien Denken und Urtheilen gewöhnten Verstande mich hinlänglich überzeugt habe, nun kann ich mit gutem Gewissen Ihnen die Versicherung ge-

den, daß meine Liebe für Ihre Tochter unveränderlich bleiben, ja daß sie, wie ich überzeugt bin, vielmehr von Jahr zu Jahr an Stärke und Innigkeit zunehmen werde, wenn es Gott gefällt, uns beide am Leben zu erhalten.

St. (Herrn Blaukohl umarmend). So empfangen Sie von mir die Versicherung, daß ich stets als ein redlicher Schwiegervater an Ihnen handeln werde! Meine Friederike wird Ihnen ihr Jawort sogleich selbst geben.

Bei diesen Worten entfernte sich der Herr Stadtschreiber; trat aber bald darauf, mit Friederiken an der Hand, wieder in das Zimmer. Herr Blaukohl ging ihm entgegen, faßte Friederikens Hand und stammelte bewegt die Worte:

Sie sind, liebstes Friederikchen, wie Ihr Herr Vater mir die Hoffnung macht, entschlossen meinen sehnlichen Wunsch zu erfüllen, meine herzliche Liebe zu Ihnen mit Gegenliebe zu erwidern?

Friederike drückte sanft Herrn Blaukohls Hand, und versicherte mit wenig Worten, daß sie sich glücklich schätze, an der Hand eines so braven Mannes durch das Leben gehen zu können. Beiden, und selbst dem guten Alten, traten Freudenthränen in die Augen, und eine gegenseitige Umarmung drückte die Liebe, die sie für einander empfanden, noch überzeugender aus, als daß sie durch Worte sich dieselbe zuzusichern würden im Stande gewesen sein.

Nun, meine lieben Kinder, sagte der Herr Stadtschreiber nach einigen Minuten, möge Gott euch stärken, daß ihr den guten Vorsätzen immer treu bleibt, mit denen ihr den für euer künftiges Glück so wichtigen Schritt gethan habt. Von euch, das wißt ihr ja beide, von euch hängt es allein ab, ob ihr in euerm neuen Stande zufrieden leben werdet, oder nicht. Was die Zukunft auch für Schicksale euch ent-

hüllen wird, wie viel heitre und wie viel trübe Tage eurer warten mögen: thut ihr nur unter allen Umständen redlich das, was eure Pflicht erfordert, und setzt euer Vertrauen auf Gott, so wird jede von ihm euch zuge dachte Freude doppelte Süßigkeit für euch haben; jedes Leiden, das er euch zuschickt, zu eurer Veredelung beitragen; und ihr werdet, wenn einst graues Haar eure Scheitel deckt, auf die Leiden wie auf die Freuden, die Gott euch zusandte, mit dankbarer Nührung zurückblicken können.

Herr Runknagel faßte hierauf die Neuverlobten bei der Hand, und führte sie in das Familienzimmer, wo er Herrn Blaukohl seinen jüngern Kindern als Friederikens künftigen Mann vorstellte. Sie waren nicht wenig über diese Nachricht verwundert, und Herr Blaukohl küßte sie alle der Reihe nach und sagte: sie möchten ihn nun auch so lieb haben, wie sie ihre älteste Schwester bisher schon gehabt hätten. Friederike richtete indeß an, und die kleine Gesellschaft brachte den übrigen Abend bei einer einfachen Mahlzeit recht vergnügt zu.

Beim Weggehen wurde Herr Blaukohl vom Herrn Stadtschreiber freundschaftlich eingeladen, daß er doch ihn und seine Braut so oft besuchen möchte, als seine Geschäfte es ihm erlaubten. Er versprach es, und soll auch recht treulich Wort gehalten haben.

Da es noch nicht gar spät war, so wandelte Herr Blaukohl die Lust an, seine Schwester und seinen Schwager denselben Abend noch mit der Nachricht zu überraschen, daß er ein Bräutigam wäre. Er nahm daher seinen Weg durch die Straße, in der sie wohnten, und da er noch Licht in der Wohnstube sah, klopfte er an und bat, daß man ihn einlassen möchte.

Wo in aller Welt kommst du denn so spät noch her, Simon? rief ihm die Schwester beim Eintritt entgegen; und siehst obendrein so freundlich aus, als hättest du einen Besuch bei deiner Braut gemacht!

Bl. Schwester! Schwester! ist das Spaß oder Ernst?

Frau Hirschhorn. Je nun, das wollen wir gleich hören. Jetzt beichte: wo kommst du her?

Bl. (lächelnd). Eigentlich sollte ich dir's nun nicht entdecken, da du so ungestüm fragst! Aus Mitleid indes — da ich besorgen muß, die Neugierde werde dich um die nächtliche Ruhe bringen, so wisse es nur, ich komme vom Herrn Stadtschreiber Kunknagel, dessen —

Fr. H. (ihm in's Wort fallend) — älteste Jungfer Tochter deine liebe Braut ist, nicht wahr?

Bl. Du hast's errathen, liebe Schwester; und da du ihr selbst lehtbin ein so gutes Zeugniß gegeben hast, so zweifle ich keinen Augenblick, daß ihr beide, du und dein lieber Mann, mit meiner getroffenen Wahl zufrieden sein werdet.

Fr. H. Von ganzem Herzen, lieber Schwager! Gott gebe Ihnen seinen Segen zu der Verbindung, und beglücke Sie durch Ihre künftige liebe Frau so, wie er mich durch Ihre brave Schwester beglückt hat.

Fr. H. Ja, auch ich, lieber Bruder, wünsche dir alles Gute! Ein tugendhaftes, verständiges Weib bekommst du, das weiß ich sicher, und — ich muß mich schämen, daß ich damals, als wir von der Jungfer Kunknagelin sprachen, die unüberlegten Worte fallen ließ: was denn ein armer Mann mit einem armen Mädchen solle! O, ihr werdet gewiß recht glücklich mit einander leben!

Bl. Das hoffe ich auch. Wir lieben einander aufrichtig, und keines von uns beiden ist mit groben Fehlern, Vor-

urtheilen oder bösen Gewohnheiten behaftet, die unser Glück zu untergraben im Stande wären. Ist das nicht weit mehr werth, als wenn wir einander große Reichthümer zubrachten? Wie unsicher deren Besitz ist, davon weiß ich ja selbst ein Liedchen zu singen. Geseht aber auch, wir wären reich geblieben, ist es nicht gleichwohl sehr wahr, was ein Verschen, das ich einmal auswendig gelernt habe, recht artig ausdrückt:

„Und all' das Geld und all' das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.“

Und ist es also nicht Thorheit, wenn man den Besitz eines ansehnlichen Vermögens für die nothwendigste Bedingung zu einem zufriedenen Leben hält?

Nun mußte Herr Blaukohl noch umständlich erzählen, wie er zu dem Besitz seines Friederichens gelangt wäre. Dann erst wurde er entlassen, und begab sich mit heiterem Gemüth zur Ruhe, heiterer gewiß, als wenn ihm an dem Tage die Nachricht überbracht worden wäre, daß er in der Lotterie das große Loos gewonnen hätte.

Von jezt an verlebte Blaukohl glückliche Tage.

Als er aber einmal des Morgens sein Frühstück so allein genoß, und dabei mit den Gedanken ein wenig in der Zukunft herumspazierte, fiel es ihm ein, wie angenehm es sein würde, wenn er nun bald an der Seite seines Friederichens frühstückte, und sich dabei mit ihr freundlich unterhalten könnte. Ja, er ging noch weiter, und sah schon in Gedanken ein kleines liebes Wesen auf Friederichens Schooße sich munter herumtummeln, das der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Freude war. Aber in demselben

Augenblicke fuhr ihm auch ein anderer Gedanke durch den Kopf, der ganz entgegengesetzte Empfindungen in ihm rege machte, als der vorige. Du, dachte er, wirst nun durch Friederikchen zum glücklichen Ehemanne; aber der gute alte Stadtschreiber — wie viel verliert er nicht dadurch von seinem bisherigen Lebensglücke! Die Tochter, die du ihm nimmst, ersetzt sie ihm nicht bisher in seinem Hauswesen ganz den Verlust seiner seligen Frau? — Keine von den jüngern Töchtern ist noch im Stande, ihre Stelle zu vertreten; unter 5 Jahren ist nicht daran zu denken, daß die zweite Tochter die Wirthschaft wird übernehmen können. Wie leicht kann der gute Mann bis dahin sterben; und dann müßtest du dir es vorwerfen, daß ihm in seinen letzten Tagen noch die Stütze durch dich entzogen worden wäre, deren er da gerade am nöthigsten bedurft hätte.

Den ganzen Tag ging ihm der Gedanke im Kopfe herum, doch endlich war sein Entschluß gefaßt, und er hoffte nur auf Gelegenheit, die Sache mit seiner lieben Braut weiter überlegen zu können.

Sie fand sich nach einigen Tagen, wo er nach Tisch mit Friederikchen allein einen Spaziergang machte. Hat denn, so fragte er sie, als sie vor das Thor gekommen waren, dein guter Vater wohl schon wegen seiner Wirthschaft einen Entschluß für die Zukunft gefaßt?

Fr. Gesagt hat er mir noch nichts darüber; und ihn zu fragen wäre ich nicht im Stande gewesen. So oft ich nur daran denke, daß mein Vater nun fremden Händen das Seine wird anvertrauen müssen, treten mir die Thränen in die Augen.

Bl. Da haben wir diese Tage her einerlei Kummer getheilt, liebes Friederikchen. Mir ist aber etwas eingefal-

len, wodurch demselben, wie ich glaube, mit einem Male abgeholfen werden könnte. Wie wäre es, wenn wir deinem lieben Vater den Vorschlag machten, zu uns zu ziehen, und sich mit seinen Kindern bei uns in die Kost zu begeben? Da bliebe alles in der bisherigen Ordnung. Er brauchte keine fremde Person anzunehmen, die ihm die Wirthschaft führte, und hätte doch in seinen Erholungsstunden auch immer Jemand um sich, mit dem er eine freundschaftliche, vertraute Unterhaltung führen könnte. Nicht wahr, du bist mit mir darin einverstanden?

Fr. Ach, wenn du das zufrieden bist, so kann ich dem Tage, an dem wir uns mit einander verbinden wollen, dann erst mit recht frohem Herzen entgegen sehen, da mir der Gedanke an die künftige Lage meines guten Vaters nun die frohen Aussichten in die Zukunft nicht mehr trübt, die mir jener Tag eröffnet.

Bl. Wird aber auch dein lieber Vater gern in den Vorschlag einwilligen? Wird er genug Vertrauen zu mir haben, um nicht wegen meines künftigen Benehmens gegen ihn und die Seinen in Sorgen zu sein?

Fr. Ich will ihm die Sache erst allein vortragen; ich will ihm sagen, daß dein eigener Gedanke, dein freier Entschluß es gewesen wäre; und — o ich weiß ja wie herzlich er dich liebt, wie sehr er deine redliche Gesinnung schätzt.

Sobald der Spaziergang geendigt war, und Herr Blaukohl sich wieder entfernt hatte, machte Friederike ihrem Vater den Antrag ihres Bräutigams bekannt. Dieser fand dabei allerdings einige Bedenkllichkeiten, und willigte nicht sogleich ein, sondern sagte, daß er die Sache erst ruhig überlegen wolle. Als er aber sich völlig überzeugt hatte, daß Herr Blaukohl wirklich, nicht etwa bloß aus Artigkeit ge-

gen seine Braut, sondern aus Pflichtgefühl dem Entschlus gefaßt hätte, ihn mit den Kindern in sein Haus aufzunehmen, so nahm er den Vorschlag an, und äußerte dabei gegen die beiden Liebenden gerührt seine Freude, daß ihm Gott so dankbare, für sein Wohl auch mit eigener Aufopferung sorgende Kinder geschenkt habe.

Der Tag rückte nun immer näher heran, den der Herr Stadtschreiber zur Hochzeitfeier anberaumt hatte. Die nöthigen Vorbereitungen zu der neuen Wirthschaft wurden unter der Hand gemacht. Herr Blankohl ließ einige Veränderungen in seinem Hause vornehmen, um seinem guten Schwiegervater so viel Bequemlichkeit als möglich darin zu verschaffen. Dieser hatte seine bisherige Miethe aufgekündigt, und wies das Küchengeräth, das in seiner Wirthschaft zeither war gebraucht worden, Friederiken als einen Theil ihrer Ausstattung an. Die Frau Hirschhorn ließ es sich nicht ausreden, daß sie die Besorgung des Hochzeitmahls übernehmen wollte, und schaffte nach und nach an, was dazu etwa nöthig war. Ausdrücklich hatte Herr Blankohl auch eine gute Mahlzeit für alle seine Arbeitsleute bei ihr bestellt, so wie er schon bei seiner Hochzeit in Surinam darauf bedacht gewesen war, denjenigen einen frohen Tag zu bereiten, die für ihn arbeiteten, und denen er also einen guten Theil seines Wohlstandes verdankte.

An dem Hochzeitstage ging alles so einfach zu, als irgend für einen solchen Ehrentag passend war; eben deshalb waren aber auch alle, die an dem Feste Theil nahmen, recht herzlich vergnügt, und kein widriger Auftritt störte die gesellschaftliche Freude. Sehr zahlreich war die Versammlung nicht; außer den nächsten Anverwandten, wurden nur einige Herzensfreunde des alten Herrn Runknagel dazu gebeten.

Als das Brautpaar vom Tranaltare zurückkehrte, führte der Herr Stadtschreiber es erst in ein Nebenzimmer, um ihnen da ganz ungestört seinen väterlichen Segen ertheilen zu können. „Gott segne euch, ihr guten, lieben Kinder!“ sagte er mit inniger Rührung, „und erhalte euch immer den innern Frieden, der aus der Ueberzeugung entspringt, daß wir Gottes Kinder und seiner Vaterliebe nicht unwürdig sind!“ — Friederike und ihr Bräutigam umarmten laut schluchzend den frommen Greis, und drückten ihm, so gut es der Drang ihrer Empfindungen verstattete, den innigsten Dank aus für die Vatertreue, die er an Friederiken stets bewiesen, für das Vertrauen, von dem er ihrem Bräutigam so vielfältige Proben gegeben habe, und für den ertheilten väterlichen Segen. — Dann traten sie zusammen in das Zimmer, in welchem die übrige Gesellschaft sich versammelt hatte, und empfingen auch da viele aufrichtige Beweise von der Theilnahme guter Menschen an ihrem Glücke.

Nachdem das Mittagmahl eingenommen war, machte die Gesellschaft einen angenehmen Spaziergang; und da der Rückweg sie am Gottesacker vorüber führte, schlichen sich Herr Blaukohl und seine Braut unvermerkt von der Gesellschaft weg, um an den Gräbern ihrer guten Mütter und an dem Grabe des seligen Herrn Blaukohl, den Werkstätten, deren Leiber in diesen Gräbern ruheten, eine Thräne des gerührtesten Danks zu weihen.

Acht Jahre genoß der Herr Stadtschreiber noch die Freude, seine älteste Tochter an der Seite ihres guten Mannes glücklich zu sehen. Drei Entelchen, die ihm geboren wurden, waren die Wonne seines Alters. Auch seine übrigen Kinder wuchsen zu guten Jünglingen und Jungfrauen

empor, und er konnte, als Gott ihn von der Erde abrief, sie mit dem beruhigenden Bewußtsein verlassen, daß seine Nachkommen ihm Ehre machen, und, so wie er gethan hatte, auf Gottes Wegen gehen würden.

Herr Blaukohl hatte sich die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger in dem Grade erworben, daß sie ihn, bald nach dem Ableben seines guten Schwiegervaters, zum Bürgermeister ernannten: und diesen Posten bekleidete er bis an's Ende seiner Tage, zur allgemeinen Zufriedenheit der Krebsleber Bürgerschaft.

Erzählungen

aus dem

Thüringer Boten

von

Christ. Gotth. Salzmann,

Gründer der Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal.

Ein Buch für das Volk.



Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags - Buchhandlung.

1846.

1970

1970

1970

1970

Geschichte von Columbus.

Der Mann, den der liebe Gott dazu bestimmt hatte, Amerika zu entdecken, war Christoph Columbus. Er wurde 1447 zu Genua geboren, und zeigte schon als Kind eine so große Lust zur Schifffahrt, daß er schon in seinem achten Jahre zu Schiffe ging.

Er machte einige Reisen nach dem mittelländischen Meere, dann nach Island und weiter hinaus, wo die Walfische gefangen werden, und freuete sich gar herzlich darüber, wenn er immer neue Sachen entdeckte, davon in seinem Vaterlande nichts zu hören noch zu sehen war.

Die Republiken Genua und Venedig, von denen man hätte glauben sollen, sie würden nimmermehr Krieg führen, weil es Republiken waren, wurden aber doch einmal uneins, und geriethen einander, wie man zu sagen pflegt, in die Haare. Columbus fuhr auch aus gegen die Venetianer, und die republikanischen Schiffe schossen sich eben so gut herum, wie die Schiffe der Monarchen zu thun pflegen. Das Schiff, worauf Columbus sich befand, machte Jagd auf ein Venetianisches, enterte es, oder warf Haken darein, zog es damit an sich, und das Schiffsvolk war eben im Begriffe hinüber zu springen, und sich des Schiffes zu bemächtigen, als dasselbe zu brennen anfing. Die Flamme ergriff sogleich

auch das Schiff des Columbus. Da war Noth in allen Ecken. Das Feuer kam den Pulverkammern immer näher, und kam in eine Pulverkammer nur ein Funke, so hielten beide Schiffe mit einander ihre Himmelfahrt, vielleicht auch — ihre Höllenfahrt. Alles Schiffsvolk schrie Jesus Maria! Columbus schrie aber nicht mit, sondern legte die Hand an die Stirn, und dachte: was ist hier zu thun?

Da erblickte er ein Steuerruder, das in der Seeschwamm. Wup! war er zum Schiffe hinaus, ergriff das Steuerruder und schwamm damit nach dem Lande hin. Wäre er nicht so entschlossen gewesen, so wäre er mit seinen Kameraden in die Luft geflogen, und Amerika wäre vielleicht in hundert Jahren noch nicht entdeckt worden.

Columbus hätte nun sein Lebenlang auf dem mitteländischen Meere umherreisen, und da sein Brod finden können. Allein dieses war ihm zu enge. Er wollte fremde Länder sehen, und neue Entdeckungen machen. Da er nun hörte, daß den Portugiesen die Entdeckungslust angekommen wäre, und daß sie immer Schiffe ausrüsteten, um Afrika besser zu untersuchen, und einen Weg um Afrika herum nach Ostindien zu finden, so dachte er, willst halt in portugiesische Dienste treten. Er reiste also nach Portugal, suchte dort Dienste und erhielt sie. Als er eine Zeitlang in Lissabon, der Hauptstadt Portugals, gewesen war, lernte er ein Frauenzimmer, Namens Veresistello kennen, verliebte sich in sie, und heirathete sie.

Der Vater seiner Frau war nun auch ein großer Seefahrer gewesen, der immer an den afrikanischen Küsten herumgeschifft war, um neue Entdeckungen zu machen. Ueber die Reisen, die er gemacht, hatte er sich Seekarten entworfen, und über alles, was ihm auf den Reisen begegnet

war, ein Tagebuch gehalten. Diese Seekarten und dieses Tagebuch bekam nun Columbus mit seiner Frau. Er studierte fleißig darin, bekam immer mehr Einsichten in die Schifffahrt, und immer mehr Lust, neue Entdeckungen zu machen.

Columbus that nun verschiedene Reisen, bald an die afrikanischen Küsten, und machte große Augen, wenn er die pechschwarzen Inwohner, Löwen, Elephanten, Affen und andere dergleichen Geschöpfe sah, die man in Europa selten zu sehen bekommt; bald nach den canarischen Inseln, wo die Canarienvögel umher fliegen, wie bei uns die Finken, und wo ein delikater Wein wächst; bisweilen auch nach den azorischen Inseln.

Als Columbus nun einmal auf den azorischen Inseln war, brachte der Westwind auf der See einige Bäume getrieben, die mit den Wurzeln ausgerissen waren. Solche Bäume waren nun vielleicht seit vielen tausend Jahren durch den Westwind beigetrieben worden, man hatte sie aufgefangen, gespalten und Suppe oder Milchbrei dabei gekocht, ohne weiter etwas dabei zu denken! da aber Columbus diese Bäume erblickte — tausend, was machte er für Augen! Diese Bäume, dachte er, sind nicht im Meere gewachsen. Wo diese Bäume gewachsen sind, da muß Land sein.

Kurz darauf sprach er seinen Herrn Schwager, der auch ein Seefahrer war, und kam mit ihm auf diese Materie zu reden. Da zeigte ihm dieser ein paar Stücke künstlich geschnitztes Holz, das ebenfalls durch den Westwind auf der See war herbeigetrieben worden. Hm! dachte Columbus, wo diese Hölzer geschnitzt sind, da müssen auch Leute wohnen, die sie geschnitzt haben.

Endlich kamen gar einmal ein paar todte Menschen von Westen hergeschwommen. Die waren nicht schwarz, wie die Afrikaner, auch nicht weiß, wie die Europäer. Kupferfarbig sahen sie aus. — Nun war es richtig! Wo diese Leute gelebt haben, dachte Columbus, da muß auch Land sein. Und nun dachte er Tag und Nacht auf nichts weiter, als — wie er dieß Land entdecken wollte.

Zu dieser Entdeckung gehörten Schiffe, und Leute, die sie regierten, und Lebensmittel, um diese zu ernähren, und etwas viel Geld, um sich dieß alles anzuschaffen. Und dieß fehlte dem Columbus. Es fehlte ihm am Besten, würden meine lieben Nachbarn sagen. Nach meiner Meinung aber ist das Beste, was zu einer schweren Unternehmung erfordert wird, Lust, Geschicklichkeit und Muth. Hat man dieß alles, so ist die Herbeischaffung des Geldes eine Kleinigkeit. Lust, Geschicklichkeit und Muth hatte aber Columbus wirklich, und also fehlte es ihm nicht am Besten.

Er dachte nun nach, woher er das nöthige Geld bekommen wollte. Vielleicht wäre es ihm möglich gewesen, sich dasselbe selbst zu verschaffen; aber das traute er sich doch nicht zu. Er glaubte, Schiffe anzurüsten, das wäre nur das Werk großer Herren. Da er von Geburt ein Genueser war, so glaubte er, es sei seine Schuldigkeit, seinen Vorsaß den Herren Genuesern mitzutheilen, sie um die nöthigen Geldsummen zu ersuchen, und ihnen die großen Vortheile zuzuwenden, die er sich von der Entdeckung der neuen Länder versprach.

Er that es, legte seinen Plan dem Senate zu Genua vor, und bat ihn, daß er ihm zur Ausführung desselben behülflich sein möchte.

Allein die Genueser, die mit ihrer Schifffahrt nicht

viel über das mittelländische Meer hinaus gekommen waren, lachten ihn aus, glaubten er sei ein Schwärmer, und verwarfen seinen Plan.

Leider trifft es noch immer ein, was unser Heiland sagt: daß ein Prophet nirgends weniger gelte, als in seinem Vaterlande und in seiner Freundschaft. Im Vaterlande ist man als ein kleiner Junge bekannt gewesen, und die Herren Landsleute, die immer den kleinen Jungen noch im Kopfe haben, können nicht glauben, daß ein Mann, den sie noch haben den Ball schlagen sehen, etwas Großes ausführen könne. Dazu kommt auch noch der Neid, der nicht zugeben will, daß einer, mit dem man aufgewachsen ist, sich vorzüglich hebe.

Unterdessen war es doch ehrenhaft von Columbus, daß er seine Dienste erst dem Vaterlande anbot. Das Land, wo man erzogen ist, wo die Leute wohnen, oder doch wenigstens begraben liegen, denen man nächst Gott das Leben zu danken hat, wo man seine ersten Kenntnisse sich erwarb, verdient es doch wirklich, daß man dankbar sei und seine Dienste ihm zuerst anbiete.

Da nun Columbus sah, daß in Genua für ihn nichts zu hoffen war, so hielt er es für Schuldigkeit, seinen Plan dem Könige in Portugal, Johann dem 2ten vorzulegen, in dessen Diensten er stand. Er that es wirklich, und wurde gützig aufgenommen. Der König kannte seine Geschicklichkeit im Seewesen, und hatte selbst eine große Begierde, neue Länder zu entdecken. Er trug also dem Bischof zu Ceuta, welcher Diego Ortiz hieß, auf, den Columbus zu examiniren, ob sein Plan auch wohl ausführbar sei. Diesen Auftrag vollzog der Bischof so, daß er dem guten, ehrlichen Columbus alles ablockte, was er zur Ausführung seines Vorhabens im Sinne hatte.

Sobald er ihn nun alles ausgefragt hatte, verfügten sich Ihre Hochwürden zu Ihrer Majestät dem König Johann dem zweiten, und thaten den Vorschlag: Ihre Majestät möchten doch geruhen, selbst insgeheim ein Schiff ausrüsten zu lassen, und zu dieser Unternehmung auszusenden, damit Ihre Majestät allein die Ehre dieser Unternehmung hätten, und Ihre Majestät geruheten in Gnaden diesen Vorschlag anzunehmen.

Es wurde insgeheim ein Schiff ausgerüstet, mit Waffen, Lebensmitteln, und Geld versehen, und einem Seefahrer übergeben, der das unbekante Land entdecken sollte. Dieser hatte nun alles, was Columbus bisher vergeblich gesucht hatte; das Beste fehlte ihm aber doch — Lust, Geschicklichkeit und Muth. Daher wurde aus der ganzen Sache nichts. Da der Herr Seefahrer, dessen Namen ich nicht weiß, eine Zeitlang auf der See herum geschwommen war, kein neues Land fand, und die Stürme zu heulen anfangen, bekam er das Heimweh, und — fuhr wieder nach Portugal zurück.

Columbus nahm es gewaltig übel, daß man ihn so hintergangen hatte, verließ Portugal und ging nach Spanien im Jahr 1484. Hier ging er sogleich zum Könige und zur Königin, welche Ferdinand und Isabella hießen, entdeckte ihnen sein Vorhaben, und bat um Unterstützung. Es wollte aber auch nicht gehen. Die Spanier hatten damals nichts anderes im Kopfe, als die Mauren, die noch einen Theil von Spanien inne hatten, gänzlich zu vertreiben, und begeigten keine Lust, sich auf andere Unternehmungen einzulassen. Unterdessen wurde doch dem Reichthümer der Königin aufgetragen, sich mit dem Columbus über

die Sache zu besprechen, und zu untersuchen, ob wohl sein Plan auszuführen sei.

Dieser untersuchte nun fünf Jahre lang, und machte erstaunlich viele Einwendungen. Endlich stattete er bei Hofe den Bericht ab, es sei vermessnen, wenn ein Mensch kläger, als alle andere sein wollte; wenn die Länder, welche Columbus entdecken wollte, wirklich da wären, so hätten sie die Vorfahren längst entdeckt. Aber eben deswegen, weil sie die Vorfahren nicht entdeckt hätten, müßten sie auch gar nicht da sein.

Der Reichvater der Königin war gerade von demselben Schlage, wie selbst noch jezt viele unserer Landsleute. Wenn man denen Vorschläge thut, wie sie den Ackerbau, die Viehzucht, die Feuerspritzen, die Kinderzucht u. dergl. verbessern können, so schütteln sie die Köpfe und sagen: wozu diese Neuerungen! wenn die Sache gut wäre, so würden unsere Vorfahren auch darauf gefallen sein, diese waren auch keine Narren, und darin scheinen die Menschen in allen Ländern einander ähnlich zu sein, daß sie es immer gern bei dem Alten lassen. Es ist bequemer. — Genug, Columbus bekam vom Hofe die Resolution, daß man sich auf seine Unternehmung nicht einlassen könne, weil der Krieg mit den Mauren so vieles Geld koste, daß man nicht im Stande sei, die Kosten aufzubringen, die seine Entdeckungstreife erfordern würde.

Columbus verlor indessen den Muth nicht! Alle die Schwierigkeiten, die man ihm in den Weg legte, übten ihn in der Geduld, die er bei seiner vorhabenden Reise so nöthig hatte, und gaben ihm Zeit, über sein Vorhaben recht lange nachzudenken. Und ein Mann, der kein windiger Projektmacher ist, der wirklich was in sich hat, der recht-

Sobald er ihn nun alles ausgefragt hatte, verfügten sich Ihre Hochwürden zu Ihrer Majestät dem König Johann dem zweiten, und thaten den Vorschlag: Ihre Majestät möchten doch geruhen, selbst insgeheim ein Schiff ausrüsten zu lassen, und zu dieser Unternehmung auszusenden, damit Ihre Majestät allein die Ehre dieser Unternehmung hätten, und Ihre Majestät geruheten in Gnaden diesen Vorschlag anzunehmen.

Es wurde insgeheim ein Schiff ausgerüstet, mit Waffen, Lebensmitteln, und Geld versehen, und einem Seefahrer übergeben, der das unbekannte Land entdecken sollte. Dieser hatte nun alles, was Columbus bisher vergeblich gesucht hatte; das Beste fehlte ihm aber doch — Lust, Geschicklichkeit und Muth. Daher wurde aus der ganzen Sache nichts. Da der Herr Seefahrer, dessen Namen ich nicht weiß, eine Zeitlang auf der See herum geschwommen war, kein neues Land fand, und die Stürme zu heulen anfangen, bekam er das Heimweh, und — fuhr wieder nach Portugal zurück.

Columbus nahm es gewaltig übel, daß man ihn so hintergangen hatte, verließ Portugal und ging nach Spanien im Jahr 1484. Hier ging er sogleich zum Könige und zur Königin, welche Ferdinand und Isabelle hießen, entdeckte ihnen sein Vorhaben, und bat um Unterstützung. Es wollte aber auch nicht gehen. Die Spanier hatten damals nichts anderes im Kopfe, als die Mauren, die noch einen Theil von Spanien inne hatten, gänzlich zu vertreiben, und bezeigten keine Lust, sich auf andere Unternehmungen einzulassen. Unterdessen wurde doch dem Reichthum der Königin aufgetragen, sich mit dem Columbus über

die Sache zu besprechen, und zu untersuchen, ob wohl sein Plan auszuführen sei.

Dieser untersuchte nun fünf Jahre lang, und machte erstaunlich viele Einwendungen. Endlich stattete er bei Hofe den Bericht ab, es sei vermessen, wenn ein Mensch kläger, als alle andere sein wollte; wenn die Länder, welche Columbus entdecken wollte, wirklich da wären, so hätten sie die Vorfahren längst entdeckt. Aber eben deswegen, weil sie die Vorfahren nicht entdeckt hätten, müßten sie auch gar nicht da sein.

Der Beichtvater der Königin war gerade von demselben Schlage, wie selbst noch jetzt viele unserer Landsleute. Wenn man denen Vorschläge thut, wie sie den Ackerbau, die Viehzucht, die Feuerspritzen, die Rinderyucht u. dergl. verbessern können, so schütteln sie die Köpfe und sagen: wozu diese Neuerung! wenn die Sache gut wäre, so würden unsere Vorfahren auch darauf gefallen sein, diese waren auch keine Narren, und darin scheinen die Menschen in allen Ländern einander ähnlich zu sein, daß sie es immer gern bei dem Alten lassen. Es ist bequemer. — Genug, Columbus bekam vom Hofe die Resolution, daß man sich auf seine Unternehmung nicht einlassen könne, weil der Krieg mit den Mauren so vieles Geld koste, daß man nicht im Stande sei, die Kosten aufzubringen, die seine Entdeckungsreise erfordern würde.

Columbus verlor indessen den Muth nicht! Alle die Schwierigkeiten, die man ihm in den Weg legte, übten ihn in der Geduld, die er bei seiner vorhabenden Reise so nöthig hatte, und gaben ihm Zeit, über sein Vorhaben recht lange nachzudenken. Und ein Mann, der kein windiger Projektmacher ist, der wirklich was in sich hat, der recht-

schaffen ist, und fühlt, daß er dem Unternehmen, das er vor hat, wirklich gewachsen sei, der läßt sich durch keine Schwierigkeiten niederschlagen. Im Gegentheil, je schwerer ihm seine Unternehmung gemacht wird, desto mehr strengt er sich an, sie doch auszuführen.

Da für ihn in Spanien nichts mehr zu hoffen war, so dachte er, die Welt ist noch groß genug; will man dir in Spanien nicht helfen, so willst du nach England gehen.

Wirklich fing er auch an, seine Sachen einzupacken, um nach England abzureisen.

Einige verständige Spanier bekamen aber von seinem Vorhaben zur rechten Zeit Nachricht, suchten ihn davon abzubringen, und versprachen, ihr möglichstes zu thun, um den Hof von der Wichtigkeit seiner Entdeckungstreife zu überzeugen. Sie thaten es auch, und setzten endlich die Sache durch.

Nachdem Columbus acht Jahre in Spanien geduldig ausgehalten hatte, wurde ihm von dem Könige and der Königin das schriftliche Versprechen gethan, daß er Hochadmiral in allen den Meeren, und Unterkönig in den Ländern, die er entdecken würde, werden, und den zehnten Theil von dem reinen Gewinnte haben sollte, den diese Länder einbringen würden. Zugleich wurde auch Anstalt zur Ausrüstung und Bemannung der zu dieser Reise nöthigen Schiffe gemacht.

Man hätte meinen sollen, weil die Unternehmung des Columbus so wichtig war, und der Hof die Kosten dazuhergab, so würden recht viele und ansehnliche Schiffe ausgerüstet worden sein; es ging aber ganz anders, als man hätte meinen sollen. Columbus bekam nicht mehr als drei Schiffe; das eine, das er selbst commandirte, war nicht

groß, und die andern waren sehr klein. Auf alle drei Schiffe kamen nicht mehr als neunzig Mann. Sie bekamen Proviant auf 12 Monate.

Da nun alles zur Abreise fertig war, zog Columbus mit seinen Leuten in das Kloster Rabida, beichtete und empfing mit ihnen die Absolution und das heilige Abendmahl.

Den folgenden Tag, den 3ten August 1492 segelte er, noch vor Sonnenaufgang ab.

Schon den andern Tag nach seiner Abreise begegnete ihm eine Fatalität. Das Steuerruder an dem einen Schiffe zerbrach. Dieß war nun ein Schade, der leicht zu ersehen war, weil Columbus, als ein erfahrener Seefahrer, sich auf diesen Fall gefaßt gemacht, und mit mehrern Steuerrudern versehen hatte. Das Schlimmste bei der Sache aber war, daß seine Gesellschaft dieß als ein böses Zeichen ansah, und sagte: Gott erbarme dich unser! Das Zerbrechen des Steuerruders bedeutet nichts Gutes!

Durch Zureden beruhigte sie aber Columbus, und brachte sie dahin, daß sie mit ihm die Reise fortsetzten. Er segelte nach den canarischen Inseln zu, und als er da ankam, waren seine Schiffe schon so schadhast, daß er sie ausbessern lassen mußte. Mit diesen elenden Schiffen und diesen abergläubischen Leuten mußte nun Columbus seine Reise in ganz unbekante Meere antreten.

Sobald die Schiffe von den canarischen Inseln so weit entfernt waren, daß sie dieselben nicht mehr sahen, fiel allen Matrosen der Muth, und einige weinten, wie die Kinder. Dem Columbus mochte auch wohl bisweilen ein Wischen bange um's Herz sein, die feigen Memmen, die ihn umgaben, die haufälligen Schiffe, die Ungewißheit,

wie lange der Weg noch dauern würde, dieß alles mußte ihn ja bisweilen bänglich machen; aber den Muth ließ er, deswegen nicht sinken, und gegen seine Leute ließ er niemals die geringste Bänglichkeit merken. Da sie weinten, trat er unter sie, lachte und sagte: Kinder! warum weint ihr denn? wie lange wird's denn währen, so landen wir, und holen uns ganze Säcke voll Gold, Silber und Edelsteine, fangen uns Papagaien, Affen und Meerkatzen. Wird das hernach nicht eine Freude sein, wenn ihr nach Hause kommt, und bringt alle diese Sachen mit! He?

Da lachten sie dann und schifften weiter.

Da sie sechs Wochen geschifft waren, erhoben sich Passatwinde, oder diejenigen Winde, die in gewissen Gegenden des Meeres von Morgen nach Abend, zu gewissen Jahreszeiten, ununterbrochen wehen. Dem Columbus lachte das Herz im Leibe, da diese Winde sich erhoben, denn nun wurden die Schiffe weit schneller als sonst fortgetrieben, immer nach Abend zu, wohin er gern wollte.

Dem Schiffsvolk wurde aber dabei nicht wohl zu Muth. Was will, dieß es, noch aus den Winden werden? Die Winde treiben uns ja immer weiter von Spanien weg, und wenn die Winde so fortblasen, wie kommen wir denn wieder heim? Wir wollen ja gern wieder heim!

Columbus lachte und sagte: ihr sollt ja wieder heim, gebt euch doch zufrieden! Die Winde werden sich doch wieder legen. Da waren sie halt wieder ein Wischen stille.

Bald darauf trat aber wieder ein bedenklicher Umstand ein. Sie kamen in eine Gegend, wo das Meer mit Seegras so bedeckt war, daß es wie eine grüne Wiese ansah. Da war wieder Jammer in allen Ecken. Wo will denn das Ding hinaus? schrie das Schiffsvolk, da hat ja das

Meer ein Ende; wer weiß, was für Klippen unter dem Grase verborgen sind!

Aber Columbus sprach ihnen immer Muth ein, und sagte: das See gras sei ein Zeichen, daß sie nun dem Lande nahe wären. Sie brumnten aber immer fort.

Zum Glück erblickte er einen Schwarm Vögel, die von Abend her kamen. Er wußte wohl, daß dies noch kein Zeichen von nahem Lande sei, da die Seevögel wohl 200 Meilen weit vom Lande wegfliegen. Das behielt er aber für sich, rief alles Schiffsvolk zusammen, zeigte ihnen die Vögel, und sagte: was wollt ihr denn? da seht ihr ja die ersten Bewohner des Landes, das wir suchen.

Da gaben sie sich wieder zufrieden.

Columbus gab genau Achtung, wohin die Vögel ihren Rückweg nahmen, und da er bemerkte, daß sie nicht geradezu nach Abend, sondern halb nach Mittag, halb nach Abend, oder, wie es die Schiffer ausdrücken, nach Südwest flogen, so nahm er sie zu seinen Begleitern an, und schiffte ihnen nach.

Dreißig Tage wurde wieder geschifft, alle Tage wurden Vögel gesehen, aber immer kam kein Land zum Vorschein. Ein paarmal hatte das Schiffsvolk wieder gemurret, und dem Columbus gedrohet, daß es ihn zwingen wolle, nach Spanien zurückzukehren. Aber Columbus hatte sie immer wieder theils durch gute, theils durch harte Worte, zum Gehorsam gebracht. Endlich riß ihnen aber doch der Geduldssaden. Sie kehrten sich an keine Vögel, an keine Versprechungen, an keine Drohungen mehr; sie fingen einen Tumult an, und was das Schlimmste war, so schlugen sich auch die Officiere, die zeither immer dem Columbus beigestanden hatten, auf die Seite des Schiffsvolks. Man

kündigte ihm den Gehorsam auf, man verlangte, er solle den Augenblick wieder nach Spanien zurücksegeln, oder — man würde ihn in's Wasser werfen.

Da nun Columbus sahe, daß er mit allen seinen Kunstgriffen seine Leute nicht mehr beruhigen konnte, so gab er nach und sagte: nun, ihr sollt euren Willen haben, ihr sollt nach Spanien zurückkehren. Eins müßt ihr mir aber versprechen — daß ihr noch drei Tage Geduld haben wollt. Sehen wir nach drei Tagen kein Land, so kehre ich mit euch um nach Spanien, oder ihr sollt mich in's Wasser werfen.

Gar zu viel wagte Columbus hierbei nicht, denn er wußte nun fast gewiß, daß das Land nicht weit mehr sein könne. Die Vögel kamen immer häufiger geflogen, und Columbus bemerkte nicht nur Seevögel, sondern auch Landvögel, die nicht weit vom Lande wegzusiegen pflegten; er kam mit dem Senbbleie, oder mit einem Stücke Blei, das an einen schrecklich langen Faden gebunden ist, das er fast beständig in den Händen hatte, auf den Meeresgrund, und fand, daß die Tiefe des Meeres abnahm; auch kam ein Ast von einem Baume geschwommen, an dem noch ganz frische Meeren hingen. Durch alle diese Umstände wurde Columbus so gewiß überzeugt, daß Land in der Nähe sei, daß er den elften October Abends, nach dem Abendgebete, befahl, die Segel einzuziehen, und genaue Wache zu halten, damit das Schiff nicht an's Land getrieben würde.

Dies verursachte eine so allgemeine Freude, daß Niemand schlafen wollte.

Columbus that auch kein Auge zu. Er sahe immer nach der Gegend hin, wo er Land vermuthete, und da er sich die Augen bald aus dem Kopfe gesehen hatte, erblickte

er endlich kurz vor Mitternacht — Feuer. Er rief einen Officier, zeigte nach der Gegend zu, wo es war, und sagte: siehst du? Der Officier erblickte es auch, und war außer sich vor Freuden. Columbus drang aber darauf, daß er es Niemanden weiter sagen solle.

Nach Mitternacht entdeckte es aber auch das Schiffsvolk, und es entstand ein allgemeines Geschrei: Feuer! Feuer!

Alles war voll Freude und konnte kaum den Anbruch des Tages erwarten — unterdessen mußte man doch warten. Sobald der Tag anbrach, erblickte man vor sich eine schöne, grüne, mit allerlei Bäumen bewachsene Insel. Das Schiffsvolk mußte sich vor Freuden nicht zu lassen, und stimmte an: Herr Gott, dich loben wir! oder vielmehr: Te Deum laudamus; weil bekanntlich die Spanier ihre geistlichen Lieder nicht deutsch, sondern Lateinisch zu singen pflegen. Dann fielen alle vor Columbus auf die Knie, und baten ihn um Verzeihung wegen ihres Ungehorsams.

Sobald die Sonne aufgegangen war, wurde das sämtliche Schiffsvolk bewaffnet, und man segelte mit Musik und fliegenden Fahnen nach der Insel zu. Dann stieg man an's Land, pflanzte ein Crucifix auf, und verrichtete vor demselben seine Andacht. Dann nahm Columbus, im Namen des Königs von Spanien, mit vielen Ceremonien von der Insel Besitz.

Nun weiß ich gar nicht, ob es recht war, daß Columbus, im Namen des Königs in Spanien, andern Leuten, die ihn nicht beleidigt hatten, ihr Land wegnahm?

Doch das mag Columbus und der König in Spanien verantworten. Nach meinem Gewissen hätte ich es nicht gekonnt. Es' hat aber jeder Mensch sein eigenes Gewissen,

und gemeinlich bekommen die Menschen, wenn sie mächtig werden, ein sehr weites Gewissen, wo gar vieles hinein geht, was das Gewissen eines gemeinen Mannes nicht verdauen kann.

Die Bewohner der Insel hatten in ihrem Leben kein Schiff, keinen Europäer, keine Flinte, keine Kanone gesehen. Sobald sie also die Schiffe erblickten, erscholl den Ruf durch die ganze Insel, und Jung und Alt lief zusammen, wie bei uns wenn ein fremdes Thier gezeigt wird, und sahen mit Erstaunen Leute an's Land steigen, dergleichen sie in ihrem Leben nicht gesehen hatten. Da aber Columbus gar eine Kanone lösen ließ, fuhren sie vor Schrecken zusammen, und glaubten, die Spanier wären vom Himmel gekommen, und hätten den Donner mitgebracht.

Die Spanier waren aber auch voll Bewunderung über die vielen neuen Sachen, die sie da sahen. Da stunden Menschen vor ihnen, nackt, wie sie der liebe Gott erschaffen hatte, nicht schwarz, und auch nicht weiß, sondern kupferfarbig, mit langen Haaren, die über die Schultern herabhängten. Keiner hatte einen Bart. Da wuchsen Bäume und Kräuter, die in Europa ganz unbekannt waren. Da war ein schöner fruchtbarer Boden, von dem man erwarten konnte, daß er die reichsten Ernten liefern würde, wenn man ihn gut bearbeitete.

Auf einmal verlor sich aber die Bewunderung über dieß alles bei den Spaniern, sie sahen nicht mehr auf den fruchtbaren Boden, noch auf die schönen, mannigfaltigen Gewächse, die er hervorbrachte, sondern richteten auf einmal alle ihre Blicke nach den Nasen der Amerikaner.

Nun sahen diese nicht gerade so besonders aus; aber die Amerikaner hatten in ihren Nasen einen gewissen Sierath,

und wie unsere Frauen die Gewohnheit haben, daß sie sich Löcher in die Ohren stechen, und Ohrringehänge hinein thun, so hatten die Amerikaner die Gewohnheit, daß sie durch den Knorpel, der zwischen den zwei Nasenlöchern ist, ein Loch stachen, und in das Loch ein Stückchen gelbes Metall steckten, das die Spanier alsbald als Gold erkannten. Nun hatten sie aber einen so heftigen Durst nach Golde, daß sie auf nichts mehr von den amerikanischen Seltenheiten sahen, sobald sie Gold erblickten. Sie drängten sich um die Amerikaner herum, und fragten sie durch Mienen und Geberden, woher sie denn das Gold bekommen hätten? Diese wiesen nach Mittag hin. Columbus nannte nun die Insel San Salvador, und entschloß sich, wieder abzusegeln, und die Gegend aufzusuchen, wo Gold gefunden würde. Auch nahm er sieben Personen von den Bewohnern der Insel mit, damit sie ihm zu Begleitern, und bei den Völkern, zu welchen er kommen würde, zu Dolmetschern dienen möchten.

Er sah auf seiner Reise verschiedene Inseln, besuchte sie, fand darin viele Merkwürdigkeiten, aber, da er darin nicht viel Gold bemerkte, so segelte er bald weiter. Er entdeckte darauf die Insel Cuba, und stieg da an's Land. So bald aber die Bewohner dieß sahen, liefen sie davon, und versteckten sich in die Wälder. Columbus schickte einige von seinen Leuten ab, die das Land untersuchen mußten. Diese brachten die Nachricht mit, daß das Land sehr fruchtbar sei, und daß sie ein Dorf angetroffen hätten, wo gegen tausend Einwohner versammelt gewesen wären. Da sie aber nur wenig Gold angetroffen hatten, so segelte Columbus wieder ab.

Aus diesem Beispiel kann man recht sehen, was aus dem

Menschen wird, wenn ihn der Golddurst plagt. An nichts hat er seine Freude, als am Golde. Was für Freude hätten die Spanier haben können, wenn sie sich mit den gutmüthigen Amerikanern bekannt gemacht, ihre Sitten und Gewohnheiten betrachtet hätten; wie viel hätten sie lernen können, wenn sie die bisher unbekanntes Thiere, Pflanzen und Steine, die in diesem Lande waren, genauer untersucht hätten. Ja, sie konnten auch Geld gewinnen, wenn sie sich mit den Amerikanern in einen Handel einließen, und von ihnen gegen europäische Waaren amerikanische Producte eintauschten. Aber das alles ließ der Durst nach Golde bei den Spaniern nicht zu. Sie schätzten nichts, was nicht Gold war, und wollten es lieber gleich in großen Haufen ohne Mühe nehmen, als es nach und nach durch Handel verdienen. Unterdessen darf man es dem Columbus nicht zu übel nehmen, wenn er auf seiner Reise nach nichts so sehr, als — nach Golde fragte. Er hatte die Reise nicht auf eigne, sondern auf Kosten des Königs in Spanien angestellt, und wußte, daß er sich bei demselben durch nichts besser instruiren könne, als — wenn er ihm recht viel Gold mitbrächte.

Es ist eine schlimme Sache, wenn man mit Leuten zu thun hat, die nichts als Gold und Silber zu schätzen wissen. Diese sind mehrentheils treulos, und haben keine Ehre im Leibe. Sie können die schlechtesten Sachen ausüben, wenn sie nur damit Geld verdienen, dieß erfuhr Columbus. Sein Kamerad, der Pinzon hieß, und ein Schiff führte, welches den Namen Pinta hatte, segelte voraus, so geschwind er konnte. Columbus ließ ihm Zeichen geben, daß er langsamer segeln sollte. Wer sich aber an diese Zeichen nicht kehrte, das war Pinzon. Der segelte immer frisch drauf

loß, um der erste zu sein, der das Goldland fände und ein Paar Säcke voll Gold mitnehmen könnte. Bald verlor ihn Columbus ganz aus dem Gesichte.

Den sechsten December kam Columbus bei einer Insel an, welche die Amerikaner Hayti nannten, die er aber, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, umtaufte, und ihr den Namen Espagnola, oder Hispaniola gab.

Sobald die Einwohner die fremden Leute an ihr Land steigen sahen, liefen sie, als wenn ihnen die Köpfe brennten, und verbargen sich in die Wälder. Die Spanier liefen ihnen nach, konnten sie aber nicht einholen. Denn, unerachtet die Amerikaner vieles, was die Europäer zu lernen pflegen, nicht konnten, so konnten sie doch laufen, wie die Hirsche.

Wenn wir uns in der Jugend im Laufen übten, so könnten wir es eben so gut: und dieß könnte uns in vielen Fällen sehr nützlich sein. — Eine Weisperson erwischte sie aber doch. Sie gingen mit ihr recht artig um, schenkten ihr Schellen, Glasnöpfe, Stecknadeln und andere Spielereien. Die Frau, die dergleichen in ihrem Leben noch nicht gesehen hatte, war vor Fremden außer sich, lief geschwinde zu ihren Landsleuten, zeigte ihnen die Kostbarkeiten, die sie erhalten hatte, und konnte nicht genug rühmen, was für gute Leute die angekommenen Fremden wären.

Da strömten nun die Insulaner haufenweise herbei, um die guten Leute zu sehen, die angekommen waren. Dieß war es nun, was die Spanier haben wollten. Da sie bei den Insulanern Gold sahen, so fingen sie mit ihnen einen Tauschhandel an. Jene brachten all' ihr Gold herbei, und die Spanier gaben ihnen dafür Stecknadeln, Schellen u. dgl., und beide Theile waren mit diesem Handel sehr zufrieden,

Erzählt. a. d. Thüring. Boten.

und jeder Theil lachte in seinem Herzen den andern aus, daß er so einfältig wäre, und so schöne Sachen um einen so geringen Preis hingäbe.

Hätten die Spanier diesen Handel immer so fortgesetzt, so hätten sie reiche Leute werden können, ohne nöthig zu haben, den guten Amerikanern wehe zu thun.

Dies thaten sie aber leider nicht, wie ich später zeigen werde.

Jetzt fragten sie nur einzig und allein, wo sie das Gold herbetämen? Die Amerikaner wiesen in die Gegend gegen Morgen hin.

Columbus segelte also ab, fuhr weiter nach Morgen, und stieg da an's Land. Sobald der Fürst des Landes es erfuhr, schickte er ihm Geschenke, und ließ ihn bitten, daß er doch zu ihm kommen möchte. Er entschloß sich dazu, und da der Fürst noch weiter gegen Morgen wohnte, so segelte er wieder ab, um in der Gegend zu landen, wo er ihn zu finden glaubte. Bis jetzt war er immer selbst bei dem Steuerruder gewesen; da er aber in zwei Nächten kein Auge zugethan hatte, so konnte er es vor Müdigkeit nicht mehr aushalten, legte sich hin, und schlief. Ehe er sich aber hinlegte, that er noch, was er als ein kluger Mann thun mußte, er ging im Schiffe umher, und gab Verordnungen, wie es während seines Schlags gehalten werden solle. Den Steuermann stellte er an das Steuerruder, und befahl ihm ernstlich, daß er ja nicht davon gehen solle. — „Gut, Herr Columbus! sagte der Steuermann, schlafen Sie nur ruhig; es soll alles auf's beste besorgt werden. Gute Nacht, Herr Columbus!“

Raum hatte sich aber Columbus zur Ruhe gelegt, so dachte der Steuermann: was sollst du denn immer da bei

dem Steuerruder stehen? stellte einen Schiffsjungen dabet, und — er legte sich auch zur Ruhe.

Kurz darauf bekam aber das Schiff einen so starken Stoß, daß alles, was im Schiffe war, erwachte, aufsprang und schrie!

Da kann man sehen, was für Unglück daraus entspringt, wenn ein einziger Mensch seine Schuldigkeit nicht thut. Dieser Schurke von Steuermann sollte das Steuerruder führen, und immer darauf sehen, daß das Schiff nicht zu nahe an das Land käme; der übergab aber dieß wichtige Amt einem Jungen, der nichts davon verstand, und so gerieth die ganze Schiffs-gesellschaft in Gefahr zu erlaufen, weil ein einziger schlechter Mensch seine Schuldigkeit nicht that.

So geht's nicht nur auf der See, so geht's auch auf dem festen Lande, und wenn man beobachten will, woher das viele Herzleid in der Welt kommt, so wird man fast immer finden, daß es daher rühre, weil die Menschen ihre Schuldigkeit nicht thun.

Das Schiff war wider einen Felsen geschlagen worden. Alles schrie: daß Gott erbarme! wir sind verloren! Aber Columbus schrie nicht mit, sondern gab gleich Befehle, daß man das Schiff zu retten suchen, einen Anker auswerfen, und den Mastbaum, welcher ein großer, in der Mitte des Schiffs befestigter Baum ist, an dem die größten Segel sind, abhauen solle. Hätte Jedermann seine Schuldigkeit gethan, so konnte das Schiff noch gerettet werden. Dieß geschah aber wieder nicht. Kein Mensch dachte an das allgemeine Beste, jeder dachte nur an sich, und an die Rettung seines eignen Lebens. Statt auf Columbus Befehle zu hören, warf das Schiffsvolk Boote, oder große Kähne aus, und schwamm

damit nach dem andern Schiffe zu, das Columbus bei sich hatte, und das den Namen Rigna führte. Wenn also Columbus nicht erlaufen wollte, so mußte er auch mit in ein Boot springen, und sein Schiff den Wellen überlassen.

Kaum war es auf der Insel bekannt geworden, daß die Spanier Schiffbruch gelitten hätten, so marschirte der Fürst gleich mit seinen Unterthanen nach dem Ufer zu.

Die Amerikaner mußten gleich in Rähne springen, nach dem verunglückten Schiffe zu schwimmen, und retten, was sie retten konnten. Sie retteten auch wirklich fast alles, und — gaben es den Spaniern wieder.

Der gute Fürst, der Guacamanhori hieß, kam den andern Morgen selbst zum Columbus, und suchte ihn zu trösten. Der gute Mann hatte auch Trost nöthig. Sein eignes Schiff war gescheitert, das andere hatte ihn verlassen, und das kleinste und schlechteste war ihm noch übrig, mit welchem er die lange Rückreise thun, und in dasselbe die Mannschaft von zweien Schiffen aufnehmen sollte. Da fehlte weiter nichts, als daß er den Muth verlor, so wurde aus seiner Rückreise nichts, er mußte in der neuen Welt sein Leben beschließen, und Niemand hätte erfahren, wohin er gekommen sei.

Dies that Columbus aber nicht. Je größer seine Noth war, desto mehr strengte er seinen Kopf an, um Mittel zu finden, sich zu helfen. Dies ist auch immer das Vernünftigste, was man thun kann, wenn man sich in großer Noth befindet.

Wir wollen doch ein Bißchen seinen Ueberlegungen zuhören.

An wen wendest du dich, dachte er bei sich selbst, um Hilfe zu finden? an den Caciquen? Dies ist ein guter,

ehrllicher Mann, aber helfen kann er dir nicht. Von der Schiffahrt versteht er nichts. An deine Leute? das sind feige Memmen, wenn du ihnen deine Noth merken läßt, so rebelliren sie. Das kleine Schiff, das du noch hast, kann die vielen Leute, die erst auf 2 Schiffen waren, nicht fassen. Willst halt ein neues Schiff bauen! aber das geht wieder nicht. Holz genug ist zwar da; wo sind denn aber die Leute, die es zimmern? wo bekomme ich denn Eisen? wo Pech? wo Theer? wo die andern Materialien her? Dieß geht nicht. Ein neues Schiff kann ich nicht bauen.

Mit dem alten getraute ich mir ja wohl wieder zur Noth nach Euroya zu kommen, wenn ich nur nicht die vielen Leute mitnehmen müßte. Jetzt hab ich es — ja nun hab ich's — ich will die Hälfte von den Kerlen zurücklassen. Es kömmt nun nur auf 2 Punkte an: erstlich, daß sie sich zum Zurückbleiben verstehen, zweitens, daß sich der Cacique es auch gefallen läßt, sie bei sich zu behalten. Unterdessen willst du es versuchen. Deine Leute suchen Gold, und der Cacique ist ein furchtsamer Mann. Wenn du jeden bei seiner schwachen Seite angreiffst, so wird es schon gehen. Gedacht! gethan!

Da seine Deliberation zu Ende war, so ließ er seine Leute zusammen kommen, und redete sie folgendermaßen an: Da wären wir nun in der neuen Welt, die wir mit Lebensgefahr und mit Erduldung vieles Ungemachs gesucht haben. Wir haben sie gefunden, und auch ziemlich viel Gold. Aber noch lange nicht so viel, als ich vermutete. Schade, daß ich so bald abreisen muß, und meine Untersuchungen nicht weiter fortsetzen kann. In jenen Bergen dort, da muß Gold wie Schlamm liegen. Wenn ich hier bleiben, und diese Berge untersuchen könnte, so wollte ich

ein reicher Mann werden, und fragen: ob Spanien feil wäre. Will vielleicht einer oder der andere von euch so lange hier bleiben, bis ich zurückkomme, und sie abhole?

Ich! Ich! Ich! schrie ein großer Theil der Mannschaft.

Gut! antwortete Columbus. Sagt mir eure Namen; damit ich sie aufschreiben, und dem Könige und der Königin eure Entschlossenheit melden kann.

Dieser Punkt war nun in Ordnung. Jetzt kam es zum zweiten.

Columbus ging zum Caciquen und sprach mit ihm, so gut, als es gehen wollte, theils durch gebrochne Worte, theils durch Zeichen.

Warum, fragte er ihn, ließen denn deine Leute so vor uns, als wir an's Land traten?

Der Cacique erzählte darauf, daß immer grausame Menschen, die Caraißen hießen, hier an's Land stiegen, und alle Leute, die sie in ihre Gewalt bekämen, todt schlugen und fräßen. Deswegen wären seine Leute so gelaufen, weil sie die Spanier für Caraißen gehalten hätten.

Ueber die Caraißen, sagte Columbus, wollen wir bald Herr werden. Die sollen nicht wieder kommen, die sollen deine Leute nicht mehr fressen. Ich will dir etliche von meinen Leuten hier lassen, die sie alle todt hauen und todt schießen sollen.

Um dem Caciquen zu zeigen, was seine Leute könnten, befahl er, daß sie die Säbel ziehen, und in die Büsche hauen, und ein Paar Kanonen losschießen mußten.

Der Cacique und seine Untertanen erschrakten darüber so sehr, daß sie, so lang sie waren, auf die Erde fielen und ihre Gesichter mit den Händen bedeckten.

Columbus richtete den erschrocknen Caciquen auf, und

fragte ihn, ob er wohl glaubte, daß diese Leute die Cariben würden bändigen können?

Da der Cacique dieß bejahte, so versprach Columbus nochmals, daß er einen Theil seiner Leute hier lassen, und eine Festung für sie anlegen wolle.

Er ließ hierauf die Festung abstecken, und durch seine Leute Schanzen aufwerfen, und die guten Insulaner halfen dabei so treulich, daß die Festung in kurzer Zeit zu Stande kam, welcher er den Namen Novidad gab.

Diese Festung würde nun freilich einem Angriffe der Deutschen nicht haben widerstehen, und sich gegen sie nicht so lange, wie die Festung Kehl haben halten können. Aber ein Volk abzuhalten, das nackt ging, und keine andern Waffen, als Bogen und Pfeile hatte, dazu war sie noch immer stark genug. Sie bestand aus einem Graben, Palisaden und einem Walle, auf welchen die Kanonen gepflanzt wurden, die aus dem gescheiterten Schiffe waren gerettet worden.

Achtunddreißig Mann wurden in die Festung gelegt, und zum Commandanten derselben Diego de Aradas ernannt.

Nachdem er nun diesen Leuten allerlei gute Lehren gegeben hatte, daß sie z. E. sich nicht zanken, ihrem Commandanten gehorchen, die Insulaner und den Caciquen nicht beleidigen sollten, ging er wieder in See den 4ten Jenner 1493. Er hatte ziemlich viel von den Inseln, die er besucht hatte, mitgenommen, etliche Menschen, Früchte und Gewächse, seltene Vögel, und so viel Gold, Goldkörner und Goldstaub, als er nur hatte bekommen können.

Den 6ten Jenner erblickte er die Pinta, deren Auführer ihn so schändlich verlassen hatte. Dieser entschuldigte sich damit, daß er durch widrige Winde wäre von ihm

getrennt worden. Columbus glaubte kein Wort von seinen Entschuldigungen, weil er ihn aber in seiner Begleitung nöthig hatte, so stellte er sich doch, als wenn er es glaubte, und segelte mit ihm weiter.

Bis zum 14. Februar ging die Reise glücklich von Statten. Aber nun entstand ein so fürchterlicher Sturm, daß alles, was auf dem Schiffe war, an seiner Rettung verzweifelte. Columbus selbst gab sich drein, daß er im Meere sein Grab finden würde. Alles heulte, schrie und betete; was that aber Columbus?

Er heulte und schrie nicht. Das thut kein wirklicher Mann, die Gefahr und Noth mag so groß sein, als sie will. Denn wozu hilft denn das Heulen und Schreien? Wenn mein Haus in Flammen steht, und ich heule, daß sich ein Stein in der Erde erbarmen möchte, so hilft es doch zu nichts, das Haus brennt immer fort. Besser ist's, man trägt Wasser bei, oder rettet, was noch kann gerettet werden.

Dies that Columbus. Nachdem er seine Seele Gott empfohlen hatte, that er alles, was er wußte und konnte, um das Schiff zu retten. Da er nun aber gar nichts mehr zu thun wußte, so ließ er andere heulen, schreien und beten; er aber nahm ganz in der Stille die Beschreibung seiner Reise und seiner Entdeckungen, die er gemacht hatte, schlug sie in ein Wachstuch, wickelte diese in Wachs, that die ganze Pastete in eine leere Tonne, und warf sie in's Meer.

Wenn du ja sterben sollst, dachte er, so soll doch die Welt Nachricht von den Entdeckungen bekommen, die du gemacht hast. Vielleicht fängt ein Schiffer diese Tonne auf, und macht die Nachrichten von deinen Entdeckungen

bekannt. Da nun die Noth auf's höchste gestiegen war: siehe! da nahm der Sturm nach und nach ab, legte sich am Ende ganz, und die See wurde wieder stille.

Der Sturm war ohne Zweifel dem Columbus sehr heilsam. Wäre ihm alles durch seine Klugheit gelungen, so würde er gewiß die Nase etwas hoch getragen, und geglaubt haben, wunder wer er wäre. Man weiß ja, wie der Mensch ist. Da er aber in solche Noth kam, daß alle seine Klugheit ihn nicht zu retten vermochte, und er doch gerettet wurde, so mußte er doch einsehen, daß ein Höherer da sei, dem er sein ganzes Glück zu danken habe; daß an Gottes Segen alles gelegen sei.

Und so geht es nicht nur den Seefahrern, sondern andern ehrlichen Leuten auch. Es muß jeder Mensch nachdenken und arbeiten, um seine Umstände zu verbessern, und es wird ihm dann mehrentheils gelingen. Bisweilen trifft sich's aber doch, daß kein Nachdenken und keine Arbeit mehr etwas helfen will, und daß doch eine Hilfe erfolgt, die man gar nicht erwartet hatte. Da lernt man denn einsehen, daß noch einer da ist, auf den am Ende noch alles ankommt, ob unsere Geschäfte gelingen, oder mißlingen sollen.

Da der Sturm sich gelegt hatte, wurde dem Columbus eine neue Freude bescheert — er erblickte Land, schiffte darauf los, und fand, daß es eine von den azorischen Inseln war, die dem Könige von Portugal gehören. Wie groß war seine Freude!

Er landete und bat den Herrn Statthalter, der da residirte, daß er ihm doch für Geld und gute Worte möchte etwas Lebensmittel zukommen lassen. Aber der Herr Statthalter mochte wohl in keine, oder in eine sehr schlechte Schule gegangen sein. Statt, daß er sich hätte freuen sollen, eine

Gelegenheit zu finden, so viele Menschen, nach überstandnem Sturm, zu erquicken, so fuhr er den Columbus an, wie wenn er ihn fressen wollte. Endlich ließ er sich aber doch bereden, dem Schiffsvolk einen Vorrath von frischen Lebensmitteln zukommen zu lassen.

Da nun Columbus sich hinlänglich proviantirt hatte, sahe er sich nach der Pinta um. Diese kam aber nicht wieder zum Vorschein. Anfänglich glaubte er, sie möchte versunken sein, hernach aber kam ihm der Gedanke in den Kopf: sie möchte vielleicht voraus gesegelt sein, um zuerst die Nachricht von dem neu entdeckten Lande nach Spanien zu bringen.

Er machte also, daß er von den azorischen Inseln wegkam, und eilte nach seiner Heimath zu.

Es ging aber mit der Rückreise so geschwinde nicht, als er wünschte. Es entkund ein neuer Sturm, der fast so gefährlich war, wie der erste, und er hatte von Glück zu sagen, daß er in den Tajo-Strom, der in Portugal fließt, einlaufen konnte.

Er ließ sich bei dem Könige in Portugal melden, und dieser erlaubte ihm nach Lissabon zu kommen, nahm ihn gnädig auf, und ließ sich von ihm die Beschreibung seiner Reise recht umständlich erzählen.

Columbus hatte aber eine so große Sehnsucht wieder nach Spanien zu kommen, daß er sich nur fünf Tage in Lissabon aufhielt, und dann weiter reiste. Er lief in dem Hafen zu Valos ein, aus welchem er vor sieben Monaten und elf Tagen ausgelaufen war.

Kaum erblickte man sein Schiff, so erscholl der Ruf davon durch die ganze Stadt. Kein Mensch blieb zu Hause, alles lief nach dem Hafen zu, um den großen Mann zu

sehen, der eine so kühne Reise unternommen, und die Raritäten, die er mitgebracht hatte. Man läutete mit allen Glocken, lösete die Kanonen, und begleitete den Columbus und seine Mannschaft, als sie an das Land gestiegen waren, in Procession nach der Kirche zu, wo sogleich eine Messe gelesen wurde. Des Abends kam auch die Pinta an, die durch den Sturm war verschlagen worden.

Columbus, nachdem er Gott öffentlich für den glücklichen Ausgang seiner Reise gedankt hatte, suchte nun seine Schuldigkeit gegen den König zu erfüllen, der zu seiner Reise die Kosten hergegeben hatte. Er schickte also gleich nach Barcelona, wo sich der König aufhielt, und ließ seine Ankunft melden. Der König ließ ihn sogleich einladen, und machte Veranstellungen, ihn mit möglichster Pracht zu empfangen.

Aus den benachbarten Provinzen strömten eine Menge Leute zusammen, um den Einzug des Columbus zu sehen. Dieser war folgendermaßen eingerichtet: Erst traten die Amerikaner voraus, die er mitgebracht hatte, dann trug man das goldene Geschmeide, die Goldkörner und den Goldstaub, welchen er eingetauscht hatte, dann brachte man die Vögel, Säugethiere und Pflanzen der neuentdeckten Länder, den Zug beschloß Columbus selbst.

Der König und die Königin saßen in ihrer ganzen Pracht auf dem Throne, auf welchem sie sonst die Abgesandten der Könige zu empfangen pflegten. Columbus wollte, nach spanischer Gewohnheit, vor ihnen auf die Kniee fallen, aber sie ließen es nicht zu, standen vor ihm auf, und ließen ihn neben sich auf einen Stuhl setzen. — Sie erzeigten ihm viel Ehre, das ist wahr! und was das Beste ist, verdiente Ehre, die nicht durch Schmeichelei und Rio-

verträchtigkeit, sondern durch Nachdenken, Muth und Standhaftigkeit war erworben worden. Unterdessen fällt diese Ehre nicht allen Leuten zu, die auch Nachdenken, Muth und Standhaftigkeit besitzen. Es gibt aber auch eine andere Ehre, auf die man weit gewisser rechnen kann. Das ist die Ehre, die wir uns selbst geben. In uns sitzt auch Jemand auf dem Throne, der heißt das Gewissen; wenn das sagt: du bist ein braver Mann! du hast deine Schuldigkeit gethan! so haben wir Ehre bei uns selbst. Und wenn wir die Sache bei Lichte besehen, so finden wir doch, daß die letztere Ehre noch etwas mehr werth sei, als die erstere. Jene bekommen oft auch Schurken, diese aber nur Leute, die sie verdienen.

Columbus mußte nun erzählen, wie es ihm auf seiner Reise gegangen sei, und was er alles gesehen und gehört hatte. Er that es kurz und gut.

Der König von Spanien hatte über den kurzen und guten Bericht, den ihm Columbus von seiner Reise abstatzete, eine so große Freude, daß er ein Patent ausgeben ließ, das ihm und seinen Erben alle die Vorzüge bestätigte, die er ihm schon zugestanden hatte. Er erhob seine Familie in den Adelsstand. Er gab auch sogleich Befehl, eine große Flotte auszurüsten, mit welcher Columbus seine Entdeckungen weiter fortsetzen könnte, was für diesen auch das Liebste war; denn da er nun einmal gewiß glaubte, daß gegen Westen noch ein großes Land liegen müsse, so konnte er auch nicht eher ruhen, bis er es genauer kannte. Er glaubte damals noch immer, daß das neuentdeckte Land ein Theil von Ostindien sei, und machte es so wahrscheinlich, daß es alle Spanier glaubten. Sie nannten es daher Indien, und, da man in der Folge einsah, daß es doch mit Ostindien

gar nicht zusammenhinge, so nannte man es zum Unterschiede Westindien. Gegenwärtig heißt es zwar Amerika, doch warum es diesen Namen hat, werden wir in der Folge unserer Geschichte hören. —

Genug, die Flotte wurde ausgerüstet, und es währte nicht lange, so waren 17 Schiffe fertig, die mit 1500 Mann besetzt wurden.

Dazumal war die Schifffahrt noch nicht so vollkommen, wie jetzt. — Jetzt bauet man Schiffe, wovon eins mit 1500 Mann besetzt ist. So war es aber nicht, als man 1493 schrieb. Da man zur Absicht hatte, sich in Westindien niederzulassen, so nahm man auch allerlei mit, das dazu nöthig war, z. E. europäische Thiere, Kühe, Pferde, Schafe, Ziegen; Samen von allerlei europäischen Pflanzen, allerlei Werkzeuge u. dgl.

Der König in Spanien, der nun die Länder, die Columbus entdecken würde, sich und seinen Erben gern zueignen mochte, dachte unterdessen hin und her auf ein Mittel, wie er dieß thun könnte, ohne daß man ihm deswegen Vorwürfe machen dürfe. Er mochte doch wohl einsehen, daß die Entdeckung eines Landes noch kein Recht gebe, dasselbe wegzunehmen. Was that er also? er wendete sich an den Papst, und ersuchte ihn, ihm diese Länder zu schenken. Und der Papst, der damals Alexander der sechste hieß, that es wirklich, und schenkte dem Könige in Spanien alle die Länder, die er entdeckt hatte und noch entdecken würde.

Columbus machte Anstalt, in die Länder zu reisen, und sie in Besitz zu nehmen, die der Papst dem Könige von Spanien geschenkt hatte, und bekam auch eine Anzahl Mönche mit, die die Amerikaner bekehren sollten.

Nun weiß man zwar nicht, ob die Mönche rechtschaffe-

nerer Leute waren, als die Amerikaner, aber die Nöuche waren getauft und die Amerikaner waren nicht getauft, und in den damaligen Zeiten glaubte man, wenn man nur die heilige Taufe bekommen hätte, so wäre man von allen Sünden gereinigt, man hätte ein Recht zum Himmel, und alle Menschen, die nicht getauft wären, wären ewig verloren und verdammt.

Den 25. September 1493 segelte Columbus wieder aus Cadix ab, und erblickte am 26. Tage nach seiner Abreise Land. Es war eine von den Caribischen Inseln, die er Desada nannte. Er besuchte darauf die Insel Dominica, Marigalante, Guadelupe, Antigua, und noch verschiedene andere. Auf allen diesen Inseln wohnten die Cariben, oder die Caraiden, wie sie auch genannt werden, die Guacanahari so fürchterlich beschrieben hatte.

Columbus fand auch, daß die Beschreibung nicht übertrieben war. So oft er landete, stellten sie sich zur Wehre, und wenn er in ihre Wohnungen eindrang, so sahe er um dieselben Menschenköpfe und Menschenknochen herum liegen, wie bei uns nach der Kirmse die Gänsegerippe und Schinkennochen, und diese kamen eben daher, woher unsere Gänsegerippe und Schinkennochen kommen, wenn's Kirmse gewesen ist — von den Mahlzeiten der Cariben. Diese verzehrten die Menschen, wie wir die Schweine. Von Zeit zu Zeit fuhren sie mit ihren Rähnen auf die Menschenjagd. Wenn sie an einem Orte gelandet waren, und hatten da Menschen gefangen, so schlachteten sie dieselben, kochten und verzehrten sie.

Da nun aber unser Freund keine Lust fühlte, sich kochen zu lassen, so machte er sich wieder auf's Gleis, schiffte wieder ab, wollte ich sagen, und segelte nach Hispaniola,

um die Leute zu besuchen, die er dort zurückgelassen hatte.

Als sie sich der Insel näherten, war alles Schiffsvolk voller Erwartung. Werden unsere Landsleute, dachten sie, sich nicht freuen, wenn sie uns sehen! jetzt werden sie die Kanonen lösen! jetzt werden sie uns entgegen kommen!

Aber es wurde keine Kanone gelöst und kam ihnen auch Niemand entgegen. Da wurde dem Columbus nicht wohl zu Muth. Er landete und suchte die Festung auf; die war aber nicht mehr zu hören noch zu sehen. Niedergelassen war sie. Rund umher lagen halb verfaulte Kleider, zerbrochne Waffen und Geräthschaften. Da nun Columbus ganz betrübt die angerichtete Zerstörung betrachtete, kam ein Bruder des Caciquen, der ihm umständlich erzählte, was hier vorgegangen war. Es hatte da geheissen: wenn die Kage nicht zu Hause ist, so haben die Mäuse ihren freien Lauf. Sobald Columbus den Rücken gewendet hatte, vergaßen die zurückgebliebenen Spanier die guten Lehren, die er ihnen gegeben hatte, streiften umher, raubten allenthalben, wo sie Gold oder Lebensmittel fanden, und wenn sie ein Weibsbild habhaft werden konnten, so behandelten sie es, wie die Soldaten von der Armee des General Jourdan zu thun pflegten. Da gingen denn den Amerikanern die Augen auf, sie sahen, daß die Spanier nicht die Gesandten des Himmels waren, wofür sie sie anfänglich hielten, und machten es wie die deutschen Bauern, da sie von den Franzosen gemißhandelt wurden — schlugen sie todt.

Columbus sah dieß gar wohl ein, schwieg, und grämte sich, daß seine Landsleute die spanische Nation so infam unter den Amerikanern gemacht hatten. So dachten aber

seine Leute nicht. Diese drangen darauf, daß alle Einwohner der Insel massacrirt werden sollten, und, wenn es nach ihrem Sinne gegangen wäre, so hätte man die amerikanischen Dörfer anstecken und mit ihren Bewohnern verbrennen müssen.

Aber Columbus war ein Mann. Er ließ sich nicht durch Born, sondern durch Vernunft leiten. Die Amerikaner, dachte er, haben ihre Schuldigkeit gethan, und man darf Niemanden deswegen strafen, daß er seine Schuldigkeit gethan hat. Er ließ es also nicht zu, daß seine Leute sich an den Amerikanern rächten. Statt sich zu rächen, dachte er auf die Sicherheit seiner Leute für die Zukunft. Er machte Anstalten an einem Meerbusen eine neue Stadt anzulegen, die er, seiner Königin zu Ehren, Isabella nannte.

Wenn man aber eine Stadt anlegen will, so gibt es, wie bekannt, etwas viel Arbeit. Man muß den Boden ebenen, Grund graben, Steine brechen, Holz fällen, mauern, zimmern u. dgl. Dazu hatten nun die Herren Spanier gar keine Lust. Sie waren der Meinung gewesen, die neue Welt wäre ein Land, wo man gar nicht zu arbeiten brauchte, wo die gebratenen Tauben einem in das Maul flögen, und man nichts thun dürfe, als das Maul aufsperrn und sie wegschnappen. Wenigstens hatten sie geglaubt, die neue Welt wäre das Ophir, nach welchem Salomo Schiffe schickte, die ihm Gold und Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen brachten, wo man nichts nöthig hätte, als Säcke, um das Gold und Silber, das auf den Bergen wie Steine herum läge, hineinzustecken.

Die Spanier wollten aber nicht an die Arbeit, murrten und brummten, und sagten: wenn wir hätten arbeiten wollen, so hätten wir ja können in Spanien bleiben.

Columbus sahe gar wohl ein, daß, wenn seine Leute nicht arbeiten wollten, er auch keine Stadt bauen könne, und er nicht im Stande wäre, sich in der neuen Welt zu halten, wenn er nicht einen festen Wohnsitz hätte. Er that also, was in solchen Fällen ein vernünftiger Mann thun muß. Er brauchte gute und harte Worte, versprach und drohete, und brachte es denn dahin, daß sie in seiner Gegenwart die Hände an das Werk legten. Sobald er aber den Rücken wendete, steckten sie die Köpfe zusammen und murrten, und gingen am Ende so weit, daß sie eine Verschwörung gegen ihn anfügten.

Columbus hatte aber eine subtile Nase. Er roch den Braten bald, stellte eine genaue Untersuchung an, und da er das ganze Complot entdeckt hatte, packte er die Rädelshführer auf Schiffe, schickte sie nach Spanien, und bat den König, ihm andere Leute zu schicken. Zugleich fügte er auch die Bitte bei, der König möchte ihm auch einige Schiffe voll Lebensmittel zukommen lassen, weil er noch nicht ernten könne in einem Lande, wo er nicht ausgesäet hätte.

Unterdessen besorgte er doch, daß es nicht gut gehen möchte, wenn er seine Leute sogleich wieder strenge zur Arbeit anhielt. Er nahm deswegen mit ihnen einen Zug nach einer Gegend vor, die Cibao hieß, wo es, nach der Versicherung der Landesbewohner, vieles Gold geben sollte, und benutzte diese Gelegenheit, den Landesbewohnern Respect gegen sich und seine Leute einzusößen. Immer marschirte er mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen. Die Insulaner, die so etwas in ihrem Leben nicht gesehen und gehört hatten, sperrten Maul und Nase auf, wenn die Spanier aufmarschirten.

Worüber aber die Amerikaner am mehresten erstaunten:
Erzähl. a. d. Thüring. Boten

das war die spanische Reiterei. Niemals hatten sie ein Pferd gesehen. Niemals war es ihnen in den Sinn gekommen, ein Thier zu zähmen, und nach ihrem Willen zu lenken.

Man kann also leicht denken, was für Augen sie machten, als sie die Spanier erst langsamen Schritt reiten, dann trottsiren, dann auf einmal galoppiren sahen. Sie wußten gar nicht, was sie daraus machen sollten. Anfänglich glaubten sie gar, der Reiter und sein Pferd wären zusammen ein Thier, denn die Amerikaner hatten gar keine Pferde; auch keine Ochsen, folglich auch keine Kühe. — Sie hatten keine Schafe, keine Ziegen, keine Hühner, keine Gänse, keine Enten; schlechterdings gar kein zahmes Vieh.

Sie bestellten äußerst wenig Land, das sie mit hölzernen Instrumenten umarbeiteten. Sie lebten von Wurzeln und einigem Mais, oder türkischem Korn, das sie mit ihren eignen Händen anbaueten. Solche Leute waren unsere Stammväter auch. Sie lebten von der Jagd, den Wurzeln und Früchten, welche wild wachsen. Nach und nach wurden sie aber vernünftiger, und da sie vernünftiger wurden, lernten sie die Thiere zähmen, und sobald sie dieses gelernt hatten, entstand bei ihnen Viehzucht und Ackerbau, und wir kamen nach und nach zu allen den Bequemlichkeiten, die wir jezt genießen.

Genug, Columbus zog mit seiner Infanterie und Cavallerie nach Cibao zu, und fand dort wirklich viel Gold, aber keine Bergwerke.

Die Spanier hatten darüber eine gewaltige Freude, und ließen sich nun bewegen, in Cibao eine kleine Festung anzulegen, die Columbus Sankt Thomas nannte.

Die Herren Spanier sammelten nun so viel Gold ein,

als ihnen möglich war, und glaubten Wunder was sie hätten. Bald aber sahen sie ein, daß es für den Menschen noch weit nützlichere Sachen gebe, als Gold. Die Lebensmittel, die sie mit aus Spanien gebracht hatten, nahmen täglich ab, und Columbus sahe sich genöthigt, ihnen immer kleinere Portionen zu geben. Sie hatten zwar Getraide mitgebracht, das sie hätten aussäen können; dann hätten sie aber das Land bearbeiten müssen, und dazu hatten sie keine Lust. Sie glaubten, Gold einsammeln wäre wichtiger, als den Acker bauen. Nun hatten sie Gold, sie konnten aber davon kein Brod backen und keinen Brei kochen. Kaufen konnten sie auch nichts dafür. Denn von wem hätten sie denn kaufen sollen? Von den Amerikanern? die hatten selbst nicht mehr Lebensmittel, als sie zur höchsten Noth brauchten. Und das Gold achteten sie nicht. Ueberdies rissen bei den Spaniern viele Krankheiten ein, wozu die dortige Luft vieles beitrug. Es war in der Gegend, wo sie sich aufhielten, in gewissen Monaten schrecklich heiß. Die Amerikaner gaben sich keine Mühe, das Land zu verbessern, daher gab es dort schrecklich viele Sumpfe und Moräste, die, wie bekannt, eine faule Luft von sich geben, und gewaltig dicke Wälder, wo kein Wind durchwehen, und die Luft reinigen konnte. Da war es also kein Wunder, daß die Spanier, die diese Luft gar nicht gewohnt waren, krank wurden, und daß all' ihr Gold gegen die Krankheiten sie nicht schützen konnte.

Darüber wurden sie nun unmutig, und murrten gegen den Columbus. Wer das loseste Maul hatte, das war — der geistliche Herr, der Aufsicht über die Mönche führen sollte, die mitgegangen waren, um die Amerikaner zu bekehren.

Mit vieler Mühe nur konnte Columbus diesen Mann wieder zur Ruhe bringen.

Da dieses geschehen war, ließ er einen Theil seiner Mannschaft auf der Insel, setzte über sie seinen Bruder Diego, gab ihnen Verhaltensbefehle, wie sie sich in seiner Abwesenheit betragen sollten, und nahm den andern Theil seiner Mannschaft, und segelte mit ihm auf einem Schiffe und zwei kleinen Fahrzeugen, die man Barken nennt, weiter, um neue Entdeckungen zu machen.

Aber diese Reise war sehr unglücklich. Fünf Monate mußte er sich auf der See herumtreiben, entsetzliche Stürme ausstehen, und entdeckte doch weiter kein Land, als die Insel Jamaica. Am Ende gingen ihm die Lebensmittel aus, seine Mannschaft wollte sich empören, und er mußte Tag und Nacht wachen, um den Ausbruch der Empörung zu verhüten. Am Ende wurden seine Kräfte erschöpft, und er fiel in eine gefährliche Krankheit, in welcher er ganz von Verstande kam.

Der liebe Gott läßt uns oft in Umstände gerathen, wo uns unser Verstand und unser Fleiß nicht mehr retten können, und wir demungeachtet auf eine unvermuthete Art gerettet werden. Wir Deutschen haben ja daher das Sprichwort: wenn die Noth am größten ist, so ist die Hülfe am nächsten.

Dies erfuhr jezt Columbus. Unter der Zeit, daß er ganz ohne Gedanken lag, segelte seine Mannschaft immer auf Hispaniola los, erreichte diese Insel glücklich, stieg aus, brachte den Columbus an's Land, und, da er an's Land kam, siehe! da stand ein Mann da, der ihn sogleich umarmte und küßte. Columbus freuete sich über ihn so herzlich, daß er auf der Stelle wieder gesund und verständig wurde.

Nun! Wer war denn dieser Mann? —

Das war sein Bruder Bartholomäus, den er in dreißig Jahren nicht gesehen hatte. Dieser hatte in Paris gehört, daß sein Bruder von einer großen Reise zurückgekommen sei, auf welcher er neue Länder entdeckt hätte, und war deswegen nach Spanien gereist, um seinen Bruder dort aufzusuchen, wo er ihn aber nicht fand, weil er schon wieder nach Amerika abgereiset war. Kaum hörten der König und die Königin von seiner Ankunft, so gaben sie ihm das Commando über drei Schiffe, die er, mit Lebensmitteln, seinem Bruder zuführen sollte.

Und wenn diese Hülfe nicht gekommen wäre, so wäre es um den Columbus gethan gewesen. Er war in Gefahr zu verhungern, wenn sein Bruder ihm nicht Lebensmittel zugeführt hätte, und außer dem Hunger hatte sich während seiner Abwesenheit noch ein anderer Feind eingefunden, der wenigstens eben so fürchterlich, als der Hunger, war. Das war die Feindschaft der Amerikaner, oder Indianer, wie man sie auch nennen kann.

Sobald Columbus abgesegelt war, war bei den Spaniern auch alle Zucht und Ordnung aus. Sie streiften auf der Insel umher, raubten, was sie fanden, und nahmen den Indianern ihre Weiber weg. Die Indianer waren darüber, wie man leicht denken kann, sehr aufgebracht, und wenn sie einen Spanier einzeln antrafen, so bliesen sie ihm das Lebenslicht aus. Aber angreifen wollten sie die Spanier doch nicht, theils, weil sie sich vor ihren Flinten und Kanonen fürchteten, theils, weil sie glaubten: alles Ding währt eine Weile, und der Meinung waren, die Spanier würden doch einmal wieder abreisen.

Aber nun, da sie sahen, daß an keine Abreise gedacht

wurde, daß ihre Gäfte immer weiter um ſich griffen, ihre angelegten Verſchanzungen immer mehr befeſtigten, und auch, nachdem ſie neue Lebensmittel bekommen hatten, anfangen das Land zu umzäunen und zu beſäen, ſo riß der Geduldsfaden, und ſie machten Anſchläge, wie ſie dieſe abſcheulichen Menſchen miteinander todtſchlagen wollten, was die meiſten von ihnen zwar verdient hätten, aber doch Columbus nicht. Dieſer hatte die Indianer immer gut behandelt, wenigſtens war er gegen ſie nicht grausam geweſen. Nun aber befand er ſich in einer traurigen Lage. Er war ein Spanier, und hatte alſo nichts anderes zu erwarten, als daß er mit ſeinen ſchlechten Landsleuten, über lang oder kurz, würde ermordet werden. Vielleicht wenn er die Sucht unter ſeinen Leuten wieder hergeſtellt, die größten Böfewichter erſchoſſen, und ihre Köpfe den Indianern zugeſchickt hätte, wäre es ihm gelungen, dieſe wieder zu beſänftigen. Dieß that er aber leider nicht. Statt die Schuldigen zu beſtrafen, und die Unſchuldigen zu beſchützen, ſtellte er ſich an die Spitze der erſtern, um die leßtern zu bekriegen.

Wir wollen ihn indeſſen darüber aber nicht zu ſtrenge beurtheilen. Er hatte den Unterricht nicht genoſſen, den wir in unſern Schulen genießen, wo uns immer vorgeſagt wird, daß alle Menſchen Kinder unſers himmliſchen Vaters, alle unſere Brüder ſind, daß wir ſie alſo alle lieben müſſen, weil ſie der himmliſche Vater liebt. Er hatte nur immer von den Vorrechten gehört, die uns die heilige Lanſe gäbe, und daß alle ungetaufte Menſchen Kinder des Borns und der Verdammniß wären. Iſt es denn nun zu verwundern, wenn ein Mann ſich entſchließt, ſolche Leute, von

denen er glaubt, daß sie Gott doch einmal dem Teufel Preis geben werde, eingefeischten Teufeln Preis zu geben?

Genug, Columbus entschloß sich dazu. Aber diese Entschliebung auszuführen, war nicht gar leicht. Die eingefeischten Teufel waren zwar mit Flinten und Kanonen bewaffnet, und die unschuldigen Indianer waren nackt und hatten keine Waffen, als hölzerne Keulen, Bogen und Pfeile, die, anstatt der Spitze, mit Fischgräten versehen waren; aber die Indianer machten eine ganze Nation aus, und von den eingefeischten Teufeln waren schon zwei Drittheile abgefahren, weil Krankheiten und ihre Ausschweifungen sie aufgerieben hatten. Was das Schlimmste bei der Sache war, so war das übrig gebliebene Drittheil so entkräftet durch Krankheit und Hunger, daß man von ihm keine großen Thaten erwarten konnte.

Da aber Columbus einmal den Weg der Güte verlassen hatte, so entschloß er sich, das Aeußerste zu wagen. Mit 200 Mann Fußvolk, 20 Reitern und 20 Hunden zog er gegen die Indianer zu Felde.

Die Spanier hekten die letzteren auf die armen nackten Indianer, die von ihnen zerrissen wurden, und da sie sahen, daß sie damit so viel ausrichten konnten, wurde es bei ihnen gewöhnlich, daß sie die Hunde ordentlich zur Menschenjagd abrichteten. Die Geschichtschreiber versichern, daß viele tausend Indianer durch europäische Hunde wären zerrissen worden. Als daher vor einigen Jahren in England der Vorschlag gethan wurde, daß man auf die Hunde eine Taxe legen solle, so machte ein loser Vogel die Einwendung: es sei Unrecht, die Hunde, die in Amerika die vorzüglichsten Vertheidiger der christlichen Religion gewesen wären, mit einer Taxe zu belegen.

Hätte Columbus vorausgesehen, was für Unheil durch Veranstellung dieser Hundebataillen dreihundert Jahre lang unter diesem armen Volke würde angerichtet werden, er würde sich doch wohl eines andern besonnen haben. Man kann hieraus aber recht augenscheinlich sehen, was ein Mensch durch böses Exempel für unermesslichen Schaden thun kann, der sich oft auf Jahrhunderte erstreckt.

Doch ich will ja keine Bußpredigt halten, und komme daher sogleich wieder auf die Spanier und ihre Kriegskameraden, die Hunde.

Die Indianer, wenn sie klug gewesen wären, hätten sich in die Wälder verstecken, enge Pässe besetzen, und da den Spaniern auflauern sollen, so würden sie sie nach und nach haben aufreiben können. Dieß thaten sie aber nicht, sie zogen gegen sie in einer weiten offenen Ebene auf. Man sagt, sie wären hundert tausend Mann stark gewesen. Die Spanier ließen sie anrücken. Zum Angreifen fehlte den Indianern der Muth. Sobald die Nacht eingetreten war, machten die Spanier den Angriff, und verbreiteten durch ihre Kanonen, Flinten, Säbel und Hunde einen solchen Schrecken, daß die armen Indianer sogleich die Flucht ergriffen. Viele wurden auf der Flucht ermordet, noch mehrere zu Gefangenen und Sklaven gemacht, und was entwischte, das verbarg sich in die Wälder.

Nachdem Columbus diesen Sieg, der ihm nicht viel Ehre bringt, erhalten hatte, zog er im Lande umher, und legte den sämtlichen Bewohnern einen Tribut auf. Von denen, die in Gegenden wohnten, wo es Gold gab, mußte jeder jährlich eine Falkenschelle voll Goldstaub entrichten, von den übrigen jeder 25 Pfund Baumwolle geben, und diesen Tribut trieb er mit der größten Strenge ein.

Bis hierher war er immer so gut gewesen und hatte so brav und rechtschaffen gehandelt; nunmehr aber fing er an die Leute zu drücken.

Ein rechtschaffener Mann zu sein, ist so gar schwer nicht; aber es zu bleiben, unter allen Versuchungen zu bleiben, das ist schwer. Columbus gerieth jetzt in diese Versuchung. Da ihm bisher alles so gut gelungen war, und er am spanischen Hofe so viele Ehre genossen hatte, so war es ganz natürlich, daß der Neid erwachte, und ihn zu stürzen suchte. Seine Neider bemühten sich, ihn zu verkleinern, und den König von Spanien zu bereben, Columbus sei ein Windbeutel, der den König um's Geld brächte, und ihm doch dafür keine Einkünfte schaffte. Dadurch ließ sich der sonst rechtschaffne Mann verleiten, den armen Indianern einen so harten Tribut aufzulegen, damit er recht viel nach Spanien schicken, und so am Hofe seinen Credit erhalten könnte.

In manchen europäischen Ländern soll dieß sonst auch bisweilen geschehen sein, daß gewisse Leute sich dadurch, daß sie recht viel Geld von den Unterthanen erpreßten, und in die herrschaftliche Cassé lieferten, bei ihrer Herrschaft beliebt zu machen suchten. Sie machten sich aber dadurch eben so sehr bei den Unterthanen verhaßt, erbitterten und machten daß diese gegen die Regierung murrten und wohl gar auf allerlei böse Anschläge verfielen.

Gerade so ging es dem Columbus. Die Indianer, die ihn zeither so sehr geliebt, und es so herzlich gut mit ihm gemeint hatten, bekamen gegen ihn einen Abscheu, und berathschlagten, wie sie sich an ihm und seinen Landsleuten wegen der Ungerechtigkeiten, die sie von ihnen dulden mußten, rächen wollten. Da sie sahen, daß sie mit Gewalt

nichts gegen sie ausrichten konnten, so fielen sie aus Verzweiflung auf ein anderes Mittel.

Sie beschloffen die Spanier mit Hunger zu bezwingen, säeten keinen Mais mehr, und rissen alle Manjocwurzeln aus, die sie gepflanzt hatten, und die ihnen und den Spaniern bisher zur Nahrung dienten. Dann entflohen sie alle mit einander auf die höchsten Gebirge. Dies Mittel that auch eine Zeit lang gute Wirkung, die Spanier sungen an Noth zu leiden, und der Hunger würde sie aufgerieben, oder zur Abreise genöthigt haben, wenn nicht zur rechten Zeit Schiffe mit Lebensmitteln angekommen wären.

Für die Indianer kamen aber keine Lebensmittel an. Vor Begierde sich an ihren Unterdrückern zu rächen, hatten sie vergessen, auf ihren eignen Unterhalt zu denken. Erst da sie ihre Ländereien verwüstet hatten, und auf den Gebirgen angekommen waren, fiel es ihnen ein. Nun war es aber zu spät. Einige Zeit lebten sie von den Wurzeln, Kräutern und Früchten, die sie zusammenstoppelten, höchst kümmerlich; dann aber trat der Hunger ein, verursachte Krankheiten, und ein Drittheil von ihnen starb elendiglich.

Die einfältigen Leute hätten dieß vorhersehen können, wenn sie nicht so schrecklich einfältig gewesen wären. Aber so geht es, wenn der Mensch ohne den Unterricht aufwächst. Er wird unwissend und einfältig, und weiß sich hernach, wenn er in Noth geräth, weder zu rathen noch zu helfen. Die Leute, die gewizter sind, machen hernach mit ihm, was sie wollen. Hätten die Indianer ein klein bischen nachdenken gelernt, so hätten sie den Spaniern gleich anfänglich nicht so viel eingeräumt, zumal da sie gesehen hatten, was es für saubere Vögel waren. Hunderttausend Menschen würden doch wohl einige hundert Mann, wenn sie auch

gleich Flinten, Kanonen und Säbel hatten, haben abhalten können.

Ich sage daher meinen guten Freunden bei jeder Gelegenheit: Leute, was ihr thut, seht nur darauf, daß eure Kinder gut erzogen, und zur Rechtschaffenheit, zum Nachdenken und zur Thätigkeit gewöhnt werden, damit sie sich zu helfen wissen, wenn sie einmal in Noth gerathen.

Columbus hatte bisher ein unerlaubtes Mittel gebraucht, um sich bei dem spanischen Hofe in Credit zu erhalten. Es half ihm aber wenig. Ueberhaupt macht man ein Uebel immer ärger, wenn man sich durch unerlaubte Mittel zu helfen sucht. Seine Feinde hörten nicht auf, ihn bei dem Könige und der Königin anzuschwärzen. Alles Unglück, das ihm zustieß, schrieben sie seinem Unverstände zu, seine glücklichen Unternehmungen wußten sie zu verkleinern, und wenn er die schändliche Aufführung seiner Leute etwas hart bestrafte, so stellten sie ihn dem Könige als einen grausamen Mann vor.

Dadurch brachten sie es endlich so weit, daß der König beschloß, einen Commissarius nach Amerika zu schicken, der das Betragen des Columbus untersuchen sollte. Die Wahl fiel auf einen Herrn Kammerjunker, Namens Aguado. Dieser brüstete sich, wegen des Auftrags, wie ein Truthahn. Sobald er in Hispaniola angekommen war, ließ er öffentlich bekannt machen, daß alle Leute, die wider den Columbus eine Klage hätten, sie bei ihm anbringen sollten.

Da strömten denn alle schlechte Leute herbei, die Columbus zur Zucht und Ordnung gewöhnen wollte, und verflagten ihn. Die Indianer kamen auch und schrien über das Herzeleid, das er ihnen zugefügt hatte.

Aguado hörte alle diese Leute an, und gab ihnen

allen Recht. Dadurch verlor Columbus sein ganzes Ansehen, man achtete nicht mehr auf seine Befehle, der Herr Commissarius hatte zwar gelernt Unordnung zu machen, aber er wußte nicht, die Ordnung wieder herzustellen. Da ging nun alles drunter und drüber.

Columbus hielt es unter solchen Umständen nicht für rathsam, länger zu bleiben, und entschloß sich, selbst nach Spanien zu reisen, und sich am Hofe zu vertheidigen.

Vor seiner Abreise ernannte er seinen Bruder Bartholomäus zum Gouverneur, und einen gewissen Franz Kolban zum Oberrichter, gab beiden die nöthigen Vollmachten, und segelte dann in Gottes Namen ab.

Die Reise war sehr beschwerlich. Die Passatwinde waren ihm immer entgegen, und hielten ihn so auf, daß er drei Monate reisen mußte. Dadurch schmolzen die Lebensmittel so zusammen, daß am Ende der Mann nicht mehr, als täglich 12 Loth Brod bekam.

Die Spanier waren damit auch nicht zufrieden. Erst knurrten sie, dann verlangten sie, daß Columbus die Indianer, die mit auf dem Schiffe waren, schlachten und für sie kochen lassen sollte. Da Columbus dieß nicht thun wollte, so drangen sie darauf, daß man sie in's Wasser wüfse, damit der Fresser weniger würden.

Columbus gab es aber schlechterdings nicht zu, und sagte: sie wären Menschen, und da sie mit ihnen gleiche Gefahr und Noth ausgestanden hätten, so wäre es auch billig, daß sie ihre Lebensmittel mit ihnen theilten.

Vielleicht hätte er am Ende doch noch nachgeben müssen. Da aber der Lärm am größten war, so erblickten sie die Küste von Spanien, und bekamen Hoffnung, nun bald bei vollen Schüsseln sich leben zu können.

Sobald als Columbus in Spanien angekommen war, eß er sich am königlichen Hofe anmelden, und erhielt die Erlaubniß dort zu erscheinen. Er erschien aber nicht leer, sondern ließ alle das Gold, die Perlen, die Baumwolle und andere Raritäten aus Amerika vor sich hertragen.

Da der König und die Königin dieß sahen, waren sie leicht wieder gnädig, freueten sich über die schönen Sachen und versicherten den Columbus ihrer Zufriedenheit. Da dieser aber nun zu reden anfang, und versicherte, daß er auch Berge entdeckt hätte, wo unsäglich viel Gold vorkommen sein müßte, und daß er noch größere Reichthümer finden würde, wenn er erst das feste Land entdeckt hätte, hatten sie darüber eine so große Freude, daß sie versprochen, sie wollten alles mögliche thun, um ihn zu unterstützen.

Sie überlegten also, und wurden darin einig, daß man vor allen Dingen eine Colonie in Amerika anlegen müsse, wo die Spanier, die dahin reisten, immer ein Abtheilungsquartier und einen sichern Zufluchtsort hätten, ferner überlegten sie, was für Leute sie dahin senden wollten. Bis jetzt hatten sie dahin geschickt alles was Lust dazu machte. Da aber die Erfahrung lehrte, daß dieß nicht gut wäre, so wurde nun darüber hin und her gesprochen, was für Leute dahin gehen sollten. Man wurde einig, daß vorerhand folgende Leute für die Colonie sollten angeworben werden:

- 1) Bauern, weil diese Leute immer im Staate die wichtigsten wären, da sie die nöthigsten Lebensmittel herbeischafften.
- 2) Handwerksleute, die die Sachen verfertigten, die in der neuen Colonie am nöthigsten wären, z. E. Zimmer-

Leute, Schreiner, Maurer, Schmiede, Schlosser, Schuster, Schneider u. d. gl.

3) Bergleute, und Leute, die die Erze zu schmelzen verkünden, damit man die Reichthümer der Berge gewinnen könnte.

4) Weiber, damit die neue Colonie sich auch fortpflanzen könne.

Dies alles war nun recht gut eingerichtet. Aber nun entstand die Frage: woher sollen wir diese Leute bekommen? Gold einzusammeln finden sich immer Leute genug; wenn man aber nach Leuten fragen wird, die zur Arbeit angestellt werden sollen, so werden sich wenige entschließen ihr Vaterland zu verlassen und in einen fremden Welttheil zu ziehen, um zu arbeiten. Wenn wir arbeiten wollen, wird es heißen, so können wir ja zu Hause bleiben.

Nachdem die Sache hin und her war überlegt worden, so wurde endlich der Entschluß gefaßt, man wolle die Leute, die das Leben verwirkt hätten, im Königreiche zusammensuchen und nach Amerika schicken, und den Richtern im Lande auftragen, daß sie künftig nicht mehr zum Staupbesen, zum Galgen und zum Rade, sondern nur verdammen sollten, daß die Verbrecher nach Amerika sollten transportirt werden. Da würden sie Rekruten genug bekommen.

Columbus war ein guter Seefahrer. Wenn es darauf ankam ein Schiff durch Sturm, Wellen und Sandbänke zu leiten, und einen Trupp Matrosen in Ordnung zu halten, so war er Meister. Da er aber jetzt eine Colonie anlegen sollte, so schien seine Klugheit ihn zu verlassen.

Unterdessen ging es doch mit der Ausrüstung der Schiffe und mit der Einschiffung der neuen Colonisten nicht so geschwind, als Columbus gedacht hatte. Der König hatte

zwei Kinder, einen Prinzen und eine Prinzessin auszustatten, und Ausstattungen kosten, wie bekannt, Geld. Ein König hat zwar mehr Geld, als unser eins, aber seine Ausstattungen kosten auch mehr. Wenn daher Schiffe sollten gebaut werden, so fehlte es immer an Gelde. Unter der Zeit wachten auch die Feinde des Columbus wieder auf, die zeither ganz stille geessen hatten, und suchten den König und die Königin gegen ihn einzunehmen. Dahin konnten sie sie freilich nicht bringen, daß sie ihr Wort ganz zurück genommen hätten, aber so viel richteten sie doch aus, daß die Sache von einer Zeit zur andern verschoben wurde.

Nach zwei Jahren erst wurden die sechs Schiffe fertig, mit welchen Columbus seine dritte Reise nach Amerika antreten sollte. Er schiffte mit denselben nach den canarischen Inseln. Von da aus schickte er drei Schiffe mit Lebensmitteln nach Hispaniola, er selbst segelte aber mit den übrigen dreien nach Süden zu. Wenn man nun nach Süden zu segelt, so kommt man am Ende in eine Gegend, die heißt unter der Linie. Da kann man das Einheizen ersparen. Die Sonnenstrahlen fallen da, einen großen Theil des Jahres hindurch, gerade herunter, anstatt daß sie in andern Gegenden der Erde schief auffallen. Sie verursachen daher eine etwas starke Hitze. Die Gesellschaft des Columbus fühlte es, da sie sich der Linie näherte. Der Theer, mit welchem die Schiffe verstrichen waren, floß herab wie der Thalg an den gegossenen Lichtern, die Reise von den Weinfässern sprangen ab, das übrige Getränk verdarb und das Fleisch wurde stinkend.

Dies alles gefiel nun den Herren Spaniern nicht; sie hatten zwar A gesagt, hatten aber gar keine Lust, auch B zu sagen; sie waren hinter dem Ofen weggegangen, und

hatten sich in eine wichtige Unternehmung eingelassen, aber zu den Beschwerden, die mit einer solchen Unternehmung verknüpft sind, wollten sie sich gar nicht verstehen. Sie murrten daher, als ihre Lebensmittel verdorben waren, besorgten, das Schiff möchte gar anbrennen, und drangen darauf, daß Columbus seinen Lauf abändern und nach Nordwest segeln sollte. Columbus mußte, wenn er Ruhe haben wollte, nachgeben. Vielleicht hätte er dieß doch nicht gethan, wenn er vollkommen gesund gewesen wäre, aber, wegen der vielen Strapazen, besonders wegen der häufigen Nachtwachen, hatte er die Sicht bekommen, die mit einem Fieber verknüpft war. Nun weiß man ja, wie es dem Menschen geht, wenn er krank ist und Schmerzen leidet. Er ist verdrossen und muthlos.

Columbus hatte vielerlei gelernt. Schiffe zu regieren, das Schiffsvolk commandiren, Klippen und Sandbänke zu vermeiden, und im Sturm sich zu helfen; aber den Magen und die übrigen Theile des Körpers zu regieren, und ihnen zu helfen, wenn sie in Unordnung gekommen waren, darum hatte er sich nicht bekümmert. Darüber dürfen wir uns auch nicht wundern. Es geht noch jetzt vielen, sonst klugen und geschickten, Leuten eben nicht besser.

Der kranke Columbus ließ also nach Nordwest zusteuern. Nach etlichen Tagen rief der Matrose, der oben am Mastbaume, in einem Korbe saß, und Wache hielt: Land! Land! Darüber freuete sich alles, was im Schiffe war. Man steuerte darauf zu, und entdeckte, daß es eine große Insel war, welcher Columbus den Namen Trinidad beilegte, den sie noch bis auf den heutigen Tag führt. Sie liegt am Ausflusse eines schrecklich großen Stroms, der Dronoko heißt, und gegen den die Gera, Unstrut, Saale und alle

Flüsse im ganzen deutschen Lande nur kleine Wässerchen sind. Dieß ist eben die Insel Trinidad, welche später die Engländer den Spaniern weggenommen haben. Der Fluß Dronoko ergießt eine so entsetzliche Menge Wasser in's Meer, daß daraus ein Strudel entsteht, der den Schiffenden gefährlich ist, und auch beinahe die Schiffe des Columbus zer schlagen hätte.

Columbus erschrak darüber, und seine ganze Gesellschaft ebenfalls. Kaum war aber der erste Schrecken vorbei, so zeigte er, daß in seinem Kopfe doch etwas mehr stecke, als in den Köpfen seiner Begleiter. Er empfand eine erstaunliche Freude über den großen Strom.

Seine Gesellschaft begriff dieselbe zwar nicht, Er wußte es aber wohl. Wo ein großer Strom ist, dachte er, da muß auch ein großes Land sein. Eine Insel kann einen so großen Strom nicht hervorbringen. Du bist also jetzt ganz gewiß an dem festen Lande, das du so lange gesucht hast. Er betrog sich auch nicht. Der Strom kommt wirklich aus dem festen Lande von Amerika, und zwar aus demjenigen Theile, der jetzt Guiana heißt. Columbus erfuhr also jetzt wieder, was es für eine hübsche Sache mit dem Nachdenken sei. Viele andere würden vor dem großen Strome erschrocken sein, und geeilt haben, daß sie von demselben wegkamen. Columbus bedachte aber, was wohl die Ursache von diesem großen Strome sein möge, und seine Vernunft sagte ihm, daß ein so großer Strom aus vielen Bächen und Flüssen entstehen müsse, und daß so viele Bäche und Flüsse nicht auf einer Insel sein könnten. Durch Nachdenken brachte er also heraus, daß hier festes Land sein müsse, suchte es auf und fand es.

Columbus landete an verschiedenen Orten, und fand die
Erzähl. a. d. Thüring. Voten. 4

Einwohner denen von Hispaniola sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß sie mehr Verstand und Muth zeigten. Das, worüber die Spanier sich am mehresten freueten, war der Schmuck, den die Einwohner trugen, der aus Gold und Perlen bestand. Sie machten sich mit ihnen bekannt, und tauschten von ihnen diese Sachen gegen Schellen, Nadeln und andere dergleichen Dinge ein.

Da Columbus das Land genauer untersuchte, fand er, daß es sehr fruchtbar sei, und entdeckte daselbst eine Menge vierfüßige Thiere und Vögel, die er noch nie gesehen hatte. Das ruhbarste Thier, das er hier bemerkte, war die Schildkröte, die oft 200 bis 300 Pfund schwer wurde.

Columbus hatte über dies Land eine solche Freude, daß er steif und fest glaubte, das Paradies habe sonst da gestanden. Es ging ihm, wie es manchen Leuten noch heutiges Tages geht, wenn sie in ein fremdes Land kommen, das sie noch nie gesehen haben. Sie glauben oft, daß es auf der ganzen Welt nirgends besser sei, als hier. Wenn sie aber eine Zeit lang da sind, so sehen sie, daß sich da auch allerlei Mängel befinden. Der liebe Gott hat das Land unter die Menschen ziemlich gleich ausgetheilt. Wo es viel Ueberfluß gibt, da gibt es auch viele Plage. Hätte Columbus sich längere Zeit in diesem Lande aufhalten können, so würde er wohl auch die Plagen entdeckt haben, die sich da befinden, und davon es gar viele gibt. Columbus aber hatte keine Zeit alle diese Plagen kennen zu lernen. Seine Schiffe waren danfällig, und bedurften einer Ausbesserung, er selbst war krank, und seine Gesellschaft brannte vor Ungeduld, ihre Landsleute in Hispaniola zu sehen. Alles dieß bewog ihn abzureisen, und nach Hispaniola zu segeln. Auf dem Wege entdeckte er noch die Insel Cubaqua und Margerita,

wo viele Perlen gefischt werden. Columbus kam nun wieder in Hispaniola an, aber er hatte dort wiederum nicht viel Freude.

Er hatte seinem Bruder aufgetragen, sich von Isabella wegzuziehen, und sich in einer andern Gegend anzubauen. Dieß war auch geschehen, und er hatte den Grund zu einer Stadt gelegt, welche den Namen St. Domingo bekam, von welcher hernach die ganze Insel den Namen erhielt.

Mit Anlegung der Stadt war es also gut gegangen. Columbus hatte seinem Bruder ferner aufgetragen, in die Theile der Insel zu ziehen, wo er noch nicht gewesen wäre, und den Einwohnern einen Tribut aufzulegen. Das war auch geschehen.

Aber nun fing wieder ein unruhiger Kopf, Namens Roldan, Unruhen an. Er zog einen Spanier nach dem andern auf die Seite und sagte: willst du dich von Fremden, von Genuesern, commandiren lassen? Ist's nicht eine Schande, daß Spanier von Genuesern regiert werden? von Genuesern? Die Schurken! die suchen nichts als Geld zu schneiden, und uns opfern sie auf. Weißt du, was für Noth wir schon ausgestanden haben? wie vielmal wir in Gefahr waren zu erkaufen? was für Hunger wir haben ausstehen müssen? Alles dies Unglück hat uns Columbus zugezogen! der Genueser der!

Roldan fand hier und da Leute, die ihm Recht gaben, und sich mit einander verbänden, einen Aufstand zu erregen.

Es gelang den Rebellen, sich der Lebensmittel zu bemächtigen, und sie hätten beinahe St. Domingo weggenommen, wenn der Bruder des Columbus nicht wachsam genug gewesen wäre. Dieser aber griff die Rebellen an, schlug sie, und zwang sie, sich in die Wälder zu flüchten, wo sie die Indianer aufzuwiegeln suchten.

So stund's auf der Insel, als Columbus ankam. Das war aber das Unglück noch nicht alle. Er erkundigte sich nun bei seinem Bruder, ob die Lebensmittel glücklich angekommen wären, die er ihm zugesandt hätte?

Lebensmittel? antwortete dieser, ich habe nichts davon zu schmecken bekommen.

Die Schiffe, die sie bringen sollten, waren irre gefahren, und ihre Befehlshaber waren, statt nach St. Domingo zu segeln, in der Gegend gelandet, wo Kolban haufete. Dieser nahm sie mit offenen Armen auf, ließ sich nicht merken, daß er ein Rebelle sei, und beredete sie, einen Theil der Mannschaft an ihn abzutreten, er wollte ihr schon nach St. Domingo das Geleite geben.

Sobald diese Leute bei ihm waren, entdeckte er ihnen, was er gegen den Columbus im Sinne habe; und diese gaben ihm gleich die Hände drauf, daß sie ihm treulich beistehen wollten. Von Leuten, die zum Galgen reif waren, war dieß nicht anders zu erwarten.

Bermuthlich merkten die Befehlshaber der Schiffe bald, daß sie wären betrogen worden, und segelten wieder ab; sonst möchte Kolban sich auch wohl ihrer bemächtigt haben.

Etliche Tage nach der Ankunft des Columbus kamen auch diese Befehlshaber an, und brachten die Schiffe mit, die Columbus ihnen anvertrauet hatte, und auch die Spizhuben, die drauf waren. Aber die Lebensmittel? die hatten sie auf der langen Reise aufgezehrt.

Bei der ersten Nachricht von Kolbans Aufstande fuhr zwar dem Columbus die Hitze in den Kopf, und er entschloß sich sogleich, die Rebellen aufzusuchen, und niederzu-

hauen. Hätte er den Entschluß befolgt, so würde ein großes Blutbad entstanden sein, die Spanier wären geschwächt worden, und am Ende wären die Indianer aufgestanden, und hätten beide Partheien niedergemacht, was den Spaniern schon recht geschehen wäre, denn sie hatten es ja darnach gemacht.

Aber Columbus und seine zwei Brüder waren doch ziemlich rechtschaffne Leute, und um dieser drei Gerechten willen, verschonte der liebe Gott die Spanier, wie ehemals die Bewohner von Sodom und Gomorra.

Genug, da Columbus eine Hiobspost nach der andern bekam, da er keine Lebensmittel vorfand, hörte, daß die Rebellen Verstärkung bekommen hatten, und bedachte, daß ein großer Theil seiner Leute aus Spitzbuben bestünde, auf die er sich nicht verlassen könne, so kühlte sich sein Blut ab, er zog gelindere Saiten auf, und bot den Rebellen Friedensunterhandlungen an. Allen, die zu ihm zurückkommen würden, versprach er Pardon, und daß er sie, wenn sie es verlangten, nach Spanien bringen lassen wollte. Dieß that seine gute Wirkung. Eine gute Anzahl Rebellen ging zu ihm über. Nun versprach er auch dem Kolban Verzeihung und eine Befehlshaberstelle, wenn er sich mit ihm vereinigen wollte. Dieß bewog auch diesen, daß er wieder zu ihm kam. So wurde denn einem großen Blutbade gesteuert.

Nach dem Vertrage, den Columbus mit den Anführern eingegangen war, hatte er sich noch verbindlich gemacht, ihnen Ländereien einzuräumen, und dieß mußte er nun erfüllen, und die Indianer, die in diesen Ländereien wohneten, anweisen, ihren Tribut zu zahlen.

Weil seine Leute sich getheilt hatten, und er sich auf

diejenigen, die noch bei ihm waren, nicht verlassen konnte, so getraute er sich nicht von der Insel weg, und mußte seinen Vorsatz, auf mehrere Entdeckungen auszureisen, aufgeben.

Er schickte darauf einige Schiffe nach Spanien, die das Tagebuch seiner Reise, einen Vorrath von dem Golde, den Perlen und andern Kostbarkeiten der Länder, die er besucht hatte, überbringen, und auch zugleich von dem Aufstande Noldan's Anzeige thun mußten.

Noldan war aber ein listiger Fuchs. Da er hörte, daß Columbus Schiffe nach Spanien schicke, so merkte er, worauf es abgesehen war, und wußte es so einzurichten, daß die Schiffe auch von ihm eine Schrift mitnahmen, in der er sich vertheidigte, und über Columbus die bittersten Klagen führte.

Man hätte nun glauben sollen, der Hof würde sogleich eingesehen haben, daß der ehrliche, thätige Columbus recht, und Noldan unrecht hätte; aber es ging nicht so, wie man hätte glauben sollen. Noldan behielt recht, und Columbus unrecht.

Das läßt sich leicht begreifen. Wenn man bei Hofe einen Feind hat, der einem allerlei Böses andichtet, und bei allem, was man thut, den Hof zu bereben sucht, daß man böse Absichten habe, so behält man gemeinlich immer unrecht. So ging es dem Columbus, er hatte Feinde bei Hofe. Er erfuhr auch bald, was Feinde bei Hofe schaden können.

Ein gewisser Spanier, er hieß Alonso de Djeda, der mit dem Columbus eine Reise nach Westindien gemacht hatte, erbot sich, daß er auf seine eigenen Kosten Schiffe aus-

räften, nach Westindien segeln und neue Entdeckungen machen wollte.

Raum hatte er diesen Vorschlag gethan, so wurde er von den Feinden des Columbus unterstützt, die den König und die Königin beredeten, ihm zu dieser Reise die Erlaubniß zu ertheilen, ohngeachtet sie dem Columbus versprochen hatten, daß er allein in den neuentdeckten Ländern haufen sollte. Sie gaben diesem Manne sogar alle Nachrichten mit, die Columbus dem Hofe von seiner Reise überliefert hatte.

Mit diesen Nachrichten segelte er nun ab. Da Columbus darinne den Weg nach Amerika genau bezeichnet hatte, so war es ihm leicht, denselben zu finden. Er kam also wirklich bei dem festen Lande der neuen Welt an, tauschte von den Einwohnern Gold, Perlen u. dgl. ein, fuhr an den Küsten hin, um ein Beträchtliches weiter als Columbus, segelte dann nach Spanien zurück, und machte ein gewaltiges Lärmen von den Entdeckungen, die er gemacht hatte.

Noch einen weit größern Lärmen machte aber ein gewisser florentinischer Edelmann, der den Njeda auf seiner Reise begleitet hatte. Sein Name war Amerigo Vespucci. Dieser erzählte erstaunlich viel von seinen Thaten, und den Abenteuern, die er auf seiner Reise bestanden hätte, und wußte die Sache so vorzustellen, als wenn er eigentlich der Mann sei, von dem die neue Welt wäre entdeckt worden.

Er that noch mehr, er schrieb einen umständlichen Bericht von alle den Merkwürdigkeiten, die er in der neuen Welt gesehen hatte, z. E. von den merkwürdigen Pflanzen, Steinen und Thieren des Landes, von den Einwohnern,

ihren Sitten und Gebräuchen, und machte darüber, wie man bei uns zu sagen pflegt, eine solche Brähe, daß alle Welt lästern wurde, seinen Bericht zu lesen.

Durch diesen Kunstgriff brachte er es so weit, daß Columbus ganz vergessen wurde, und man nicht mehr daran dachte, daß er es sei, der zuerst jenseits des westlichen Meers eine neue Welt vermuthet; daß er es sei, der zuerst den König von Spanien bewog, zur Entdeckung derselben eine Flotte auszurüsten; daß er es sei, der mit Gefahr seiner Ehre und seines Lebens die neue Welt aufgesucht; daß er es sei, der sie zuerst entdeckt habe; daß er es sei, der zuerst die Merkwürdigkeiten dieses Erdtheils nach Spanien brachte; daß er es sei, der zuerst dort eine Colonie anlegte. Alles, alles dieß wurde vergessen, und man sprach von nichts mehr als von Amerigo Vespucci und seinen Entdeckungen. Kurz es kam so weit, daß der neue Erdtheil, der eigentlich Columbia heißen sollte, nach Amerigo Vespucci, Amerika genannt wurde, und bis auf den heutigen Tag noch so heißt.

Da traf es denn recht ein: Undank ist der Welt Lohn.

Nach der Zeit rüsteten noch verschiedene Spanier, die mit dem Columbus zuvor gereiset, und durch ihn klug gemacht worden waren, Schiffe aus und reiseten nach Amerika, ohne etwas Neues zu entdecken.

Die Portugiesen, die schon seit langer Zeit ausgespiff waren, um neue Entdeckungen zu machen, wurden durch Columbus Exempel noch mehr ermuntert, ihre Entdeckungsreisen fortzusetzen, und hatten noch mehr Glück als Columbus. Vasco de Gama fand den Weg nach Ostindien. den Columbus so lange vergeblich gesucht hatte, und Pedro

Alvarez Cabral entdeckte in dem südlichen Amerika das reiche Land Brasilien, und nahm es, nach der damaligen Gewohnheit, im Namen des Königs von Portugal in Besitz.

Von Ostindien sowohl als von Brasilien, könnte ich nun noch gar vieles erzählen; aber dieß gehört nicht in das Leben des Columbus.

Der hatte nun was er gewünscht und gesucht, und wornach er gerungen hatte — hatte die neue Welt entdeckt, hatte eine Colonie angelegt, aber seines Lebens wurde er doch nicht froh. Von den Rebellen waren doch noch viele zurückgeblieben, die sich dem Columbus nicht unterwerfen wollten. Diese fingen immer neue Händel an, und Columbus mußte von Zeit zu Zeit gegen sie zu Felde ziehen. Ein anderer Theil der Rebellen war mit den Schiffen, die Columbus nach Spanien geschickt hatte, zurückgegangen. Aus waren sie gefahren in der Hoffnung, daß sie ganze Säcke voll Geld zusammenschleppen wollten; sie hätten auch reich werden können, wenn sie sich in die Ordnung hätten fügen wollen, die ihnen Columbus vorschrieb. Da sie dieß aber nicht thaten, die Arbeit nicht angreifen, keine Befehle annehmen wollten, so kamen sie zerlumpt und zerrissen nach Spanien zurück. Zwar waren die Halunken selbst Schuld daran. Dieß konnten sie aber nicht begreifen. Sie schoben alle Schuld von ihrem Elende auf den Columbus, und hörten nicht auf, gegen ihn bei dem König und der Königin Klagen zu führen. Gerade wie es alle liederlichen Leute machen. Wenn es auch das halbe Land weiß, daß sie durch Faulheit, Spiel, Trunk und Liederlichkeit sich in's Elend gestürzt haben, so schieben sie die Schuld doch immer von sich. Da sollen bald schwere Zeiten, bald Unglücksfälle,

halb böse Leute, bald die Regierung Ursache von ihrem Unglück sein.

Solche Leute waren nun die Ankläger des Columbus. Die Feinde, die dieser am Hofe hatte, unter welchen Jhro Hochwürden Gnaden, der Bischof von Badajos, oben an stunden, hörten die Klagen der Mißvergünstigten mit vieler Freude, und reizten die Kläger, immer mehr gegen den Columbus zu schreien. Der König und die Königin glaubten ihnen, weil sie mit lauter Leuten umgeben waren, die den Columbus zu stürzen suchten, und ihn als einen schlechten Menschen beschrieben. Hierzu kam noch dieses, daß alle Kostbarkeiten, die Columbus bisher überschickt hatte, doch die Kosten noch nicht ersehten, die auf die Ausrüstung der Schiffe gewendet worden, und der König, der das Geld soll lieb gehabt haben, darüber verdrießlich war. Mit der Entdeckung neuer Länder geht es gerade, wie wenn man Holz ansäet. Beides kostet Geld, und der Nutzen davon kommt erst nach vielen Jahren. Wenn man nun einen Mann, der ein neues Land entdeckt hat, zu einem Betrüger machen will, wenn die Einkünfte davon nicht gleich in den ersten Jahren den gemachten Aufwand ersehen, so scheint es eben so ungerecht, als wenn man einen Förster beschweigen ausschelten wollte, daß man in den ersten 10 Jahren die Tannen, die er ausgesäet hat, noch nicht schlagen und Bretter daraus schneiden kann.

Genug, Columbus fiel bei dem Könige in Ungnade, und fühlte bald die Wirkungen davon. Der König gab einem gewissen Spanier, Franz von Bovadilla, den Auftrag, daß er nach Amerika reisen, die Sache des Columbus untersuchen, und — wenn er ihn schuldig fände, ihn sogleich absetzen und an seiner Statt die Regierung antreten sollte.

Bovadilla reiste ab, kam auf St. Domingo an, da Columbus eben nicht zu Hause war, und, ohne eine Untersuchung angestellt zu haben, bemächtigte er sich seines Hauses, seines Vermögens und der angelegten Bestungswerke.

Bovadilla ging noch weiter. Er ließ in der Colonie bekannt machen, daß er vom Könige in Spanien zum Oberstatthalter sei ernannt worden, setzte alle die Schurken, die Columbus in's Gefängniß hatte werfen lassen, in Freiheit, und befahl dem Columbus selbst, daß er vor seinem Richterstuhle erscheinen sollte.

Columbus sah nun zwei Wege vor sich: entweder mußte er seine treuen Anhänger auffordern, sich zu ihm zu schlagen, und gegen den ungerechten Richter zu Felde zu ziehen, oder er mußte sich der Gewalt unterwerfen. Er wählte den letztern Weg, ob er gleich vorhersehen konnte, daß er auf eine ungerechte Art werde behandelt werden. Hätte er Gewalt mit Gewalt vertreiben wollen, so würde vieles Menschenblut vergossen worden sein. Vermuthlich dachte er also: Lieber willst du dein Blut vergießen lassen, als daß durch deine Schuld das Blut vieler andern Menschen vergossen wird. Vielleicht fiel es ihm auch ein, daß der König in Spanien sein Herr sei: weil er in seine Dienste getreten war, und mit seinem Gelde bisher alles ausgerichtet hatte, und hielt es also für Unrecht, sich seinen Befehlen, wenn sie auch gleich höchst ungerecht waren, zu widersetzen.

Er stellte sich also. Anstatt aber, daß ihn Bovadilla hätte anhören sollen, so ließ er ihn gleich in Ketten und Banden werfen, und auf ein Schiff schleppen.

Columbus ging also auf das Schiff als ein Missethäter, und alle die Spitzbuben, die er aus den Ketten befreit hatte, freueten sich, als sie ihren Erretter in Ketten erblickten,

weil sie hofften, daß sie nun unter des Bovabilla Regierung vollkommene Freiheit haben würden, zu stehen und zu rauen, wie sie wollten.

Mancher hätte das zwar nicht aushalten können, aber, ein rechtschaffener Mann kann gar vieles aushalten. Wenn das Gewissen sagt: du hast Recht gethan! so mag die ganze Welt lachen, spotten und verdammen, man kann sich immer beruhigen; man kann immer auf den hoffen, der in's Verborgne steht, und zu seiner Zeit die Unschuld an den Tag bringt. Dieß hoffte Columbus, und er trug deswegen sein Schicksal mit Gelassenheit. Der böse Bovabilla suchte ihn aber noch mehr zu kränken, auch seinen beiden Brüdern ließ er Ketten anlegen, und — damit sie nicht einander in ihrer Noth trösten konnten, so ließ er jeden auf ein besonderes Schiff bringen. Darauf forderte er Jedermann auf, ihm anzuzeigen, was man für Beschwerden gegen Columbus hätte, und alle schlechte Kerls erschienen, brachten Klagen bei, und suchten sich dadurch dafür zu rächen, daß Columbus sie bisher unter der Bucht gehalten hatte. Bovabilla schrieb dieß alles nieder, und schickte es dem Könige in Spanien zu. Jetzt war nun Columbus ganz niedergeworfen, aller seiner Güter beraubt, von allen Menschen verlassen, wie ein Räuber in Ketten — aber —

Wenn es ganz mit dem Menschen, der Gott fürchtet und Recht thut, aus zu sein scheint, so kommt der liebe Gott mit seiner Hülfe, und schenkt wenigstens so viel Trost, daß er vor Verzweiflung bewahrt wird. Dieß erfuhr jetzt Columbus. Kaum hatten sich die Schiffe von der Insel entfernt, so trat der Kapitän des Schiffs (Alonso de Vallejo hieß er) mit Ehrerbietung zu ihm, und wollte ihm seine Ketten abnehmen.

Columbus mußte ohne Zweifel neue Kraft fühlen, da er sah, daß doch noch ein Mensch auf der Welt war, der seine Unschuld erkannte. „Nein, sagte er, ich trage diese Bande auf Befehl meiner Oberherren. Diesem ihrem Befehle will ich so gehorsam sein, wie ihren andern. Auf ihr Gebot bin ich gefangen genommen worden, und nur ihr Gebot soll mich in Freiheit setzen.“

Viele werden hier Columbus für einen rechten Starrkopf halten, mir kommt es aber vor, als wenn er hier wie ein recht kluger Mann gehandelt hätte. Hätte er sich die Ketten abnehmen lassen, so hätte er seinen Feinden eine neue Gelegenheit gegeben, ihn zu verläumdern, und ihn als einen Mann vorzustellen, der sich den Verordnungen der königlichen Befehlshaber widersetze; ließ er sich aber in seinen Ketten nach Spanien bringen, so konnte er hoffen, daß der König und die Königin, wenn sie noch ein menschliches Herz hatten, Mitleiden mit ihm haben, seine Sache untersuchen, und ihn in Freiheit setzen würden.

Er hatte sich nicht geirret. Kaum war er in Spanien angekommen, kaum hatte der König vernommen, daß er Ketten trage, so kam der Befehl, ihn augenblicklich in Freiheit zu setzen. Noch mehr, Columbus bekam eine ansehnliche Summe Geldes, und eine Einladung, bei Hofe zu erscheinen.

Dies alles war aber die Folge davon, daß Columbus sich die Ketten nicht hatte abnehmen lassen, Columbus in Ketten — der unternehmende brave Mann in Ketten — diese Nachricht mußte ganz Spanien in Erstaunen setzen, und der König und die Königin mußten sich schämen, einen Mann, der ihnen so wichtige Dienste geleistet hatte, mit Ketten belohnen zu haben.

Als Columbus bei Hofe erschien, warf er sich seinen Beherrschern zu Füßen. Dann erzählte er, wie ein Mann, bescheiden aber freimüthig, das himmelschreiende Unrecht, das ihm wäre zugefügt worden, daß man ihm seine Güter, seinen ehrlichen Namen, seine Freiheit geraubt habe.

Der König und die Königin bedauerten ihn, und sagten, daß dieß alles ohne ihr Wissen geschehen sei.

Sie hatten zwar dem Bovadilla die Vollmacht gegeben, ihn abzusetzen, aber nur in dem Falle, wenn er ihn schuldig fände. Ihn in Ketten zu schlagen, dazu hatten sie ihm keine Vollmacht gegeben. Es gibt auf Gottes Erdboden keinen geplagtern Mann, als einen regierenden Herrn. Gegenwärtig ist er nicht. In seinem ganzen Reiche soll er doch regieren. Folglich muß er sich auf andere Leute verlassen. Wählt er nun seine Leute nicht gut, so ist's leicht möglich, daß ein schlechter Kerl, im Namen eines wirklich guten Fürsten, die größten Ungerechtigkeiten begehen kann. Dann schreit man über Ungerechtigkeit des Fürsten, und dieser weiß vielleicht davon nicht das Geringste.

Genug der König und die Königin von Spanien bewiesen es wirklich, daß sie das Unrecht, das dem Columbus war zugefügt worden, verabscheueten — sie setzten den Bovadilla ab.

Noch gerechter wäre es zwar gewesen, wenn auch Columbus in sein Amt wieder eingesetzt worden wäre. Dieß geschah aber nicht. Der König fürchtete sich vor dem Columbus, und besorgte, ein so kluger und beherzter Mann möchte sich von Spanien unabhängig machen, wenn er zu viele Gewalt bekäme.

Unter der Zeit, daß Columbus sich in Spanien aufhielt, trieb Bovadilla eine gottlose Wirthschaft. Da er sich

mit schlechten Leuten gemein gemacht, und sie zur Ausführung seiner bösen Aufschläge gebraucht hatte, so machten sie sich nichts aus ihm, und er mußte sie thun lassen, was sie wollten, aus Furcht, daß sie ihn verrathen möchten.

Er mußte nun dem lieberlichen Gesindel, das er zur Erreichung seiner bösen Absichten gebraucht hätte, Saum und Sägel lassen. Sie mißhandelten die armen Indianer unmenschlich, und er durfte es ihnen nicht wehren. Er mußte die Indianer sogar unter sie als Sklaven vertheilen; und nun mußten diese armen Leute für sie in den Bergwerken arbeiten. Da sie nun so schwere Arbeiten nicht gewohnt waren, und ihre Tyrannen sie gar nicht schonten, gar kein Mitleid gegen sie blicken ließen, so starben sie haufenweise, und bald würde die ganze Nation ausgestorben sein, wenn der liebe Gott nicht eine unvermuthete Hilfe geschickt hätte.

Es kam nämlich der Mann, den der König zum Statthalter in Amerika ernannt hatte, Ovando hieß er, mit 32 Schiffen und 2,500 Mann an. Dieser machte gleich andere Wirthschaft. Bovadilla wurde abgesetzt, Kolban und seine Anhänger bekamen Befehl die Insel zu räumen, und den Indianern wurde angekündigt, daß sie freie Leute wären, die keine Sklavendienste thun, sondern sich ihre Arbeiten mit Gelde bezahlen lassen sollten. Auch den Spaniern wurden Befehle gegeben, wodurch sie mehr eingeschränkt wurden.

Was that nun aber Columbus?

Gerade das, was ich nicht würde gethan haben, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre.

Ich hätte gedacht: wenn der König von Spanien ohne dich leben kann, so kannst du auch ohne ihn leben. Ich hätte mich mit meiner Frau und meinen Kindern zurückge-

zogen, und wenn ich bei Käse und Brod hätte leben sollen.

Columbus that es aber nicht. Dieser setzte eine Bittschrift nach der andern auf, worin er den König an sein Versprechen erinnerte, und ihn ersuchte, es zu erfüllen.

Er wurde abgewiesen, von einer Zeit zur andern vertröstet, und Columbus, der so manchen vergnügten Tag hätte haben können, wenn er das empfangene Unrecht vergessen, sich unter seine Familie gesetzt, und ihr die wunderlichen Schicksale, die er gehabt, erzählt hätte, war über die abschläglichen Antworten höchst mißvergnügt. Er führte die Ketten, die er hatte tragen müssen, immer bei sich, zeigte sie allen Leuten, und verordnete, daß sie ihm mit in's Brod gegeben werden sollten.

Da er sah, daß er die Befehlshaberstelle in Amerika nicht wieder bekam, so ersuchte er den König, daß er ihm noch eine Reise nach Amerika erlauben möchte, damit er den Weg nach Ostindien entdecken könnte. Der König that seinen Willen, theils um ihn los zu werden, theils, weil gerade um diese Zeit die Portugiesen aus Ostindien mit einer so reichen Ladung zurückkamen, als der König noch nicht aus Amerika erhalten hatte.

Columbus erhielt aber nicht mehr, als vier kleine Barken, mit welchen er den 9. Mai 1502 absegelte. Durch die vielen ausgestandenen Strapazen war sein Körper äußerst kränklich und baufällig geworden, und er hätte dieß wohl als einen Wink vom lieben Gott ansehen können, zu Hause bei den Seinigen in Ruhe zu bleiben. Er verstand aber diesen Wink nicht, sondern schiffte sich ein.

Columbus war gesonnen, diesmal gerade nach dem festen Lande zuzusegeln; aber da eines seiner Schiffe schad-

haft wurde, so mußte er seinen Entschluß ändern, und nach Hispaniola, oder, wie die Insel jetzt heißt, St. Domingo seinen Lauf richten. Das ist, dachte er, die Insel, die du entdeckt, wo du zuerst eine Colonie gegründet hast; da wirst du sicherlich eine gute Aufnahme finden, und dein Herr Nachfolger wird gewiß so gefällig sein, und dir, statt deines schadhaften Schiffes, ein anderes geben. Aber die Rechnung war, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, ohne den Wirth gemacht. Da Columbus mit seinem Schiffe einlaufen wollte, so erlaubte ihm Ovando es nicht, und an eine Vertauschung war nicht zu denken.

Grobheit ist ein häßliches Laster, das den, der es erfahren muß, sehr schmerzt. Man will bemerkt haben, daß sie nicht bloß auf der Insel St. Domingo, sondern auch in andern Ländern zu finden sei. Die Grobheit des Ovando nöthigte den Columbus also, sich von St. Domingo zu entfernen. Als ein erfahrener Seemann sah er voraus, daß ein großer Sturm erfolgen würde. Da nun eben Ovando eine Flotte von achtzehn Schiffen nach Spanien abschieden wollte, so war Columbus noch so höflich, daß er ihm hiervon Nachricht geben ließ, ihn warnte, die Schiffe nicht auslaufen zu lassen, und nun erwartete, daß er etwas gefälliger sein würde. Allein die Leute, die recht grob sind, werden immer gröber, je höflicher man gegen sie ist. Von dieser Art war Ovando. Er lachte den Columbus wegen seiner Prophezeiung aus, und erlaubte ihm doch nicht, bei ihm einzulaufen. Die Flotte ließ er aber unter Segel gehen.

Die folgende Nacht ging des Columbus Prophezeiung in Erfüllung. Es erhob sich ein schrecklicher Sturm, die ausgelaufene Flotte wurde die ganze Nacht umhergeworfen,

und so zu Grunde gerichtet, daß nur drei Schiffe davon kamen. Auf den untergegangenen Schiffen befanden sich nun Herr Noldan, Bovabilla, die mehresten Verfolger des Columbus und alle die Reichthümer, die sie durch ihre Ungerechtigkeiten zusammengebracht hatten; auf einem der Schiffe aber, die dem Untergange entgingen, befand sich das ganze Vermögen, das Columbus noch gerettet hatte.

Es ist wahr, der liebe Gott hat seine besonderen Wege die wir niemals ganz begreifen können. Er läßt gar manchen rechtschaffnen Mann im Meere erlaufen, und gar manchen Schurken dem Sturm entrinnen. Wir würden also sehr unrecht thun, wenn wir geradezu jeden Menschen, den ein großes Unglück betrifft, für einen Schurken halten wollten. Sehr oft geschieht es aber doch, daß der liebe Gott ein Exempel statuirt, und Menschen, die andere sehr gedrückt haben, öffentlich abstrafte, und die Gedrückten, für das erlittene Unrecht, schadlos hält. Und mehrentheils muß jeder schon in dieser Welt ausessen, was er eingebrockt hat. Wenn man nur Geduld hat, so erlebt man noch immer, daß jedem sein Eingebrocktes aufgetischt wird. Das geschieht nun ohne Zweifel deswegen, daß die Menschen zum Nachdenken gebracht, und vor schlechten Handlungen gewarnt werden. Wer aber einmal verstockt und in Sündenschlamm versunken ist, der läßt sich auch durch solche Exempel nicht bessern, und weiß immer etwas auszufinden, womit er sein Gewissen betäuben kann. So ging es auch dießmal. Auf gar viele Menschen machte diese Begebenheit solchen Eindruck, daß sie sagten: da sieht man doch recht deutlich, daß Gott dem gerechten Columbus zu seinem Rechte geholfen, und die Bösen bestraft hat; andere aber sagten: da sieht man, daß Columbus ein Erzherrenmeister

ist; den Sturm hat er ganz gewiß erregt, um sich an seinen Feinden zu rächen, und, daß gerade seine Sachen sind gerettet worden, das geht auch nicht mit rechten Dingen zu.

Sobald sich der Sturm gelegt hatte, steuerte Columbus nach dem festen Lande zu, und entdeckte eine lange Küste, nebst einem Hafen, den er Porto bello nannte, und der noch heutiges Tages in dem Lande zu finden ist, das man Terra Firma genannt hat. Das entdeckte Land gefiel ihm so wohl, daß er sich entschloß, am Flusse Beelem, in der Provinz Veragua, eine kleine Colonie anzulegen. Er setzte über diese Colonie seinen Bruder, und reisete nach Spanien ab, um von da herbeizuschaffen, was diese Colonie nöthig hatte.

Mit dem Anlegen von neuen Colonien ist es gar eine artige Sache. Man schafft sich dadurch die Freude, Städte und Dörfer zu sehen, die man stiftete, und so etwas zu sehen, das ist keine geringe Freude; deswegen gibt es immer Menschen, die zur Anlegung neuer Colonien Lust bezeigen. Wenn diese Colonien aber bestehen sollen, so ist vor allen Dingen nöthig, daß man dazu rechtschaffene, fleißige und geschickte Leute wähle; sonst ist es eben so, als wenn man ein Haus erbauet, vom wurmstichigen Holze. Wenn man es beziehen, und darin sein Vergnügen finden will, so stürzt es zusammen. Columbus hatte dieß schon mehrere male zu seinem großen Verdruß erfahren, so manche Colonie, die er angelegt hatte, war wieder eingegangen, oder hatte ihm nichts als Kergerniß verursacht. Dem ohngeachtet versuchte er es noch einmal, und legte eine Colonie an. Da aber die Colonisten eben so roh, unverständlich und schlechtbedenkend waren als die vorigen, so wahrte die Freude eben-

falls nicht lange. Die neuen Colonisten erlaubten sich bald alle Ausschweifungen gegen die Eingebornen. Diese aber waren nicht so feige wie die Bewohner von St. Domingo; sie schlugen drein, machten die mehresten Spanier todt, und nöthigten die übrigen das Land zu verlassen.

Columbus hatte auf seiner Rückreise nach Spanien die größten Widerwärtigkeiten anzustehen. Er ward von einem schrecklichen Sturm überfallen, der seiner kleinen Flotte den Untergang drohete. Ein Schiff davon ging zu Grunde, ein anderes mußte er verlassen, und mit den zwei übrigen erreichte er mit genauer Noth die Insel Jamaica, wo er sie auf den Strand treiben mußte, damit sie nicht unterfanken. Jetzt schien es nun ganz mit ihm aus zu sein. Er befand sich in einem Lande, das von lauter Wilden bewohnt war, und, da er kein Schiff mehr hatte, so war ihm alle Gelegenheit abgeschnitten, von seinem Zustande irgend Jemandem Nachricht zu geben.

Aber auch jetzt ließ er den Muth nicht sinken, und versuchte, ob er nicht die Einwohner gewinnen, und Unterstützung von ihnen erhalten könnte.

Er erhielt sie wirklich. Diese Leute, welche von den Spaniern für Barbaren gehalten wurden, waren gleich so gefällig, daß sie ihm zwei Kähne zukommen ließen. Sie gaben sie, so gut sie konnten. Jeder Kahn war ein Baum, der vermittelst des Feuers war ausgehöhlet worden, und höchst ungestaltet aussah, da es den armen Leuten an Instrumenten gebrach, mit denen sie etwas hätten bearbeiten können. Aber in der großen Noth, in welcher sich Columbus befand, waren sie ihm doch viel werth. Zwei von seinen Leuten entschlossen sich auf diesen Kähnen nach Hispaniola zu schwimmen, welches mehr als dreißig Seemeilen

von Jamaica entfernt war, und nahmen zu ihren Begleitung einige Indianer mit. Auf dem Wege mußten sie so schrecklich viel ausstehen, daß verschiedene Indianer dahin starben. Endlich erreichten sie doch, mit vieler Anstrengung, nach zehn Tagen, die Insel Hispaniola.

Da sie nun bei Hispaniola ankamen, hatten sie eine gewaltige Freude, daß sie nun alle Mühseligkeiten überwunden hatten, und hofften von ihren Landsleuten mit offenen Armen aufgenommen zu werden.

Wie betrogen sie sich aber! Ovando wollte sie gar nicht aufnehmen, und nur mit vielen Bitten erhielten sie die Erlaubniß, aussteigen zu dürfen.

Die Wilden nahmen den Columbus auf und erbarmten sich seiner, und seine Landsleute, die Christen sein wollten, verschlossen ihr Herz vor ihm.

Wenn sie Christen, das heißt solche Leute gewesen wären, die sich bemühten nach Jesu Lehre zu handeln, so würden sie sich ganz anders betragen haben. Denn der Christ hilft jedem Unglücklichen, ohne ihn zu fragen: was glaubst du? was bist du für ein Landsmann?

Acht Monate mußten die Abgesandten des Columbus bei dem christlichen Unmenschen Ovando verweilen, und konnten ihn durch keine Bitten bewegen, sich des Columbus zu erbarmen, und ihn aus seiner traurigen Lage zu befreien.

Unter dieser Zeit hatte Columbus sehr traurige Tage. In den ersten Wochen waren seine Leute ruhig, und ertrugen alles Ungemach mit Gelassenheit, weil sie glaubten, daß ihnen ihre Kameraden bald Hülfe herbeiführen würden. Da diese aber immer nicht erfolgte, so wurden viele von ihnen erst muthlos und am Ende wild. Sie machten es

wieder, wie alle rohe Leute zu thun pflegen, wenn sie in Noth kommen. Anstatt, daß sie sich in ihr Schicksal hätten finden, und durch Nachdenken und Fleiß es mildern sollen, so murrten und brummten sie, schoben alle Schuld von ihrem Leiden auf den Columbus, und sungen an zu rebelliren, droheten den Columbus zu tödten, stunden aber doch wieder davon ab, und raubten den Eingebornen zehn Kähne, mit welchen sie davon schwammen und sich auf einem entfernten Ende der Insel niederließen.

Nun war wohl Columbus die unruhigen Köpfe los: allein es erfolgte eine neue Trübsal. Die Indianer waren durch die Frechheit der Spanier, die ihnen zehn Kähne weggenommen hatten, sehr beleidigt, und begegneten deswegen dem Columbus nicht mehr so liebevoll, als sonst. Da sie gewöhnlich für keine Lebensmittel mehr sorgten, als für diejenigen, die sie höchst nöthig hatten: so mußte ihnen nothwendig ein so langer Aufenthalt von so vielen Gästen sehr beschwerlich sein.

So war also Columbus in der größten Gefahr, mit seinen Leuten zu verhungern.

Da die Noth auf's höchste gestiegen war, und man es ihm geradezu gesagt hatte, daß er keine Lebensmittel mehr bekommen würde, so dachte er, du mußt einmal deinen alten Kopf wieder brauchen, der dich noch niemals verlassen hat. Er legte also den alten Kopf in die Hand, und dachte nach. Da fiel ihm ein, daß in der nächsten Nacht eine totale Mondfinsterniß eintreten würde. Halt! dachte er, nun hast du das Mittel gefunden, dich zu retten.

Er ließ also die vornehmsten Indianer zusammen kommen, und sagte ihnen: sie thäten sehr unrecht, daß sie ihm und seinen Leuten keine Lebensmittel mehr wollten zu-

kommen lassen. Sie wären vom lieben Gott hierher gesandt worden, und dieser wäre sehr böse, daß sie nicht besser für seine Gesandten sorgten. Sie würden schon sehen, was sie gemacht hätten; diesen Abend wird der liebe Gott den Mond verdunkeln! Da sperrten sie die Mäuler weit auf. Einige glaubten es, andere glaubten es nicht. Da aber die Zeit kam, von welcher Columbus wußte, daß die Mondfinsterniß eintreten würde, ließ er sie wieder kommen, zeigte nach dem Monde hin, und sagte: gebt Achtung, was jetzt geschehen wird! da wurde der Mond dunkler, immer dunkler! Was für ein Wehklagen entstand da unter den Indianern! Jeder lief ängstlich fort, und brachte den Spaniern, was er von Lebensmitteln austreiben konnte, und nun baten alle, Columbus möchte sich doch ihrer erbarmen, und den lieben Gott ersuchen, daß er ihnen wieder gnädig sein möchte.

Gut! sagte Columbus, so will ich denn den lieben Gott für euch bitten. Da er merkte, daß die Mondfinsterniß den höchsten Grad erreicht hatte, so sagte er, gebt Achtung! nun wird der liebe Gott euch wieder gnädig sein. Jetzt wird der Mond nach und nach wieder helle werden.

Da es nun wirklich geschah, wie er gesagt hatte, so hielten sie ihn für einen göttlichen Gesandten.

Wenn ein rechtschaffener Mann die Absicht hat, ein unwissendes Volk dahin zu bringen, daß es seine Schuldigkeit thut, so hat er nur zwei Mittel — entweder vernünftige Vorstellungen oder Zwang. Wenn er aber mit vernünftigen Vorstellungen nichts ausrichten kann, und es ihm an Kraft fehlt das Volk zu zwingen, was bleibt ihm dann noch übrig? — nichts, als daß er das Volk zu täuschen sucht.

So ging es dem Columbus. Er wollte die Indianer bewegen, die Pflicht der Menschenliebe gegen ihn und seine

Leute auszuüben, und sie mit Lebensmitteln zu versorgen. Mit Vorstellungen konnte er nichts ausrichten! denn diese Leute hatten nicht nachdenken gelernt. Zwang konnte er nicht brauchen, dazu war er zu schwach. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich für einen göttlichen Gesandten auszugeben.

Die Empörer, die sich in einen entfernten Theil der Insel gezogen hatten, hatten verschiedene Versuche gemacht, mit ihren Rähnen nach St. Domingo zu schwimmen; es war aber immer nicht gegangen, immer hatten sie sich wieder zurückziehen müssen. Darüber wurden sie am Ende böse, und rückten wieder, unter den fürchterlichsten Drohungen, gegen Columbus an. Je mehr dieser gute Worte gab, desto unverschämter wurden sie.

Da die Noth nun recht groß wurde, so erblickte man ein spanisches Schiff, welches auf die Insel zugeselte. Welche Freude war dieß für den Columbus und seine Leute! Sie liefen alle begierig an das Ufer, und erwarteten die Ankunft des Schiffs.

Es kam aber nicht an, sondern blieb in einiger Entfernung von der Insel liegen.

Anstatt des Schiffs kam ein Boot geschwommen, aus welchem ein Spanier herausstieg, der dem Columbus ein Compliment vom Ovando brachte, und sich, in seinem Namen, erkundigte, wie er sich befände?

Columbus stellte ihm sehr wehmüthig seine große Noth vor. Der Spanier hörte alles mit an, und — da er alles mit angehört hatte, stieg er wieder in sein Boot, schwamm nach dem Schiffe zu, und das Schiff segelte wieder ab.

Da das Schiff wieder absegelte, so wurden alle Spanier äußerst niedergeschlagen. Columbus aber blieb stets stand-

haft. Was hilft's? dachte er, wenn du deinen Leuten die reine Wahrheit sagst? Sie werden sich gegen dich empören, und das Unglück wird immer größer. Du willst sie täuschen.

Er sagte daher seinen Leuten, das Schiff wäre wieder abgesegelt, weil es nicht alle Spanier hätte fassen können, und er nicht hätte mitreisen wollen, wenn auch nur ein einziger seiner Kameraden hätte zurückbleiben müssen.

Das war nun zwar wieder nicht wahr.

Indeß wollte man wohl deswegen den Columbus zum Lügner machen?

Es gibt gar vielerlei Fälle, in welchen es besser ist, wenn man die Wahrheit andern nicht wissen läßt; z. B. wenn man mit furchtsamen Leuten zu thun hat, die gleich allen Muth verlieren würden, wenn sie die Gefahr wüßten, in der sie sich befinden. Wenn ein Arzt seinen Patienten in Todesgefahr sieht, und ihn noch zu retten glaubt, wenn dieser noch Muth behält; ist es denn nicht besser, ihm die Gefahr zu verbergen?

Columbus hatte des Muthes seiner Leute sehr nöthig. Die Rebellen rückten ihm immer näher, und droheten ihm immer, daß sie ihn angreifen würden. Er glaubte also es sei vernünftiger, daß er sie selbst angriffe, als daß er sich von ihnen angreifen ließe; ließ seine Leute ausrücken, und übertrug das Commando seinem Bruder, weil er es, wegen heftiger Gliederschmerzen, nicht selbst übernehmen konnte.

Sein Bruder bot den Rebellen nochmals einen Vergleich an; da sie ihn aber trotzig anschlügen, so erfolgte der Angriff. Verschiedene Anführer der Rebellen wurden getödtet, und die übrigen ergriffen die Flucht. Bald dar-

auf hatte Columbus die Freude, daß sie ihn um Verzeihung baten, und ihm auf's neue den Eid der Treue schworen.

Noch eine größere Freude hatte er kurz darauf. Es erschienen nun wirklich einige Schiffe, die Ovando ausgesandt hatte, um ihn und seine Leute abzuholen. Ihr Anblick verursachte eine allgemeine Freude, und die Spanier verließen mit Vergnügen die Insel, wo sie ein ganzes Jahr Kummer und Noth hatten ausstehen müssen. Nur diejenigen blieben zurück, die die Mühseligkeiten, in welche sie gerathen waren, nicht aushalten wollten, sich empörten, und als Empörer ihr Grab fanden. Vielleicht wäre kein Spanier wieder zurückgekommen, wenn sie nicht Columbus, durch seine Klugheit und Standhaftigkeit, hätte zur Geduld zu gewöhnen gewußt.

Wenn der Mensch also in große Noth geräth, so lasse er nur den Muth nicht sinken, tobe nicht, läarme nicht, denke nach, wie er sich helfen will, und — wenn er sich gar nicht zu helfen weiß, so warte er geduldig auf Hülfe, die Gott ihm zuschicken wird. Sie kommt am Ende doch noch. Und gesetzt, daß sie nicht käme — je nun, so ergibt man sich in Gottes Willen, und stirbt. Es ist ja besser, daß man sich durch den lieben Gott aus der Welt rufen läßt, als daß man sich durch seine eigne Schuld sein Leben abkürzt.

Als Columbus zu St. Domingo anlangte, so stellte sich Ovando gewaltig höflich an, bedauerte, daß er so viel hätte ausstehen müssen, daß die Umstände ihm nicht erlaubt hätten, eher Hülfe zu schicken, nahm ihn in sein Haus auf, und erzeigte ihm alle Ehre. Den Schalk aber hatte er doch im Herzen, und suchte dem Columbus, bei jeder Ge-

legenheit wehe zu thun. So hatte Columbus z. E. einen Aufrührer der Rebellen gefangen bekommen, und in Ketten mitgebracht, damit er nach Urtheil und Recht sollte abgestraft werden. Was that Ovando? er setzte ihn in Freiheit. Den andern, die dem Columbus treu geblieben waren, drohete er mit einer gerichtlichen Untersuchung.

Alles dieß machte dem Columbus wenig Lust, länger in Amerika zu bleiben. Er bekam vielmehr große Sehnsucht wieder nach Spanien zurückzukehren. Ovando war ihm dazu behülflich. Er ließ ihm zwei Schiffe ausrüsten, und war herzlich froh, daß er einen Mann los wurde, den er, wegen seines Verstandes und seiner Unerfrodenheit, fürchtete. Die Reise war wieder sehr mühselig. Eines seiner Schiffe wurde bald zur Fortsetzung der Reise untüchtig, und genöthigt nach St. Domingo zurückzukehren; das andere wurde durch Sturm so sehr beschädigt, daß er nur mit genauer Noth Spanien erreichen konnte.

Er war über seine Zurückkunft, wie man leicht denken kann, sehr vergnügt. Kaum war er aber an das Land getreten, so erhielt er eine Nachricht, die für ihn äußerst traurig war. Die Königin Isabella, die sich seiner immer angenommen, alle seine Unternehmungen unterstützt hatte, war gestorben. Er hatte also bei Hofe schlechterdings Niemanden mehr, auf dessen Beistand er sich hätte verlassen können.

Wäre er nun recht klug gewesen, so hätte er sich in sein Schicksal gefügt, dem Könige sein Compliment gemacht, und sich dann unter seine Familie zurückgezogen, um bei seiner Frau und Kindern sein Leben in Ruhe zu beschließen.

Dieß that er aber nicht. Er machte dem Könige seine

Aufwartung, und wurde sehr kaltstinnig empfangen. Anstatt, daß er sich nun hätte empfehlen und abtreten sollen, so brachte er eine Bittschrift aus der Tasche, in welcher er den König ersuchte, seine Feinde zu bestrafen, und das Versprechen zu erfüllen, welches er ihm gegeben hatte.

Der König that das, was Columbus leicht hätte voraussehen können: er zuckte die Achseln, versicherte, daß seine Umstände ihm nicht erlaubten, ihm jetzt zu helfen, daß er aber dafür sorgen wolle, daß zu seiner Zeit seine Wünsche erfüllt würden.

So zog er den Columbus von einer Zeit zur andern hin. Unterdessen wurde Columbus immer schwächer, und beschloß am Ende 1506 den 20. Mai zu Valladolid sein thätiges und mühevolltes Leben.

Der liebe Gott habe ihn selig! Wir müssen einmal alle diesen Weg gehen und er wird uns nicht sauer werden, wenn wir wissen, daß wir auf der Erde unsere Schuldigkeit gethan haben.

Columbus war vom lieben Gott dazu ansersehen, daß er die neue Welt entdecken sollte. Er bekam dazu Muth, Verstand, Lust zu schweren Unternehmungen, und wurde von Jugend auf so geleitet, daß er auf diese Entdeckung fallen, sie unternehmen und ausführen mußte. Er bleibt also immer für das menschliche Geschlecht ein sehr wichtiger Mann. Seit der Entdeckung der neuen Welt ist's auf der Erde ganz anders geworden. Die Schifffahrt hat sich verbessert, wir haben eine Menge Nationen, und viele neue Thiere und Pflanzen kennen gelernt. Die Pflanze, die für uns die wichtigste ist, ist die Kartoffel. Von dieser wußte man sonst gar nichts in Europa. Ein Engländer, Namens Drake, brachte sie aus Amerika mit nach England, und

on da hat sie sich über ganz Europa verbreitet, und viele Millionen Menschen haben sich daran satt gegessen. Seit er Entdeckung von Amerika ist auch so erstaunlich viel Gold und Silber nach Europa geschleppt worden, daß wir jetzt gewiß zehnmal mehr Geld haben, als vor den Zeiten es Columbus. Und doch fehlt es immer daran.

Columbus war also für die Welt ein sehr wichtiger, aber auch ein rechtschaffner Mann. Besser hätte er freilich sein können. Da er sah, daß die Spanier sich so schlecht gegen die Amerikaner betrugten, und er sie nicht bändigen konnte, so hätte er sich lieber zurückziehen, und das Verfehlen gottloser Leute unter unschuldige Völker unterlassen sollen; da man ihn bei Hofe mit Un dank belohnte, so hätte er es verschmerzen, und sich nicht immer dem Hofe aufdringen sollen, u. s. w. Aber, wie gesagt, jeder Mensch hat seine Fehler. Wir wollen daraus die Lehre ziehen, daß wir uns selbst nicht für fehlerfrei halten, sondern auf uns Achtung geben wollen, daß wir uns von den Fehlern, die wir haben, immer mehr los zu machen suchen.

Die Geschichte der Schildbürger.

Vor alten Zeiten lebte weit, sehr weit von hier ein Volk, das immer böse und schlechte Regenten hatte. Sie dachten Tag und Nacht auf nichts, als wie sie dem armen Volke das Mark aus den Knochen saugen wollten. Da wurde ein Zoll, ein Geschoß, eine Accise, eine Kopfsteuer nach der andern erfunden. Der Handel mit Korn, Salz und fast allen Lebensmitteln wurde verpachtet, der Pacht an den Regenten gezahlt und das arme Volk gezwungen, den Pächtern für ihre Waaren zu geben, was sie nur verlangten. Und was machte der Regent mit alle diesem Gelde? Er kaufte sich Edelgesteine, ließ sich prächtiges Tafelgeschirr machen, große Palläste bauen, schaffte sich Kutschen an, davon manche mehr kostete, als alle Häuser in manchem Dorfe; hielt sich Pferde und Hunde. Wenn der Landmann ernten wollte, so kam das Wild und fraß ihm das Getreide weg; schoß er nach einem, so wurde er ohne Barmherzigkeit aufgehängt.

Dabei hielt sich der Regent auch viele Maitressen, die eigentlich das Land regierten. Hatte er eine überdrüssig, so verheirathete er sie, und, wer sie heirathete, der wurde geheimer Rath, Staatsminister, Freiherr oder so etwas. Wer hingegen so eine Maitresse beleidigte, dem war sein

Brod gebacken; ehe er es sich versah, so saß er in einem schrecklichen Gefängnisse, welches die Spadille hieß. Kein Hahn krähete darnach. Selten bekam so ein armer Mensch das Tageslicht wieder zu sehen, es müßte denn eine andere gute Freundin des Regenten ein gutes Wort für ihn eingelegt haben.

Diese Wirthschaft dauerte wohl hundert Jahre, und das Volk ließ sich alles gefallen. Am Ende gingen ihm aber die Augen doch auf. Es fing an zu murmeln. Wozu sagte es, entrichten wir Abgaben? etwa um Maitressen, Pferde und Jagdhunde zu ernähren? Schlösser zu bauen, oder Gefängnisse für uns und unsre Kinder? Nein! beschweden entrichten wir Abgaben, daß davon des Landes Beste besorgt werden soll. Das geschieht aber nicht. Es ist kein Recht, keine Gerechtigkeit mehr im Lande. Wir müssen uns also selbst helfen.

Was geschah? Einige kluge Köpfe versammelten sich, gingen zum Regenten, kündigten ihm den Gehorsam auf und sagten, sie wollten sich selber Gesetze geben, und der Regent sollte nur darauf sehen, daß sie ordentlich befolgt würden. Da ihnen das Volk beistund, versprach der Regent, er wolle in allen Stücken nachgeben. Man trauete ihm aber nicht, man glaubte, er spiele heimliche Cabalen. Dadurch wurde das Volk erbittert, und setzte ihn gar ab.

Nun war Freude in allen Ecken; man pflanzte Freiheitsbäume, tanzte drum herum, und sang: Lustig sind wir lieben Brüder!

Nun lag nicht weit von diesem Lande ein anderes, wo ein gewaltig guter Fürst regierte, der auf nichts mehr dachte, als wie er die Ruhe und Sicherheit im Lande erhalten, jedem zu seinem Rechte helfen, alles Gute besör-

bern, summa summarum, sein Volk recht glücklich machen wollte.

Wenn nun sein Volk die Zeitungen bekam, und von den großen Unruhen las, die bei den Nachbarn vorfielen, so schüttelte es die Köpfe, und sagte: Gott sei Lob und Dank! daß wir unter einer Regierung leben, wo solche Unruhen nicht nöthig sind.

Alle dachten aber doch nicht so. Unter andern war da ein unruhiger Kopf: Hans Rübzahl, der war der Meinung, besser wäre besser, sie wären freie Leute, wozu sie nöthig hätten, sich Gesetze geben und Abgaben aufbürden zu lassen?

Da einmal viele Bürger an einer Hochzeit beisammen waren, so trug er seine Meinung ganz laut vor. Die andern lachten ihn aus, und sagten: Rübzahl, du rappelst. Wie kann denn Ordnung im Lande sein, ohne Gesetze? Wie kann denn Gehorsam gegen die Gesetze erhalten werden, wenn nicht ein Mann von Ansehen darüber wacht? wie kann denn des Landes Beste besorgt werden ohne Geld? und wer soll denn das Geld anders geben, als das Volk, das im Lande lebt?

Rübzahl lachte aber, und sagte: das versteht ihr nicht.

So ging die Sache etliche Wochen hin, man lachte über Rübzahlen, und Rübzahl lachte über die andern.

Nach und nach bekam Rübzahl aber doch einen Anhang, der immer stärker wurde, und von nichts als Freiheit sprach. Da nun einmal der Regent die Abgaben einfordern ließ, so sagten diese Leute, wir geben nichts, und da man mit Execution drohete, so sagten sie, den ersten Exequier, der über ihre Thürschwelle käme, den wollten sie todt schlagen.

Das ging immer weiter, und es war sehr wahrscheinlich, daß es zu einem öffentlichen Aufstande kommen würde.

Der Regent betrübte sich, ließ das Volk zusammen kommen, und hielt folgende Rede: Lieben Kinder! ich habe nun so lange über euch regieret, und, wie ich glaube, nach meinem besten Gewissen. Wenn ihr alle schliefet, so wachte ich oft; wenn ihr bei euren Weibern und Kindern ruhig euer Abendbrod verzehret, so saß ich oft auf meinem Zimmer traurig und überlegte, wie ich diesen und jenem Klagen, welche einige von euch führten, abhelfen möchte; wenn ihr freudig an euer Tagewerk geht, so lag mein Tisch voll Suppliken, die ich alle lesen mußte, die ich alle gewähren sollte, und doch nicht alle gewähren konnte. Denn wie war denn das möglich? Kann denn Gott selbst alle die Gebete erhören, die ihr alle Morgen zu ihm schicket? Wenn ich dann nun diese und jene Supplik zurückweisen mußte, so schriean die Supplikanten über Ungerechtigkeit und Härte.

Dieses alles habe ich nun so viele Jahre ausgehalten, und immer geglaubt, es ist einmal dein Stand, in den dich Gott gesetzt hat, der seine Beschwerden eben so gut wie alle andere Stände hat. Du willst die Beschwerden tragen. Wenn du nur so glücklich bist, die Liebe und das Vertrauen deines Volks zu erhalten, so bist du reichlich belohnet.

Bedenkt also selbst, wie tief es mich kränken muß, da ich höre, daß ihr mit meiner Regierung unzufrieden seid! Hört also an! Ist Jemand da, den ich gedrückt? Ist Jemand da, dem ich nicht zu seinem Rechte geholfen habe, wenn er anders Recht hatte? Ist je ein Unglück im Lande gewesen, da ich euch nicht beigestanden hätte? habe ich eine wirklich

gute Anstalt eingehen lassen? habe ich keine neue gemacht? Alles schwieg stille; ein großer Theil verbarg die Gesichter hinter die Schnupftücher und weinte.

Endlich trat Rübzahl auf und sagte: Ihro Durchlaucht! von dem allen ist jezt die Rede nicht; kurz und gut, wir wollen frei sein, uns keine Gesetze mehr geben lassen, und keine Abgaben entrichten; dabei bleibt's ein für allemal! Der Fürst gab sich alle Mühe Rübzahlen und seine Parthei zu belehren; da sie aber auf ihren Köpfen beharreten, so wurde er unwillig und ging fort.

Nun überlegte er die Sache mit seinen Rätthen. Da waren nun die mehresten der Meinung, die Ursache von der Widerspenstigkeit dieser Leute, wäre bloß diese, weil sie nicht gehörig unterrichtet wären, und keine richtige Begriffe von Regierung, Gesetzen, Abgaben u. dgl. hätten; man müsse das Volk gehörig aufklären, so würde es unter einer weisen und guten Regierung sehr gern leben.

Dies ist meine Meinung auch, sagte der Regent.

Ich aber glaube, sagte ein junger Rath, der immer seine besondern Meinungen hatte, daß die Aufklärung gerade zur Rebellion verleite. Woher sind die Unruhen in unserer Nachbarschaft entstanden? bloß von der Aufklärung. So lange das Volk unwissend war, ließ es sich Niemand einfallen, sich zu widersetzen; sobald aber den Leuten die Aufklärung durch die Köpfe fuhr, so ging der Lärmen los.

Sie haben Recht und Unrecht, nachdem man es nimmt, sagte der Regent. Die Aufklärung ist freilich einem Regenten nachtheilig, wenn er bloß für sein Vergnügen lebt, und glaubt, das Volk sei nur deswegen da, daß es für ihn arbeite, und seinen Verdienst an ihn zahle, damit er alle Tage herrlich und in Freuden leben könne. Deswegen

sahenen solche Regenten auch die Aufklärung, so wie sie Quacksalbern, Rabulisten, gewissenlosen Geistlichen, kurz allen Leuten, die ihre Pflicht nicht thun, ein Dorn im Auge ist. Ein guter Regent gewinnt aber allemal durch die Aufklärung. Je klüger das Volk ist, desto leichter begreift es die Nothwendigkeit der Regierung, der Geseze und der Abgaben, desto mehr weiß es die Treue und die Arbeitsamkeit seines Regenten zu schätzen. Und ich will durchaus nicht zu den schlechten Regenten gezählet sein; wenigstens bin ich mir bewußt, daß ich es mit Jedermann redlich gemeinet und das Wohl meines Volks zu befördern gesucht habe, so gut ich konnte.

Der Feind der Aufklärung wollte noch eines und das andere einwenden; aber der Fürst machte ihm ein so finstres Gesicht, daß ihm das Wort im Munde erstarb.

Nach einigen Tagen ließ der Fürst die Vornehmsten von allen Gemeinden zusammen kommen, und hielt folgende Rede:

Es betrübt mich sehr, daß einige von euch Unruhen erregen, da ich immer nichts mehr gewünscht habe, als daß wir alle in Ruhe und Friede zusammen leben möchten. Weswegen seid ihr unruhig? wegen der Geseze und wegen der Abgaben. Wahr ist's, daß euch Geseze gegeben sind. Wißt ihr denn aber, warum? blos zu eurem Besten! Was haben die Geseze wegen des Diebstahls zur Absicht? die Sicherheit eures Vermögens. Wozu dient die Forstordnung? dazu, daß die Wälder nicht sollen verwüstet werden, und ihr und eure Kindeskinde immer einen hinlänglichen Holzvorrath haben sollet. Wozu ist das Gesez wegen Zant und Schlägerei? um Ruhe in euern Gesellschaften zu erhalten. Die Feuerordnung ist da, um auf das

möglichste eure Häuser gegen Brand zu schützen. So geht unsere ganze Landesordnung durch; ihr werdet bei jeder Verordnung finden, daß sie zu eurem Besten gemacht worden sei. Ich gebe es zu, daß einem und dem andern ein Gesetz nachtheilig sein kann. Wenn man aber in der menschlichen Gesellschaft lebt, und darin Ruhe, Sicherheit und andere Vortheile genießt, so muß man es sich auch gefallen lassen, um des allgemeinen Besten willen einiges aufzuopfern.

Ihr seid verdrießlich wegen der Abgaben. Wißt ihr denn aber, wem ihr die Abgaben entrichtet? ihr glaubt vielleicht mir. Darin irrt ihr euch gewaltig. Euch entrichtet ihr sie. Ihr legt das Geld nur zusammen, und ich wende es hernach zum Besten des Landes an. Ich besolde eine Menge Personen, die für euch arbeiten, ich unterhalte zur Sicherheit des Landes Soldaten, ich erhalte öffentliche Gebäude, Landstraßen u. dgl., ist denn dieß Geld nicht alles zu eurem Besten angewendet? Wahr ist es, daß ich meinen Antheil auch davon nehme. Haltet ihr denn dieß für unbillig? Bekommt denn nicht ein jeder, der ein Amt hat, dafür Besoldung? Warum denn nicht auch der Fürst? Wahr ist es auch, daß ich mehr nehme, als irgend Jemand im Lande für sein Amt bekommt; muß ich denn aber, als Fürst, nicht auch größern Aufwand machen? Ach oft Aufwand, der mir sehr verdrießlich ist.

Sehet, lieben Leute! so verhält sich die Sache eigentlich. Nun können wir bald aus einander kommen. Ich finde das größte Vergnügen in meiner Familie. Dieß habe ich bisher wenig genießen können, weil ich bloß für euch gelebt habe. Ich bin nirgends lieber, als auf dem Lande. Dieses Vergnügen habe ich mir versagt, damit ich

desto besser eure Suppliken annehmen, lesen, und so viel als möglich gewähren könnte. So manche Reise hätte ich gerne gemacht, meine Regierungsgeschäfte haben es mir aber immer nicht erlaubt. Wäre ich euer Fürst nicht, so könnte ich alles dieses Vergnügen genießen, und so recht nach meiner Neigung leben.

Ich kann euch also entbehren. Glaubt ihr, daß ihr sich auch entbehren könnt, so können wir uns leicht ohne Lärm und Widerwillen trennen.

Da erhob sich ein lautes Geschrei, welches den Fürsten at, daß er doch sein Volk nicht verlassen möchte. Da es her vorbei war, rief doch Rübezahl mit seiner Parthei: wir brauchen keinen Fürsten.

Gut! lieben Leute! antwortete der Fürst, wenn ihr glaubt, daß ihr ohne mich leben könnt, so sollt ihr auch ohne mich leben.

Binnen hier und acht Tagen schreibe nur jeder, der ohne mich leben will, seinen Namen auf ein Blatt, welches h zu dieser Absicht auf das hiesige Rathhaus will legen lassen.

Da schrieben wirklich achtzig Personen ihre Namen ein.

Da der Fürst sie gelesen hatte, schüttelte er den Kopf und sagte: dieß ist ja nur eine Handvoll Leute. Um dieser willen kann ich die Sorge für mein treues Volk nicht aufheben.

Der Fürst machte also bekannt: wie sehr er sich freue, daß bei weitem der größere Theil seines Volks ihn noch liebe, und seine Treue zu schätzen wisse: deswegen wollte er sich ferner für ihr Bestes sorgen. Diejenigen, die ihn nicht mehr zum Fürsten haben wollten, sollten aber auch ihren Willen haben. In seinem Lande könnten sie nun nicht län-

ger bleiben. Binnen sechs Monaten sollten sie also ihre sämtlichen liegenden Gründe verkaufen, und dann hinziehen wohin sie wollten, er wolle ihnen unentgeltlich Vorspanne bis über die Grenze geben.

Da ging denn der Verkauf vor sich.

Unterdessen überlegten die Rubezahlaner, wohin sie denn eigentlich ziehen wollten? Da waren die Meinungen sehr verschieden. Der eine wollte da hinaus, der andere dort hinaus. Es entstand ein Zank, der so heftig wurde, daß zwei einander in die Haare fielen, auf einander loschlugen und nur mit vieler Mühe besänftigt werden konnten.

Das Ding geht nicht, lieben Leute! sagte Stephan Nichelmann, denkt an mich! Wenn wir jetzt uns schon schlagen, was will es werden, wenn wir ganz für uns sind? Wäre es nicht besser, wenn wir einen Anführer wählten? Hm! sagte Franz Käsebier, wenn wir hätten einen Anführer haben wollen, so hätten wir ja nur bei unserem Fürsten bleiben dürfen. Wir sind freie Leute! wir brauchen keinen Anführer!

Da sie aber sich gar nicht vereinigen konnten, so mußten sie doch einen Anführer wählen, und die Wahl fiel auf Rubezahl.

Rubezahl that also den Ausspruch: sie wollten gegen Morgen ziehen. Sie zeigten es dem Fürsten an, erhielten die versprochenen Vorspanne und zogen aus den ersten April, früh da die Sonne aufging.

Raum aber hatte der Zug eine Viertelstunde gewähret, so ereignete sich ein Umstand, der alle in Furcht und Schrecken setzte. Es war auch keine Kleinigkeit — ein Hase lief über den Weg!

Herr Jemine! rief Rubezahl aus, und schlug die Hände

zusammen. Herr Jemine! riefen alle, sperrten die Mäuler auf, und getraueten sich keinen Schritt weiter zu thun.

Was ist da zu thun? fragte Rübzahl. Das bedeutet nichts Gutes, sagte Käsebier, denk du an mich! alle stimmten bei, und Rübzahl sagte: so laßt uns gegen Abend ziehen! Und sie zogen also gegen Abend, verließen hochweisslich den Weg, über welchen ein Hase gelaufen war, und kamen Abends in einem Dorfe an, wo sie sich einquartirten.

Den folgenden Tag zogen sie weiter immer mehr gegen Abend, und kamen nun über die Grenze, wo die fürstlichen Worspanne sie verließen.

Was fangen wir nun an? fragte Rübzahl. Da stehn die Dörsen am Berge. Wie werden wir nun unsere Sachen fortbringen?

Zum Glück hatten sie zwei Esel bei sich, diesen packten sie einige Säcke auf, dann zogen alle in Procession neben den Eseln her, bis sie ungefähr eine Viertelstunde weit waren, da packten sie ab, und zogen mit den Eseln wieder zurück, um ihnen wieder etwas aufzuladen. So zogen sie hin und her, bis es stockfinster war, und dennoch hatten die Esel nicht alles fortschaffen können.

Da war nun guter Rath theuer. Ein Theil der Equipage lag hier, der andre dort. Was machen wir? sagte Rübzahl. Bleiben wir bei diesen Sachen, so stehlen Sie uns jenes; bleiben wir bei jenen, so könnten sie uns dieses stehlen. Wie wäre es, wenn wir loseten? Der Vorschlag fand Beifall. Rübzahl machte zwei Loose, auf das eine schrieb er A, auf das andere B. Nun gebt Achtung ihr Leute! sagte er. Wird das Loos A gezogen, so bleiben wir diese Nacht bei den Sachen, die noch auf der Grenze liegen; ziehen wir hingegen das Loos B, so bleiben wir bei den Sa-

chen, die hierher geschafft sind. Daran wickelte er die Loose zusammen, und Käsebier mußte greifen.

Er ergriff das Loos A, und sogleich brachen sie auf und zogen wieder nach der Grenze zurück, um des Nachts bei ihren zurückgebliebenen Sachen zu bleiben.

Nun fügte es sich aber, daß ein Haufe Zigeuner in dieser Nacht durch diese Gegend zog und zu den Sachen kam, bei welchen Niemand geblieben war. Diese freneten sich gar höchlich über den Fund, schleppten davon die ganze Nacht in die umherstehenden Büsche, so daß die armen Rubezahlener, als sie des Morgens wieder kamen, wenig oder nichts mehr fanden.

Da entstand nun eine allgemeine Wehklage. Da unterdessen die Sache nun einmal nicht zu ändern war, so fingen sie den Transport von neuem an und schafften wieder einen beträchtlichen Theil fort, aber bei weitem noch nicht alles.

Da nun der Abend einbrach, versammelte Rubezahl seine Colonie um sich und sagte: Lieben Leute! durch Schaden wird man klug! gestern blieben wir an der Grenze, da wurden wir hier bestohlen, ich dünkte, wir blieben diese Nacht lieber hier.

Und wenn wir hier bleiben, sagte Käsebier, so wird man uns an der Grenze bestehlen. Mein Rath wäre, wir blieben hier, und ließen ein Paar Mann bei den Sachen waschen, die wir an der Grenze zurückgelassen haben.

Die ganze Versammlung erstaunte über Käsebiers Klugheit und sagte: so etwas hätten wir in Käsebieren nicht gesucht.

Das rißelte Käsebieren, er nahm eine Prise Schnupftaback und lächelte. Um sich noch mehr Verdienst zu erwerben, erbot er sich, daß er die Nacht hindurch bei den

Sachen wachen wollte, die an der Grenze geblieben waren. Er wachte auch wirklich bis die Glocke in dem benachbarten Dorfe elfe schlug. Da kam etwas durch das Gebüsch. Alle Haare stunden ihm zu Berge, da er es hörte.

Schon wollte er laufen, als er hörte, daß ihn eine Stimme freundlich anredete und sagte: Glück auf! Glück auf! blanker Mann! du bist in einem glücklichen Gestirne geboren.

Wer bist du? fragte Käsebier ängstlich. Da trat ein langes dürres Weibsbild hervor, das, da ihm Käsebier mit seiner Laterne unter die Augen leuchtete, so gelb aussah, wie Speck, der zwei Jahre im Rauche gehängt hat.

Das gelbe Weib sah Käsebieren an, vom Kopf bis auf die Füße, warf ihre Augen auf die vielen Sachen, die um ihn waren, und sagte: blanker Mann! dir steht ein großes Glück bevor. Soll ich dir Wahrsagen?

Käsebier bezeigte dazu Lust, und das gelbe Weib schlich in das Gebüsch, um da, wie sie sagte, erst noch etwas zu holen, welches zum Wahrsagen schlechterdings nöthig wäre.

Jetzt kam sie wieder. Lieber, blanker Mann! sagte sie: dir steht ein großes Glück bevor. Wenn ich dir es aber Wahrsagen soll, so komm mit mir in den Wald, da ist eine alte tausendjährige Eiche, in dieser wohnt ein Kautz, der weiß alles auf ein Haar vorher. So viel kann ich dir sagen: zeig deine Hand! ja! ja! ich habe es getroffen. Deine Frau stirbt bald. Dann heirathest du eine junge Prinzessin — die schönste in Deutschland — und wirst Fürst. Das Uebrige wird dir der Kautz sagen.

Käsebier folgte dem Weibe und zitterte vor Furcht und Hoffnung am ganzen Leibe. Eine Stunde lang waren sie

wohl durch den Wald gegangen, und die tausendjährige Eiche ließ sich noch immer nicht finden. Endlich sagte das gelbe Weib: nun sind wir auf dem Platze, wo du dein ganzes Glück erfahren sollst. Thue aber ja alles, was ich dir sage! Nehm das linke Bein in die Höhe und stelle dich auf den rechten Absatz! so recht! sobald ich nun zu singen anfangen, mußt du dich so lange auf dem Absatze herum-drehen, bis du mich nicht mehr hörst.

Das gelbe Weib fing nun an zu singen: Lilli, Lulli, lill-lilla! lulli lulli hopsasa! Käsebier drehete sich immer auf dem rechten Absatze herum, die Stimme entfernte sich, wurde schwächer, endlich hörte er sie gar nicht mehr. Nun stund er stille, und machte große Augen, um die tausend-jährige Eiche und den Rauz zu sehen. Zwar sahe er keines von beiden, hingegen war auch das gelbe Weib verschwunden. Er rief, er schrie, umsonst, Niemand antwortete. Da kam er nun auf den Gedanken, es müsse nicht mit rechten Dingen zugehen. Voll Todesangst tappte er im Walde herum, bis er endlich, mit Tages Andruch, auf dem Platze wieder ankam, den er hatte bewachen sollen. Da sahe es aber wüste aus; die besten Sachen waren weg, und er glaubte, der Teufel, oder wenigstens seine Großmutter müsse sie geholet haben.

Die übrigen Rübzahlner hatten aber auch keine ruhige Nacht gehabt. Die Zigeuner, welche in der vorigen Nacht auf diesem Platze eine so gute Bente gemacht hatten, schlichen wieder da und dort herum, um zu versuchen, ob sie nicht wieder etwas erbeuten könnten, und schrieen in den Gebüsch, um zu versuchen, ob sie nicht den Rübzahlnern Furcht einjagen, und sie so zur Flucht bewegen könnten.

Rübezahl hielt sogleich Kriegsrath. Es wurde deliberirt bis gegen 2 Uhr. Da nahm endlich einer das Wort und sagte: lieben Freunde! ihr sehet, in welcher großen Gefahr sich unsere Colonie befindet. Von allen Seiten her lassen sich Feinde hören. Lasset uns als vernünftige Menschen und als Patrioten handeln! Entweder die Feinde kommen, oder die Feinde kommen nicht. Ihr sehet, daß ich die Sache von allen Seiten wohl überleget habe. Nun ist mein Rath leser: kommen sie, so wollen wir uns ergeben; kommen sie nicht, so wollen wir uns wehren bis auf den letzten Blutstropfen.

Die ganze Versammlung gab diesem weisen Rathe Beifall. Da sich nun die Zigeuner an eine so große Menge nicht wagten, und sich nach und nach zurück zogen, so wehrten sich die Rübezahlianer wirklich bis auf den letzten Blutstropfen, und freueten sich, bei Tagesanbruch, über die Tapferkeit, die sie bewiesen hatten.

Den folgenden Tag fingen sie wieder mit Transportirung ihrer Sachen an, und brachten sie alle glücklich von der Grenze weg, weil ihnen die Zigeuner die Arbeit erleichtert hatten.

So transportirten sie eine Woche lang, und waren doch nicht weiter als eine Meile von der Grenze weg gekommen. Nun kamen sie aber an einen Fluß. Kaum erblickte ihn der Kob Kohlöffel, so rief er aus: Leute! wißt ihr was? Ich habe ich einen Einfall, der sich gewaschen hat! Ich bin, wie ihr wißt, in der Fremde gewesen. Da habe ich mancherlei wunderbare Sachen gesehen. Unter andern kam ich auch an einen Ort, da hatten sie die Gewohnheit, daß sie das Holz nicht zu Markte führten, sondern es in den Fluß zu werfen und es nach der Stadt zu schwimmen ließen.

Wie wäre es nun, wenn wir unsere Sachen auch in den Fluß werfen und fortschwimmen ließen? da wären wir auf einmal aus aller unserer Noth und Ängsten in einem Tage weiter, als wir in vier Wochen kommen, wenn alles durch unsere zwei Esel fortgeschafft werden soll.

Die ganze Gesellschaft klatschte in die Hände und lobte den Einfall. Niemand freute sich aber mehr darüber als Sabina Wienzin, die bisher Jakob Löffelstiel zur Frau haben wollte, aber immer nicht bekommen konnte. In der Fremde rief sie aus: das hätte ich doch in dem Jakob nicht gesucht.

Jakob hörte es, ging zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte: und doch willst du mich nicht zum Manne haben?

Ja, sagte Sabine: hier ist meine Hand! du sollst mein Mann werden. In der nächsten Stadt wollen wir uns copuliren lassen. Da freute sich alles darüber, daß Jakob Kochlöffel auf der Stelle für seinen guten Rath belohnt wurde.

Rübezahl aber hatte dabei doch seine Bedenklichkeiten. Er nahm eine Prise Schnupftabak und sagte dann: lieben Leute! das ist wohl ganz gut, daß wir die Sachen in's Wasser werfen, aber wie bekommen wir sie denn wieder?

Da sperrte die ganze Colonie die Mäuler auf, und schwieg zwei Minuten lang. Endlich unterbrach Jakob Kochlöffel das Stillschweigen und sagte: dafür laßt mich sorgen! In der Stadt, nach welcher das Holz geflößet wurde, waren Leute bestellt, die das Holz auffangen und zusammenlegen mußten, und es war im ganzen Lande bei Buchtbandsstrafe verboten, daß Jemand ein Stück davon entwenden durfte. So wie es nun in dieser Stadt war, so wird es,

entt an mich! gewiß in andern Städten auch sein. Es wird schon dafür gesorgt sein, daß Niemand etwas entweh-
en darf.

Wenn die Sache sich so verhält, sagte Rübezahl, so abe ich nichts dagegen. Laßt uns also unsere Sachen in Gottes Namen in den Fluß werfen! Nun warf alles, was werfen konnte.

Den Anfang machten sie mit einigen hölzernen Koch-
öffeln, Mulden und Backtrögen, diese schwammen alle ganz ortrefflich. Die ganze Versammlung frenete sich darüber, Jakob Kochlöffel lächelte, und bekam von Sabinchen ein Rälchen nach dem andern.

Nun setzte aber Käsebier einen Korb mit Eßwaren auf en Fluß — mit diesem ging es nicht ganz so gut. Er rehetete sich ein paarmal im Kreise herum, dann sank er inter, zum Leidwesen aller Anwesenden.

Was war das? fragte Rübezahl.

Was das war, antwortete Käsebier, das will ich euch wohl erklären. Meine Großmutter, Gott habe sie selig! at mir oft erzählet, daß es im Wasser Nixen gebe, die al- es hinunter zögen, was sie bekommen könnten. Was gilts? a diesem Wasser ist eine Nixe, die den Korb hinab gezo- en hat.

Das glaube ich selbst, sagte Rübezahl. Mein Rath st also, daß wir von dem Flusse weggehen, und uns ferner nit unsern Eseln behelfen.

Wenn es so ist, sagten die übrigen, so ist's freilich bes- er, daß wir unsere Habseligkeiten behalten, als daß wirieselben einer Wassernixe überlassen.

Sie zogen also weiter, und geriethen in große Noth. Kleider und Schuhe zerrissen, der Proviant nahm ab, und

sie würden alle ohne Zweifel eines jämmerlichen Todes gestorben sein, wenn nicht ein besonderer Umstand eingetreten wäre.

In der Nachbarschaft nämlich wohnte ein Fürst, dessen Land durch Krieg und Pest so war verwüset worden, daß große Strecken unangebaut lagen, und ganze Dörfer leer standen. Da dieser nun Leute suchte, um sein Land wieder zu bevölkern, so ließ er die Rübezahlianer zu sich einladen, und versprach ihnen, sie mit allen ihren übrigen Spabseligkeiten abholen zu lassen. Die Rübezahlianer nahmen dieses Anerbieten mit beiden Händen an, waren aber doch der Meinung, der Fürst müsse ihnen erst versprechen, daß er keine Abgaben von ihnen verlangen, und keine Gesetze ihnen geben wolle. Deswegen schickten sie Rübezahler ab, der diese Vüntchen in Ordnung bringen sollte.

Der Fürst wunderte sich höchlich über Rübezahls Forderungen. Unterdessen versprach er, ihm den Nachmittag Antwort zu geben. Diese Antwort fiel nun folgendermaßen aus: die Rübezahlianer sollen keine Abgaben entrichten. Weil sie aber so vieles Land geschenkt bekommen, so ist es billig, daß sie davon einen jährlichen Erbzins geben. Da sie ferner von mir geschützt werden, und von allen Anstalten, die zum Besten des Landes gemacht werden, auch den Nutzen, so wie andere Untertanen, haben, so verlange ich, daß sie jährlich einen Beitrag zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben entrichten sollen. Fünf Jahre sollen sie aber von allen Erbzinsen und Beiträgen befreiet sein.

Darüber freuete sich Rübezahl sehr und sagte: das lasse ich mir gefallen, Ihre Durchlaucht! Erbzinse und Beiträge wollen wir gerne geben, aber zu Abgaben können wir uns nicht verstehen.

Was nun die Befehle betraf, so gestand ihm der Fürst zu, daß sie unter sich eine Einrichtung machen sollten, wie es ihnen gefiele, sie sollten auch weiter an keine Befehle gebunden sein, als an die Landesordnung.

Auch darüber freuete sich Rübezahl und sagte: nach der Landesordnung wollen wir uns gerne richten, nur von Befehlen wollen wir nichts wissen.

Da nun Rübezahl zurück kam, verkündigte er diese neue Mähre. Ich habe alles erhalten, alles! Wir zahlen keinen Pfennig Abgaben als Erbzinsen und Beiträge. Wir sind an keine Befehle gebunden, nur der Landesordnung sollen wir uns unterwerfen. Wir sollen auch unter uns eine Einrichtung machen, wie wir nur selber wollen.

Darüber entstand eine allgemeine Freude.

Es währte nicht lange, so kamen dreißig wohlbespannte Wagen, die der Fürst ihnen geschickt hatte, welche sie mit allen ihren Habseligkeiten aufluden und in ein Städtchen brachten, welches ganz leer stand. Hier hatte der Fürst für sie kochen und braten, und einige Fässer Bier herbei schaffen lassen. Da ließen sie sich wohl schmecken, und zechten bis um Mitternacht.

Während dem Gelage wurde von der Gesellschaft die Frage auf's Tapet gebracht: was denn ihre Stadt für einen Namen bekommen sollte? Rübezahl nahm das Wort und sagte: lieben Leute! ihr wißt, was ich für euch alles gethan habe. Wäre es denn nicht billig, wenn ihr mir dafür eine Ehre anthätet, und nenntet unsere Stadt Rübezahlsruh?

Ho! ho! rief Käsebie, so geschwinde geht's nicht. Was willst du vor andern ein Vorrecht haben? Weißt du nicht, daß wir dich zum Manne gemacht haben? ich habe für die Gemeine so viel gethan, als du, und ich trage dar-

auf an, daß unsere Stadt Käsebirhaufen genennet werde. Darüber wurde nun lange debattirt. Endlich schlug sich Michelmann in's Mittel und sagte: wozu ist denn das Streiten? Wenn jeder auf seinem Kopfe beharren will, so werdet ihr in eurem Leben nicht einig. Vertragt euch doch! Wäre es denn nicht besser, wenn wir der Stadt den Namen Michelmannsrode gäben? da hätte aller Streit ein Ende.

Was? riefen die andern, was bildest du dir ein? Darans wird nichts — nimmermehr. Michelmann gerieth in Zorn, ergriff ein Bierglas, um es seinem Nachbar an den Kopf zu werfen. Ehe er aber noch warf, ereignete sich ein sehr wunderbarer Casus. Oben in der Luft, über den Köpfen der Gesellschaft, fing es an zu knistern und zu knastern, und ehe sie sich versahen — paug, da schlug es herunter auf den Tisch, daß die Biergläser in tausend Stücke sprangen, und die ganze Gesellschaft aus einander gesprengt wurde. Keiner wägte sich wieder zu dem Tische, jeder suchte für sich einen Winkel, in den er kroch, und die Nacht in Furcht und Angst zubrachte.

Erst gegen acht Uhr des Morgens sahe man sie nach und nach aus den Winkeln, in die sie sich versteckt gehabt hatten, herbeigeschlichen kommen. Jetzt wagten sie sich das erstemal an den Tisch, um das Mirakel zu sehen, welches sich da zugetragen hatte. Da sahen sie nun zu ihrer großen Verwunderung, daß das Schild von dem Gasthose, vor welchem sie geschmauset hatten, herabgefallen war, und ihnen den nächtlichen Schrecken verursacht hatte. Diese Begebenheit schien ihnen so wichtig, daß sie mit einander eins wurden, sie wollten zum Andenken an dieselbe, ihre Stadt Schildburg nennen. Und diesen Namen fährt sie noch bis auf

den heutigen Tag, und ihre Einwohner heißen Schildbürger.

Nun war der glückliche Zeitpunkt da, wo die Schildbürger einen sichern Wohnplatz hatten, ohne daß sie Abgaben entrichten und Befehlen gehorchen durften. Ehe sie aber ihres Glücks recht froh werden konnten, mußten erst noch allerlei Pünktchen in Ordnung gebracht werden. Das erste war die Vertheilung der Häuser und der liegenden Gründe. Die mehresten Häuser waren baufällig geworden, weil sie lange Zeit nicht waren bewohnt gewesen. Nur ein einziges schönes festes Haus stand am Markte. Dazu fanden sich viele Liebhaber. Aber eben deswegen, weil sich viele Liebhaber dazu fanden, konnte es nicht sogleich ausgemacht werden, wer es haben sollte. Rübzahl war der Meinung, weil er doch der Anführer und das Oberhaupt der Schildbürger wäre, so wäre es wohl billig, daß er dieß große Haus bekäme.

Darüber entstand ein schrecklicher Lärm, und alle Schildbürger behaupteten, das Haus möchte bekommen wer da wollte, Rübzahl dürfte es aber nicht haben, das ginge durchaus nicht an; er würde zu mächtig. Der Streit wurde immer heftiger, und obgleich die Schildbürger ganz Schildburg inne hatten, konnten sie doch kein Haus beziehen, weil die Häuser noch nicht vertheilt waren. Rübzahl ließ endlich die Gemeine zusammenkommen und sagte: Liebe Bürger! es ist Zeit, daß wir die Häuser und Güter vertheilen, sonst kommen wir in Schaden. Da ihr euch nun nicht mit einander vereinigen könnet über die Vertheilung, so verordne ich, daß alles verloofet werden soll.

Guckt einmal an! ihr Bürger! sagte Käsebier, was sich das Rübzahlchen herausnimmt. Erst haben wir ihn zum

Anführer gemacht und nun will er uns Verordnungen machen. Was meint ihr dazu, ihr Bürger?

Das leiden wir nicht, schreien alle, wir nehmen keine Verordnungen an, wir sind freie Leute!

Kilian Besenstiel, ein Metzger, der viel Rindfleisch gegessen und Mark in den Knochen hatte, nahm darauf das Wort und sagte: ihr Bürger! meine Meinung ist diese: daß ich auch keine Verordnung annehme. Aber ich brauche ein Haus für meine Frau und Kinder und zur Treibung meiner Profession. Dazu schießt sich das Haus am Markte recht gut. Da werde ich meine Schöpfe, Schweine und Bratwürste, wenn ich sie aushänge, recht gut verkaufen können. Und daß ihr's alle wißt, ich ziehe in das Haus. Wer etwas dagegen hat, dem schlage ich, so wahr ich Beseustiel heiße, das Beil vor den Kopf, daß ihm das Gehirn umherspringen soll.

Die ganze Gemeinde stand voll Ehrfurcht auf, bückte sich und sagte: Beseustiel habe das nächste Recht zu diesem Hause.

Auf diesen Fuß wurde die ganze Repartition gemacht. Wer die stärksten Knochen hatte, bekam das beste Haus und die besten Aecker, und die Schwächern mußten mit baufälligen Hüttchen und schlechten Aeckern vorlieb nehmen.

Binnen einer Woche war alles glücklich vertheilt, und es war dabei weiter keine Unordnung vorgefallen, als daß zwei Schildbürger waren todtgeschlagen, und dem dritten der rechte Arm entzwei geschmissen worden.

Die Weiber der Erschlagenen wollten über den Verlust ihrer Männer pimpeln, aber Käsebier beruhigte sie und sagte: schämt euch in euer Herz hinein! um so eine Kleinigkeit wollt ihr klagen? Was habt ihr denn verloren? eure

Männer. Das verlohnt sich auch wohl der Mühe, daß man so sehr darüber lamentiret. Der Freiheit muß man alles aufopfern. Es gibt ja noch Männer genug in der Welt. Mein Rath ist dieser: nehme sich jede einen andern Mann! einen hübsch jungen!

Da schmunzelten die Weiber und trockneten ihre Thränen ab.

Den folgenden Tag wurden die Erschlagenen begraben, und der Herr Pfarrer hielt die Leichenpredigt. Er lobte nicht nur die Erschlagenen, welche für die Freiheit ihr Leben gelassen, sondern auch die Weiber, welche so willig für die Freiheit sogar ihre Männer hingegeben hätten.

Die Predigt machte gewaltigen Eindruck auf die Schildbürger und Schildbürgerinnen. Sie zogen die Schnupftücher heraus, und weinten so viel darein, daß man sie hätte austringen können. Wer aber dadurch am meisten gerührt wurde, das waren die jungen Bursche. Jeder wünschte sich so eine Schildbürgerin zur Frau zu haben.

Raum hatte also der Herr Pfarrer den Segen gesprochen, so liefen die jungen Bursche aus der Kirche, machten eine Gasse, und sobald die braven Schildbürgerinnen aus der Kirche kamen, so schlossen sie um dieselben einen Kreis, und drangen darauf, daß sich jede aus ihnen einen Mann wählen sollte.

Die Schildbürgerinnen weinten, aber doch immer so, daß sie die jungen Bursche übersehen konnten. Darauf reichte jede demjenigen, der ihr am besten gefiel, die Hand, und sagte: wenn es denn nicht anders sein kann —

Nun ging jeder mit seiner Braut zu dem Herrn Pfarrer und bat ihn, sie mit einander sogleich zu copuliren.

Der Herr Pfarrer suchte die Uchfeln und sagte: ich darf nicht, es ist gegen die Geseze.

Da aber die Bursche ihm vorstellten, daß sie freie Leute wären, und von keinen Gesezen etwas wüßten, so wurden sie wirklich copulirt, und hielten noch an selbigem Abend ihre Hochzeit.

Nach einem halben Jahre schon bekam jede Frau ein Kind. Ganz Schilbburg frenete sich darüber und sahe es als ein Wunderwerk an. Der Herr Pfarrer schrieb es in die Chronik, zum Andenken für die Kindestkinder, daß sie daraus lernen sollten, wie die Freiheitsliebe auch oft durch Mirakel belohnet werde.

Rübezahl war noch immer Anführer, und hatte das Recht, die Bürgerschaft zusammen zu berufen. Es kamen aber allerlei Punkte auf das Tapet, die gar nichts Gutes für ihn vermuthen ließen. Erst sprach man darüber in den Spinnstuben, hernach öffentlich, endlich wurde gegen ihn eine förmliche Klage formiret. Diese enthielt folgende Punkte:

1. Rübezahl habe gefährliche Absichten, weil er verlangt habe, die Stadt Schilbburg Rübezahlsruh zu nennen.
2. Rübezahl suche vor Andern Vorzüge, weil er sich das beste Haus habe zueignen wollen.
3. Rübezahl sei ein Verräther, und halte es mit dem Fürsten, weil er von dem Fürsten eine Jacke und ein Paar Hosen geschenkt bekommen habe.

Rübezahl suchte sich, so gut als möglich, zu vertheidigen, und sagte unter andern: der Fürst habe ihm deswegen die Jacke und die Hosen geschenkt, weil die seinigen zu sehr zerrissen gewesen wären. Das half aber alles nichts. Die

Bürgerschaft schrie: fort mit Räbezahl! Wir wollen keinen Verräther unter uns haben.

Räbezahl wurde also durch die Stimme des Volkes verbannet, irrete zwei Jahre trostlos in der Welt herum, und kam endlich nach Schlessen auf das Riesengebirge, wo er an der rothen Ruhr sein ruhmvolles Leben einbüßete.

Da soll er noch, wenn man der Sage trauen darf, bis auf den heutigen Tag spuken und die Reisenden schabernacken.

Da nun die Gemeinde von einem Manne war befreiet worden, dem sie nichts Gutes zutrauete, und der ihr gefährlich schien, so beschloß sie, auf Anrathen des Herrn Pfarrers, zur Dankbarkeit die Kirche malen zu lassen, welche ziemlich rußig aussah. Es suchte daher jedes sein Pauthengeld zusammen, um die dazu nöthigen Kosten zu bestreiten.

Die Schildbürger waren dazumal katholisch, und glaubten also, daß es nöthig sei, die Kirche erst einem Schutzpatrone zu widmen. Die Gemeinde kam deswegen zusammen, um zu überlegen, welcher Heilige diese Ehre haben sollte.

Es wurden drei zu Schutzpatronen vorgeschlagen, der heilige Stephanus, die heilige Elisabeth, und die heilige Dreifaltigkeit. Darüber entstand ein heftiger Streit, den der Herr Pfarrer nur mit vieler Mühe beilegte, indem er die Gemeinde beredete, daß sie votiren, und dem Schutzpatron, welcher die mehresten Stimmen bekäme, die Kirche weihen sollte.

Die mehresten Stimmen fielen auf die heilige Dreifaltigkeit. Es wurde also gleich ein Steinhauner geholet, der über die Kirchthür die Worte einhauen mußte: heilige Dreifaltigkeit bitte für uns!

Die neuen Einrichtungen der Gemeinde Schildburg wur-

den weit und breit bekannt, und die Neugier leitete viele Fremde herbei, um sie mit ihren eigenen Augen zu sehen. Da fragte auch einer einmal einen Schildbürger: bei wem denn eigentlich die heilige Dreifaltigkeit für sie bitten solle?

Bei wem? fragte der wieder, darum laß mich unbedämmert.

Unter diesen Fremden befand sich auch ein Schreiner, der sich gleich erbot, die Kirche zu malen, sobald er den üblichen Entschluß der Schildbürger gehöret hatte, und versicherte, daß er seiner Kunst gewiß sei, weil er ja alle Särge selbst male, die er verfertigte. Man accordirte mit ihm.

Da nun doch jeder Schildbürger seines Namens Gedächtniß gern stiften wollte, so wurden sie einig, daß jeder, auf seine Kosten, ein Gemälde verfertigen, und seinen Namen darunter setzen lassen solle.

Es würde zu weitläufig sein, alle die sinnreichen Einfälle anzuführen, die die Schildbürger bei dieser Gelegenheit zeigten. Es sei an einigen genug.

Nichelmann ließ z. E. die Copulation des Adams und der Eva malen. Sie stunden, wie sie erschaffen waren, vor einem Altare, der liebe Gott mit einer Bischofsmütze und in einem Anzuge, wie ihn die Bischöfe zu tragen pflegen, trauete sie, und ein Paar heilige Engel verrichteten dabei die Dienste des Küsters.

Kochlöffel ließ den Heiland abbilden, wie er zur Kreuzigung geführt wird. In den Händen hielt er ein Crucifix und auf beiden Seiten gingen zwei Kapucinermönche, um mit ihm zu beten.

Räsehier ließ den Heiland am Kreuze malen. Auf der einen Seite stand ein Kriegsknecht, der ihm mit einem

Speere die Seite öffnete, um zu untersuchen, ob er wirklich todt sei, und auf der andern stand wieder ein Kriegsknecht, der einen Schwamm, auf eine Stange gesteckt, an seinen Mund hielt, um ihn zu tränken.

Das vorzüglichste Stück in der ganzen Kirche war aber ohne Zweifel das Altarblatt, welches die ledigen Bursche auf ihre Kosten hatten verfertigen lassen. Es stellte die ewige Verdammniß vor. Man sah da ein schreckliches Thier, welches seinen Rachen, aus welchem Flammen loderten, weit aufsperrte. Die Teufel waren damit beschäftigt, die Verdammten in diesen Rachen zu stoßen, auf Schiefkarren herbei zu führen, und mit Wurstraueln aus den Gräbern hervorzuziehen. Unten stunden die Worte: Sur Cre Goddes veröhhret von den ledigen Geselen in Schiltpurg.

Da nun diese schöne Malerei glücklich geendigt war, so fehlte noch ein Crucifix auf den Altar. Deswegen wurden zwei Bursche, Kilian und Stephan, nach der Residenzstadt abgeschickt, um dort eins zu kaufen. Sie fragten also, da sie daselbst ankamen, eine alte Frau, die ihnen begegnete, wo sie ein Crucifix bekommen könnten? diese wies sie zu einem Drechsler.

Sie gingen zu ihm und fragten: ob er Crucifixe zu verkaufen hätte? Der Drechsler, der ein muthwilliger Mensch war, sah sie an und fragte: soll's denn ein lebendiges oder ein todttes sein?

Diese Frage hatten sich die Schilbbürger nicht vermuthet, und sahen deswegen einander bedenklich an. Endlich sagte Stephan: weißt du was, Kilian? meine Meinung ist die, wir nehmen ein lebendiges. Wenn der Herr Pfarrer ein todttes haben will, so kann er es ja selbst todttschlagen.

Kilian war aber doch der Meinung, es wäre besser, daß sie erst den Herrn Pfarrer, bei einer so wichtigen Sache um Rath fragten.

Sie gingen also ohne Crucifix wieder nach Hause, und trugen den Casus dem Herrn Pfarrer vor. Dieser stutzte auch und wurde bedenklich, und da er sich bei einer so wichtigen Sache nicht sogleich entschließen konnte, so sagte er: lieben Leute! kommt morgen wieder, da will ich euch Antwort geben. Ich muß erst die Sache überlegen.

Den andern Morgen gab er ihnen den weisen Bescheid: sie sollten sich nur ein hölzernes Crucifix geben lassen, es möchte lebendig oder todt sein, wenn es nur hübsch vergolbet wäre.

Da nun die Kirche so stattlich ausgeziert war, so wurde beschlossen, ein solennes Dankfest zu feiern, und das te Deum abzusingen. Es wurden also die ganze Woche hindurch Anstalten gemacht, die Weiber buken Kuchen, und die Männer trugen Hagebutten und Schleebütsche zusammen, und putzten damit die Kirche aus. Nichelmann trug aber darauf an, daß man eine Kanone herbeiholen, und damit zu dem te Deum kanoniren sollte.

Der Vorschlag fand Beifall, und Nichelmann lief selbst nach der Residenz und bat, daß man ihm eine Kanone möchte verabsolgen lassen. Sie wurde ihm gegeben, und der Constabler, der sie ihm gab, sagte: es sei ein Dreipfünder.

Was ist das, ein Dreipfünder? fragte der bedächtige Nichelmann.

Eine Kanone, antwortete der Constabler, die drei Pfund schießt.

Gut! Gut! sagte Nichelmann, und ließ die Kanone

nach Schildburg führen, wo sie von der Bürgerschaft mit rohem Jubel empfangen wurde. Auch hatte Nichelmann sich mit einem ziemlichen Sack voll Pulver versehen.

Da nun der Sonntag kam, war das erste, was Nichelmann that, dieses, daß er drei Pfund Pulver in die Kanone lud und eine lange Stange nahm, ein Stückchen Schwamm daran steckte, um die Kanone damit loszuheben.

Sobald nun die Gemeinde den Lobgesang anstimmte, rennte Nichelmann den Schwamm an, näherte sich zitternd der Kanone, fuhr mit dem Schwamme darauf hin, und sah endlich, nachdem die Hälfte des Lobgesangs geendigt war, das Sündloch.

Was lange währt, pflegt man zu sagen, das wird gut. Was traf auch hier ein. So wie der Schwamm auf das Sündloch kam, that es so einen schrecklichen Knall, daß alle Schildbürgerinnen in der Kirche hoch in die Höhe fuhren. Ja noch mehr! die Kanone selbst sprang in tausend Stücken, davon einige in die Kirchenfenster, andere aber an Nichelmanns Kopfe wegflogen. Dieser fiel vor Schrecken todt zur Erde nieder.

Das to Deum war nun geendigt, die Gemeinde lief zur Kirche heraus, sah keine Kanone mehr, Nichelmann aber zur Erde gestreckt.

Da sperreten alle die Mäuler weit auf, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten.

Endlich fing einer an und sagte: was ist zu thun — als Unglück ist einmal geschehen, wir müssen nun nur dazu thun, daß Nichelmann begraben wird.

Der Schreiner, der dabei stand, sagte, er habe einen

Sarg vorrätzig, einen recht bunten, er wolle gleich nach Hause laufen und ihn herbei holen.

Das waren alle recht wohl zufrieden. Nach etlichen Minuten kam er ganz außer Odem zurück, brachte den Sarg und Männer und Weiber griffen nun an um den guten Michelmann hinein zu legen. Vier andere Männer machten unterdessen das Grab.

Schade daß der Sarg zu klein war. Sie mochten Michelmannen legen, wie sie wollten, so pampelten die Füße immer über denselben heraus. Da war nun wieder guter Rath theuer. Nachdem sie die Sache hin und her überlegt hatten, fielen sie endlich darauf, dem Erblasten die Schuhe auszuziehen, und, damit er doch am jüngsten Tage nicht barfuß laufen dürfe, sie neben ihn in den Sarg zu legen.

Das geschah nun, und man schob ihm die Beine so hoch in die Höhe, daß die Knie beinahe an das Kinn stießen. Dabei gingen sie aber doch nicht behutsam genug zu Werke. Sie hatten die Schuhe so unbedachtsam in den Sarg gelegt, daß die Zunge von der einen Schnalle in die Höhe stund, und gerade unter Michelmanns Gefäß zu liegen kam. Da sie ihn nun recht zusammendrückten, damit sie den Sargdeckel auf ihn bringen könnten, drückten sie die Zunge der Schnalle in Michelmanns Gefäß, welches diesem einen so großen Schmerz verursachte, daß er laut zu schreien anfing: Au weh!

Himmel! wie erschrakten die Schildbürger, als sie das Au weh! rufen hörten. Sie liefen fort, über Hals und Kopf, und keiner getraute sich umzusehen. Erst am Ende der Gasse blieben die heberztesten stehen, um zu sehen, was aus dieser Wundergeschichte werden würde.

Michelmann sperrete die Augen weit auf, wußte gar

nicht, was das alles bedeuten sollte, stieg endlich aus dem Sarge heraus und zog die Schnallenzunge aus dem Gefäße, die mit dem Schuße daran hing.

So wie er aus dem Sarge stieg, lief jedes in sein Haus, und rammelte die Thür fest zu.

Der arme erschrockene Nickelmann wankte nach seinem Hause zu, pochte an, seine Frau lauschte durch das Fenster. Kaum erblickte sie ihn aber, so rammelte sie die Thür fest zu, fiel mit ihren Kindern auf die Knie, und betete den Rosenkranz. Je mehr Nickelmann pochte und lamentirte, desto stärker betete sie, bis dieser endlich die Thür eintrat, und von seinem Hause wieder Possession nahm. Da sprang die Frau mit den Kindern zur Hinterthür hinaus, und kam nicht eher wieder, bis der Herr Pfarrer mitging und alles mit Weihwasser besprengte.

Die Schildbürger waren nun so glücklich, daß sie ganz frei waren, und jeder thun konnte, was ihm gut deuchte. Dabei befanden sie sich ganz wohl sechs Tage lang. Hernach fiel es diesem ein, zu seines Nachbars Frau zu gehen, wenn der Mann nicht zu Hause war, dem andern, die Tochter zu besuchen, wenn die Eltern ausgegangen waren. Daraus entstand viel Streit und Sank. Da nun kein Richter da war, und kein Gesetz, so machten sie die Sachen immer unter einander selbst aus, schlugen einander die Fenster ein, und zogen einander bei den Haaren herum, und der Stärkste behielt allemal Recht.

Da nun Kochlöffel einmal bei so einem Rechtshandel tüchtige Schläge bekommen hatte, so trug er den nächsten Sonntag, als die Bürgerschaft aus der Kirche kam, die Sache vor, und that den Vorschlag, daß wieder ein neues Oberhaupt gewählt würde. Dadurch wurde die ganze Bür-

gerschaft erbittert, glaubte, er strebe nach der Oberherrschaft, und es fehlte nicht viel, so hätte er emigriren müssen, wie weiland Rübezahl. Bei dieser Gelegenheit setzten sie aber doch fest, daß jeder, wenn er einen Casus vorzutragen hätte, das Recht haben solle, in ganz Schildburg herum zu gehen, an die Fenster zu pochen und die Gemeinde zusammen zu berufen.

Dieses Rechts bedienten sich einige, und allemal kamen etliche Schildbürger zusammen. Die übrigen blieben aber weg, und sagten: es habe ihnen Niemand etwas zu befehlen.

Einmal ließ auch Kochlöffel die Gemeinde zusammen kommen, und trug darauf an, daß man doch bisweilen über das allgemeine Beste deliberiren solle. Die öffentlichen Gebäude geriethen in Verfall, alles ging drunter und drüber. Er habe einen wichtigen Vortrag zu thun.

Zwei Fremde, die dabei zugegen waren, spitzten die Ohren, um zu vernehmen, was da zum Vorschein kommen würde. Der eine sagte: gib Achtung, es wird auf die Errichtung einer Schule kommen; nein, sagte der andere, es wird auf die Reparaturung des Rathhauses angetragen werden. Beide wetteten um zwei Kopfstücke.

Kochlöffel that seinen Mund auf, beide waren voller Erwartung, welcher von ihnen gewinnen würde — aber keiner von beiden gewann.

Kochlöffel sprach nämlich folgendermaßen: „Liebe Bürger! ehe wir eins in das andere reden, so müssen wir vor allen Dingen unsere Gerechtigkeiten behaupten. Nun haben wir aber die Gerechtigkeit zu hängen, denn wir haben einen Galgen. Der Galgen wird hauffällig, wenn einmal ein starker Sturm kömmt, so wirft er uns ihn um, und da ist es

mit unserer Gerechtigkeit aus. Ich trage darauf an, daß man einen neuen Galgen errichten lasse.“

Der Vorschlag ging durch, jeder Schildbürger versprach dazu einen Beitrag zu geben. Nach vierzehn Tagen hatte Schildburg wirklich die Freude, einen neuen Galgen zu sehen.

Da nun die Bürgerschaft sich um den Galgen versammelte, sagte einer von ihnen: das ist wohl ganz gut, daß wir einen Galgen haben; wenn wir aber unsere Gerechtigkeit behaupten wollen, so müssen wir auch einen dran hängen. Bürger! ist denn keiner unter euch, der so viele Liebe zur Freiheit hätte, daß er sich aufhängen ließe? Es wollte sich aber Niemand dazu verstehen.

Nachdem man die Sache hin und her überlegt hatte, wurde man endlich einig, folgendes in die Zeitung setzen zu lassen: „Da die Gemeinde Schildburg, zur Behauptung ihrer Gerechtigkeit, einen Menschen nöthig habe, der sich hängen ließe, so würde hiermit Jedermann, der dazu Lust hätte, ersucht, sich bald zu melden. Er solle so Gulden baares Geld zur Belohnung bekommen, und von Fuß auf neu gekleidet werden.“

Allein ob sie diese Anzeige gleich zweimal in die Zeitung setzen ließen, so fand sich doch Niemand, der Lust bezeigt hätte, sich hängen zu lassen.

Da sie also keinen Auswärtigen bekommen konnten, so nahmen sie einen von ihren eigenen Burschen, der in des Nachbars Garten eine Mühe voll Aepfel gestohlen hatte, und knüpften ihn auf, wobei die sämmtliche Bürgerschaft mit Hand anlegte.

Jetzt fing nun Schildburg an, die Früchte der Freiheit recht zu genießen. Da ihr Land einige Jahre nicht war bewohnt

gewesen, so hatte es an allem Ueberfluß. Die Wälder waren dicht mit Holz bewachsen und mit Wild angefüllt. Die Bäume waren voll Vögel, die die ganze Gegend mit ihrem Gesange erfüllten, und das Wasser wimmelte von Fischen. Das gab nun für unsere Schildbürger reiche Ernten. Statt daß sie sich mit dem beschwerlichen Ackerbau, und mit Treibung ihrer Professionen hätten abgeben sollen, so lernten sie schießen, puzten einen Hirsch, einen Rehbock, einen Hasen nach dem andern weg, fingen Fische und Krebse, fingen die Nachtigallen und Finken weg, und trugen sie in die Residenzstadt zum Verkaufe, fällten Holz, und verkauften es, theils klasterweise an ihre Nachbarn, oder führten es auf Schubkarren zu Markte. So lebten sie alle Tage herrlich und in Freuden. Da Holzart seine älteste Tochter ausstattete, so richtete er eine Hochzeit aus, die sich gewaschen hatte. Da gab es Reh- und Hasenbraten, Fische und Krebse, und Wein die Menge, welchen er von einem Fuhrmanne bekommen hatte, für etliche Klaster Holz, die er ihm hatte zukommen lassen.

Sind wir nicht glücklich, sagte er, daß wir freie Leute sind! Jetzt wischen wir es besser vom Maule, als wir es sonst an hohen Festtagen hatten. Nun ergriff er ein Glas Wein, und rief: es lebe die Freiheit! und alle Schildbürger riefen mit: es lebe die Freiheit! und tranken dazu, bis sie taumelten.

Es ist doch auf der Welt alles vergänglich. Auch diese Freude dauerte nicht lang. Nach etlichen Jahren nahm das Holz, das Wild, die Fische ab, und da noch ein Paar Jahre vorbei waren, so war alles aufgezehrt. Die Berge standen kahl, die Vögel waren weggewiesen, kein Wild war mehr

zu sehen, und im Wasser wurde kein Fisch mehr gefangen, als bisweilen ein Koxkoben.

Dadurch geriethen die Schildbürger in große Noth, zumal, da sie sich die Arbeit abgewöhnt hatten. Jetzt hatte einer von Glück zu sagen, wenn er einen Schudkarren voll Holz zusammenstoppeln, zu Markte führen, und dafür etliche Brode kaufen konnte.

Die Bürgerschaft kam daher einmal zusammen und berathschlagte sich, was unter solchen Umständen wohl zu thun sei. Was wird zu thun sein? sagte der Herr Pfarrer. Es ist Gottes Gericht. Ich schlage vor, daß wir einen Buß-, Fast- und Betttag halten und so den Zorn Gottes abzuwenden suchen.

Der Vorschlag wurde angenommen, und der nächste Freitag zum Buß-, Fast- und Betttag bestimmt, in der Hoffnung, daß sie das Holz, das Wild und die Fische wieder herbei beten und singen wollten.

Die Fasten hielten sie, man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, recht genau, und kein einziger Schildbürger nahm einen Bissen Brod in den Mund, welches ihnen freilich nicht schwer fiel, da keiner einen Bissen im Hause hatte. In der Kirche sangen sie die Litaney kniend; dann zogen sie durch das Feld in Procession, um die Berge, Flüsse und Teiche herum.

Unterwegs ereignete sich der Casus, daß das Crucifix, das sie herum trugen, weil der Träger stolperte und fiel, in zwei Stücke zerbrach.

Die Procession wurde dadurch unterbrochen und sie hätten beinahe unverrichteter Sache müssen nach Hause gehen, wenn nicht Kochlöffel zum großen Glück auf einem nahen Berge drei Kreuze entdeckt hätte.

Was bedenken wir uns lange, ihr Bürger? sagte er. Da oben ist ja ein ganz Nest voll Crucifixe. Ich will halt hinauf, und will eins holen.

So lauf! lauf! riefen die andern, und wie der Wind lief er fort, und kam, ganz außer Odem, auf dem Berge an. Da war nun der Heiland am Kreuze, und zur rechten und linken Hand zwei Schächer abgebildet. Kochlöffel stand eine Minute lang und bedachte sich, welchen von den dreien er wählen sollte. Endlich entschloß er sich, den Schächer zur rechten Hand zu nehmen, ging damit zur versammelten Gemeinde, und die Procession wurde glücklich fortgesetzt und vollendet.

Sie that aber auch gute Wirkung. Denn da sie an den letzten Teich kam, war da schon alles lebendig. Auf allen Seiten plumpete etwas in's Wasser. Die Schildbürger freneten sich, stießen einander an, und einer sagte zum andern: siehst du da die Karpfen? die Procession hat doch etwas geholfen, nun können wir doch wieder ein Stück Fisch in Ruhe essen. Ein Schildbürger wollte auch sogar bemerkt haben, daß während des Umgangs das Holz gewachsen sei. Ob er recht gesehen habe? das lasse ich dahin gestellt sein; was aber die Thiere betrifft, so im Wasser sich geregt hatten, so versicherte ein Fremder, welcher der Procession folgte, es wären nicht Karpfen, sondern Frösche gewesen.

Dieser Fremde war nun ein besonderer Mann. Andere Fremde, wenn sie nach Schildburg kamen, höhneten immer die Schildbürger. Wenn diese, ihrer Meinung nach, ihre Sache noch so gut eingerichtet hatten, so lachten sie doch darüber. Dieser aber bedauerte sie.

Da die Procession geendigt war, trat er unter sie und hielt folgende Anekdote:

„Liebe Schildbürger! ihr dauert mich, weil ich wohl sehe, daß ihr arme, betrogene Leute seid. Ihr habt die Freiheit loben hören, und habt sie gesucht. Aber ich muß es euch sagen, daß ihr gar nicht recht verstanden habt, was eigentlich Freiheit sei. Freiheit von schweren Bedrückungen und Ungerechtigkeiten ist freilich eine schöne Sache. Habt ihr diese aber nicht bei eurem Fürsten gehabt? seid ihr vielleicht von ihm gedrückt worden? hat er euch Unrecht gethan? hat er euch nicht zu eurem Rechte geholfen?“

Darüber, antwortete ein Schildbürger, haben wir freilich keine Klage. Aber wir wollten frei sein.

Fr. Wovon denn?

Sch. Wir wollen uns nichts mehr befehlen lassen.

Fr. So! also wollet ihr vermuthlich von Gesezen frei sein?

Sch. Ganz recht! wir wollen von keinen Gesezen etwas wissen. Kurz und gut, es soll uns Niemand etwas zu befehlen haben.

Fr. Ihr armen Leute! ich sehe wohl, daß ihr gar nicht versteht, was Freiheit sei. Freiheit besteht darin, daß man nicht gedrückt wird. Von Gesezen und Oberherren und Abgaben kann aber keine Gesellschaft frei sein. Ihr habt ja freilich bisher keine Geseze, keinen Oberherrn gehabt, habt auch nur Erbzinsen und Beiträge entrichtet, und geglaubt, dieß wären keine Abgaben. Aber ihr seht auch was dabei herauskommt. Es geht bei euch alles drunter und drüber. Ihr seid in die größte Armuth gerathen, und, wenn ihr nicht bald eine vernünftige Abänderung macht, so werdet ihr mit einander Bettler.

Sch. Ei Bettler hin, Bettler her. Wir haben auch Erzähl. a. d. Thüring. Voten. 8

betteln gelernt, und wollen lieber als freie Leute betteln, als bei vollen Schüsseln uns turbiren lassen.

Fr. Nun wenn das eure Meinung ist, so bin ich's auch zufrieden. Ich stehe unter einem Fürsten, und gehorche Befehlen, und zahle Abgaben. Dabei habe ich mein gutes Auskommen, und thue was mir gefällt. Das Böse thue ich freilich nicht, aber wenn ich es thun wollte, so schadete ich mir ja selbst, und wäre ein Narr.

Lebt wohl, liebe Leute!

Der Fremde war ein herzenguter, aber dabei ein sehr listiger Mann. Indem er nach Hause ritt, sann er sich etwas aus, was er für die Schildbürger thun wollte. Was das war, das wollen wir hören.

Er hatte einen Bedienten, der lange in seinen Diensten gewesen war, Namens Beyfuß. Dieser hatte ein Mädchen lieb, das bei einer andern Herrschaft in Diensten stand. Beide hatten sich bei ihrem Dienste Geld gesammelt, und beide hätten gern einander heirathen mögen.

Da nun der fremde Herr, Krausemünze hieß er, nach Hause kam, ließ er seinen Bedienten und dessen Brant vor sich kommen, entdeckte ihnen, was er mit ihnen vorhätte, und sie waren damit zufrieden. Kurz und gut, sie gaben einander die Hände, und machten Hochzeit. Herr Krausemünze richtete die Hochzeit aus und tanzte dabei nach Herzenslust.

Nach der Hochzeit legte das neue Ehepaar sein gesamteltes Geld zusammen, und Herr Krausemünze versprach, wenn sie sich ehrlich und redlich mit einander zu nähren suchten, so wolle er ihnen Geld vorschießen, und wenn es dreitausend Thaler wären.

Und nun fingen sie an mit einander die Comödie zu spielen, wie folget.

Herr Beyfuß ging nach Schildburg, gab Kochlöffeln eine Kanne Bier, daß er die Gemeinde zusammen rief, dann hielt er folgenden Vortrag:

„Liebe Schildbürger! ich bin ein Freund der Freiheit, und habe schon lange eine Gelegenheit gesucht, mich vom Gehorsam loszumachen. Nun höre ich, daß ihr freie Leute seid, und bin deswegen zu euch gereiset, daß ich euch fragen wollte, ob ihr mich nicht zum Mitbürger annehmen, und mir erlauben wollt, bei euch ein Haus zu bauen. Wollt ihr?“

Die Schildbürger stuhnten und sagten, der Casus ist uns noch nicht vorgekommen. Sie murmelten unter einander, dann trat einer hervor und sagte: Hör Er! die Gemeinde läßt Ihn sagen, das Ding wäre ihr zu krause, und sie könnten sich schlechterdings zu nichts resolviren.

Ich will euch, fuhr Herr Beyfuß fort, bei meinem Anzuge zwei Tonnen Bier geben, recht delicates — es ist wie Syrup.

Die Schildbürger, die lange kein Bier geschmeckt hatten, leckten die Mäuler, da sie vom Biere reden hörten, einer stieß den andern an und sagte: höre Bruder! ich dünkte wir thäten es. Zwei Tonnen Bier sind keine Narrensopfen.

Sie traten darauf wieder zusammen und deliberirten mit einander, hernach trat Michelmann, den die Schildbürger unter sich aufgenommen hatten, nachdem er hinlänglich mit Weihwasser war besprengt worden, hervor und sagte: hör Er! die Gemeinde läßt Ihn sagen, daß sie Ihn zum

Bürger annehmen will. Aber zwei Tonnen Bier muß Er uns geben. Hört Er's?

Ja! Ja! sagte Herr Beyfuß, die sollt ihr gewiß haben.

Beyfuß ließ also ein artiges Haus, eine Scheuer und Stallung an einem Orte aufbauen, an dem die Landstraße vorbei ging. Weil es da etwas zu verdienen gab, so lockte der Hunger die Schildbürger herbei zur Arbeit. Wenn sie nun eine Zeitlang fleißig gewesen waren, so gab er ihnen einen Schmaus, der schmeckte den Schildbürgern und sie konnten den Herrn Beyfuß nicht genug rühmen und loben.

Sobald Herr Beyfuß mit seiner jungen Frau eingezogen war, und seine Wirthschaft eingerichtet hatte, fing er an ein recht gutes Bier zu brauen, und die Fuhrleute und Reisenden sprachen ihm so fleißig zu, daß ihm niemals ein Faß sauer wurde.

Die Schildbürger, die das Bier auch einigemal gekostet hatten, schlichen um Herrn Beyfuß Haus herum, hätten gern auch ein Mäßchen getrunken; es fehlte ihnen aber dazu weiter gar nichts, als Geld. Ein paarmal hatten sie es versucht, bei ihm zu borgen. Da er aber allemal etwas ernsthaft sagte, ohne baares Geld gebe er kein Bier weg, so schlichen sie sich traurig fort, und kamen nicht wieder.

Holzgarten, da er einmal einen Fuhrmann eine Kanne Bier mit großem Appetit verzehren sahe, wässerte das Maul so sehr, daß er einen ganz neuen Einfall bekam. Herr Beyfuß! sagte er, hat Er nicht Lust mir einen Acker Land abzukaufen?

Das war es nun, was eigentlich Herr Beyfuß haben wollte, ließ es sich aber nicht sogleich merken.

Land, sagte er, sollte ich kaufen? wozu ist mir das nütze!

Unterdessen will ich doch diesen Nachmittag mit Ihm hingehen und es besehen.

Das geschah nun, und Herr Beyfuß kaufte ihm den Acker für ein geringes Geld ab.

Unterdessen hatte Holzart doch nun Geld im Benteß, und konnte alle Tage seine Kanne Bier trinken. Die übrigen Schildbürger, da sie das sahen, thaten es nach, überließen Herrn Beyfuß, und boten ihm ihr Land zum Verkaufe an.

Auf diese Art bekam er für wenig Geld ein ziemliches Gut zusammen, schaffte sich nun Pferde und Geschirr, Gefinde und Vieh an, und trieb nun seinen Ackerbau so artig, daß ganz Schildburg darüber Maul und Nase aufsperrte. Verschiedene Schildbürger waren der Meinung, es ginge nicht mit rechten Dingen zu, Beyfuß stünde mit dem Bösen, Gott sei bei uns! im Bunde. Einige hatten es auch mit ihren eigenen Augen gesehen, daß Steyphen (so nannten sie den fliegenden Drachen) bei ihm zur Feuermauer hinein geflogen wäre. Ueberdies hatte er auch eine schwarze Katze mit feurigen Augen. Wer konnte das anders sein, als der leidige Teufel? Darüber steckte man die Köpfe zusammen und murmelte. Laut durfte man aber nicht davon reden. Herr Beyfuß hatte nämlich ganz Schildburg an seinem Brode, indem er jedem, der bei ihm arbeiten wollte, Arbeit gab, und ihn bezahlte. Hatte nun einer ein loses Maul, so drohete er ihm gleich, daß er ihm die Arbeit nehmen wolle, und so war gleich alles gut.

Herr Beyfuß ging noch weiter. Er wußte die Schildbürger so artig dran zu kriegen, daß sie ihm nach und nach ihre Waldung, ihre Jagdgerechtigkeit und ihre Fische rei zum Verkaufe anboten. Er kaufte alles an sich, und da

die Schildbürger das Geld von ihm hatten, legten sie eine Tonne Bier ein, tranken es zusammen, und machten sich über Herrn Beyfuß wacker lustig. Den, sagte Nickelmann, den haben wir recht angeführt. Denkt! kauft uns die Waldung ab, und ist nichts darin, als ein Paar Hagebuttensträucher, gibt uns so viel für die Jagd und Fischerei! Was will er denn jagen? Maulwürfe! und sonst nichts. Was will er denn fischen? Kockoben! Ha! ha! ha!

Ha! ha! ha! lachten alle mit, aus vollem Halse.

Je nun, sagte Kocklöffel, er kann es ja, er hat ja Geld genug.

Herr Beyfuß hatte in einer Ecke das alles mit angehört, schlich sich fort, und dachte bei sich selbst: lacht ihr nur! Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Wirklich währte es auch nicht lange, so kam die Reife mit dem Lachen an Herrn Beyfuß. Das Holz fing an zu wachsen, und so wie es wuchs, fanden sich auch darin wieder Hirsche und Rehe ein, die Hasen mehrten sich auch, und nach etlichen Jahren wimmelte das Wasser wieder von Fischen. Es währte nicht lange, so konnte man bei Herrn Beyfußes Wildpret und Fische zu kaufen bekommen, wie man es nur verlangte, und einige von den Schildbürgern, die ihm die Waldung hatten verhandeln helfen, erlebten es noch, daß er anfing das Holz abtreiben zu lassen.

Daß das nun alles nicht mit rechten Dingen zugehe, sahen alle ein; was war aber zu thun? Sie mußten es halt geschehen lassen.

Da nun Herr Beyfuß die Schildbürger so am Seilchen hatte, that er noch einen Schritt, der in der Geschichte von Schildburg einer der wichtigsten ist. Er tractirte nämlich einmal diejenigen, die in der Gemeinde das größte Maul

hatten, und sprach von allerlei. Da sie anfangen lustig zu werden, kam das Gespräch auch auf die Freiheit. Die Freiheit, sagte er, ist eine herrliche Sache, und ich freue mich recht sehr darüber, daß ich in dem freien Schildburg wohne. Ich werde auch, so lange ich lebe, darüber halten, daß keine Obrigkeit gewählt wird; unterdessen dünkte ich doch, es wäre gut, wenn wir einen Schultheißen hätten.

Sie wurden darüber stuhig, und deliberrten hin und deliberrten her. Endlich meinten sie doch, wenn es weiter nichts wäre, als ein Schuldheiß, den wollten sie doch annehmen.

Herr Bepfuß schenkte fleißig ein, und je mehr er einschente, desto mehr wuchs ihr Verlangen nach einem Schultheißen. Endlich sagte Holzart, wie wäre es, wenn wir heute schon einen Schuldheiß wählten?

Es gilt schon! riefen alle.

Nichelmann aber, der zuvor mit Herrn Bepfuß ganz leise etwas gesprochen hatte, strich sich den Bart, that das Maul auf und sprach: Bürger! Es ist wohl ganz gut, daß wir einen Schuldheiß wählen: seid aber gescheut, und wählt einen Mann, der uns einen guten Schmans geben kann.

Der Vorschlag fand Beifall. Sie dachten hin und her, wer wohl den besten Schmans geben könnte. Am Ende waren sie alle der Meinung: Niemand könne einen bessern Schmans geben, als Herr Bepfuß.

Er wurde daher einstimmig zum Schultheißen gewählt, unter dem Versprechen, daß er, bei Antretung seines Amtes, einen recht fetten Schmans geben wollte, wozu er sich auch willig finden ließ.

Holzart, dem das Beste der Gemeine immer am Her-

gen lag, that auch jetzt einen Vorschlag, der seinem Patriotismus Ehre machte. Sobald Herr Beyfuß aus der Stube gegangen war, winkte er der Gemeinde mit der Hand und sagte: St! St! Leute! Wir müssen das Eisen schmieden, weil es warm ist. Jetzt ist Beyfuß bei guter Lanne, er muß uns noch etwas versprechen, wenn er Schultheiß werden will. Da haben wir die schöne Sonnenuhr an unserer Kirche, die ist Wind und Wetter ausgesetzt. Wenn sie noch ein Paar Jahre da hängt, ohne Bedeckung, so ist sie ruiniret, denkt an mich! Beyfuß soll uns ein Wetterdach darüber machen lassen.

Ja! Ja! ein Wetterdach, riefen alle.

Da also Herr Beyfuß wieder in die Stube trat: fing einer von der Gemeinde an: Noch eins! Herr Beyfuß! Wenn Er unser Schultheiß werden will, so muß Er uns noch etwas versprechen — ein Wetterdach über unsere Sonnenuhr.

Ein Wetterdach? fragte Herr Beyfuß lächelnd, was soll denn dieses über der Sonnenuhr?

Daß es den Regen abhält, sagte Holzart.

Gut! antwortete Herr Beyfuß, ihr sollt es haben.

Wirklich ließ er es auch schon in der nächsten Woche hinsetzen, und recht schön roth anstreichen, worüber sich ganz Schildburg gar herzlich freute.

Nun aber suchte sich Herr Beyfuß auch als Schultheiß zu zeigen. Ehe er seine Wahlzeit noch wirklich ansrichtete, ließ er die Gemeinde zusammenkommen, und nahm von ihr die Huldigung ein. Mann für Mann mußten sie angeloben, daß sie ihn ehren, und gegen seine Verordnungen folgen wollten.

Einige Schildbürger schüttelten darüber zwar die Köpfe; da aber der Schwan anhub, und Herr Beyfuß ein gutes

Hier hatte brauen lassen, so wurden sie alle kirr gemacht, und brachten die Gesundheit aus: es lebe unser neuer Herr Schultheiß hoch!

Der neue Herr Schultheiß bekam nun nach und nach von den Schilbbürgern mehr Land, als er brauchen konnte. Da er nun fast ganz Schilbburg zusammen gekauft hatte, saß er die Bürgerschaft zusammen kommen und sagte: Iebe Bürger! Ich habe euch euer Land abgekauft, weil ich sehe, daß ihr Geld nöthig hattet. Damit ihr aber sehen sollt, daß ich nicht Lust habe, mich von eurem Gute zu bereichern, so will ich euch einen Theil davon wieder schenken. Seid ihr damit zufrieden?

Ja! Ja! riefen alle.

Gut! sagte er, so will ich einen nach dem andern mit mir kommen lassen, und ihm einige Stücke Land wieder geben.

Dies geschah auch wirklich. Herr Beyfuß gab einem Schilbbürger nach dem andern ein ziemliches Stück Land wieder, und bedung sich dafür weiter gar nichts aus, als daß von jedem Acker jährlich einige Groschen entrichtet werden, und der Besitzer einige Tage im Jahre für Herrn Beyfuß arbeiten sollte.

Herr Beyfuß hatte eine gesegnete Ehe. Er erzeugte mit seiner lieben Ehefran zehn Kinder, fünf Knaben und fünf Mädchen. Die wuchsen heran und verheiratheten sich. Die Söhne heiratheten Schilbbürgerinnen, und die Töchter gaben ihre Hand jungen Schilbbürgern. Aus diesen Ehen entsprangen wieder viele Kinder.

So wie nun die Kinder, die ein Weißer mit einer Nohrweiss erzeugt, nicht ganz schwarz und auch nicht ganz weiß sind, so waren auch die Kinder, die aus diesen Ehen kamen.

men, nicht ganz Schildbürger, und auch nicht ganz Herrn Beyfuß ähnlich.

Unterdessen wurden die Sachen immer so eingeleitet, daß alle Aemter in Schildburg, die etwas eintrugen, mit Abkömmlingen von Herrn Beyfuß besetzt wurden.

Einmal war in der Nachbarschaft ein Bogelschießen, und Holzartens ältester Sohn ging dahin, um es mit anzusehen. Da trat ein Blanrock zu ihm und fing mit ihm folgendes Gespräch an: Woher guter Freund?

H. Von Schildburg.

Bl. Von Schildburg! Das ist mir ja recht lieb, daß ich einmal einen Schildbürger zu sehen bekomme. Er ist also von der berühmten Stadt, die sich frei gemacht hat?

H. Ja, daher bin ich.

Bl. Ihr habt also in Schildburg wohl keine Abgaben?

H. Eigentliche Abgaben nicht. Wir bezahlen nur von jedem Acker, den wir besitzen, an Herrn Beyfuß etwas Geld, und hernach entrichten wir etwas zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben.

Bl. Hm! Aber Frohnen werdet ihr doch nicht haben?

H. Gar nicht. Nur müssen die, die von dem seligen Herrn Beyfuß Acker geschenkt bekommen haben, zu gewissen Zeiten für seinen Sohn arbeiten.

Bl. Hm! Aber gleiche Rechte und gleiche Freiheiten habt ihr doch?

H. So ziemlich! Die Beyfußische Familie schwimmt freilich immer oben. Die hat das Recht zu jagen, zu fischen, Holz schlagen zu lassen, und wie es halt so geht — zu einem

lante, das etwas einträgt, kommt Niemand, wer nicht von der Baysufischen Familie ist.

Bl. Hm! Wenn ich nun das alles bei Lichte besehe, finde ich, daß ihr eben nicht mehr Freiheit habt, als andere Menschenkinder. Ihr habt Abgaben, Frohdienste, habt Familien, die das erste Recht zu einträglichen Aemtern haben. Wie könnt ihr euch denn frei nennen? Ich will Ihm von der ganzen Sache meine aufrichtige Meinung sagen. Ihr lieben Schildbürger habt vielerlei, eins fehlt euch nur noch, das ist — der Verstand. Wer Verstand hat, der macht sich, zwar nicht von Abgaben, Gesezen und Obrigkeit, aber doch von wirklicher Bedrückung frei, ohne daß er nöthig ist zu rebelliren, und andern Leuten ihr Eigenthum zu rauben. Wer aber keinen Verstand hat der wird niemals frei, und wenn er rebellirte und emigrirte und alles unehrte, Abjõ!

Was sich ferner mit den Schildbürgern zugetragen hat, und wie sie im vorigen Jahrhunderte ihr Wesen getrieben, davon haben wir keine Nachrichten, weil 1717 der ganze Ort, die Kirche mit den schönen Gemälden, und mit dem vortrefflichen Altarblatte, wie auch die Sonnenuhr mit dem rothen Wetterdache, ein Raub der Flammen wurde. Damals verbrannten alle alten Nachrichten mit, zu großem Verluste der Nachwelt. Nur jene wurde in einem Thurmnypse unversehrt gefunden, aus welcher ich meine Erzählung genommen habe.

Mit dieser Fenersbrunnst hatte es folgende Bewandniß: Hier von Baysufens Nachkömmlingen, Albrecht Baysuf,

hatte durch Brantweinbrennen, Ochsenmast und Viehhandel, sich ein so ansehnliches Vermögen erworben, daß ihn ganz Schildburg deswegen beneidete. Viele Nachbarn waren deswegen so böse auf ihn, daß sie ihm keinen guten Tag boten. Konnten sie ihn schabernacken, so sparten sie keinen Fleiß. So hatte er zum Exempel seine Freude daran, daß er die Gräben mit Weidenbäumen bepflanzte. Da kam aber selten einer auf. Jeder Schildbürger, der vorbei ging, zog entweder ein Paar heraus, oder hackte sie gar ab. Wenn sie dann ein Gelag hatten, so erzählte einer dem andern, wie viele Bäumchen er Beyfußens ruinirt habe, und dann wollten sie sich tod darüber lachen. Bisweilen machten sie auch Pasquille und kledten sie Sonnabends an die Kirchthür. Wenn nun die christliche Gemeinde des Sonntags in die Kirche ging, so blieb sie vor der Kirchthüre stehen, laß erst das Pasquill, und spaßte und lachte, dann ging sie in die Kirche und sang: Komm heiliger Geist erfülle die Herzen deiner Gläubigen, u. s. w. und während dem Singen guckten immer die Schildbürger einander an, lachten und schielten nach Beyfußens Kirchstuhle hin.

Doch daß ich meine Rede nicht vergesse — das Feuer in Schildburg kam eigentlich bei Albrecht Beyfußens aus. War es verwahrloset, oder war es angelegt, das weiß ich nicht. Genug ehe man es sich versah, so stand Beyfußens Schener in Flammen. Der Rüstner stürmte, der Nachtwächter blies in's Horn, die ganze Gemeinde erschrak. Da sie aber sahe, daß das Unglück Beyfußens betroffen hatte, so sagte einer zum andern: Om! wenns Beyfußens gilt, so kann es uns nichts verschlagen. Der kann abbrennen. Es wird kein Hahn darnach krähen. Die mehresten Schildbür-

ger blieben also in ihren Häusern, andere stopften sich eine Nase Tabak, und sahen zu, wie daß Feuer so artig brennte. Nur Beyfußens Freunde und Anverwandte trugen Wasser bei, um das Feuer zu löschen. Sie konnten es aber nicht möglich machen. Es erhob sich ein Sturm, der trieb die Funken über ganz Schildburg, und ehe man es sich versah, so brannte der Ort an vier Ecken.

Gut war es, daß die Schildbürger gelernt hatten, das Feuer zu besprechen. Statt also sich mit Löschen und Niederreißen der brennenden Häuser abzugeben, machten sie ihren Hokus Fokus, und erwarteten nun, was das für Wirkung thun würde. Ob sie aber gleich, wohl hundert Geschichten von Feuersbräunten zu erzählen mußten, die durch Besprechen des Feuers waren gelöscht worden, so half dieß diesmal doch nichts, das Feuer griff immer weiter um sich, und die Schildbürger konnten gar nicht begreifen, wie das Ding zugeht.

Unterdeffen eilten von den benachbarten Orten Feuerspritzen herbei, und die Leute, die dabei waren, arbeiteten um das Feuer zu löschen so eifrig, wie wenn ihre eignen Häuser brennten. Leider war aber nun die Hilfe zu spät. Da der Tag anbrach, lag ganz Schildburg in der Asche, das Hirtenhaus ausgenommen.

Den folgenden Tag gingen die Schildbürger traurig um die glühende Asche her, und Kilian Holzart schlug die Arme über einander, und sagte: sollte man auch meinen, daß so etwas möglich wäre? Wer kann aber für Unglück!

Albrecht Beifuß hatte in der Sache, wie man zu sagen pflegt, ein Haar gefunden. Die Lust länger in Schildburg zu bleiben, war ihm vergangen. Da sein Haus und

Hof in der Asche lag, saß er mit seiner Frau und Kindern traurig auf einem Hügel. Frau und Kinder schrieen, daß man es über drei Häuser hätte hören können, wenn noch welche da gewesen wären. Beyfuß aber schrie nicht, sondern sahe gerade vor sich hin, und knöpfte seinen Brustlah bald auf, bald zu.

Endlich that er den Mund auf, und sprach: liebe Kinder! wir haben viel verloren, das ist wahr; woher haben wir aber alles, was uns verbrannt ist? Von unserm Fleiße. Ob nun uns gleich fast alles, was wir hatten, verbrannt ist, so hat uns der liebe Gott doch noch unsere Köpfe und unsere Hände erhalten. Wir wollen sie beide gebrauchen, so kann uns der liebe Gott bald eben so viel, und vielleicht noch mehr bescheren, als wir verloren haben.

Die Familie wußte darauf weiter nichts zu antworten, als — daß sie weinte. Und wer weiß, wozu uns dieß Unglück gut sein muß, fuhr Beyfuß fort. Bisher haben wir doch bei aller unserer Arbeit, täglich Aergerniß und Verdruß gehabt, weil uns unsere bösen Nachbarn auf alle mögliche Art turbirten. Weißt du noch, liebe Frau! wie du heultest, wenn du hörtest, daß ein Pasquill auf uns angeschlagen war? Wißt ihr noch, ihr Kinder! wie ihr euch ärgertet, wenn sie euch die Bäumchen, die ihr gepflanzt hattet, umrissen, oder die Schafe über unsere Aecker getrieben hatten? Das würde unser Kehlbelang so fortgegangen sein. Nun aber, da wir in Schildburg weder Haus noch Hof mehr haben, nun sind wir nicht mehr an Schildburg gebunden; die ganze Welt steht uns offen, wir können gehen, wohin wir wollen.

Wo willst du nun hin? fragte die Frau Beyfußin etwas heftig.

Wohin mich der liebe Gott führt, antwortete ihr Mann: Albrecht Beyfuß hatte von seinem Stammvater zwar nicht viel Vermögen, aber doch das Nachdenken geerbt. Durch Nachdenken hatte er seine Umstände sehr gebessert, und war ein reicher Mann geworden. Sein Vermögen war größtentheils durch das Feuer verzehrt worden, das Nachdenken aber war ihm geblieben.

Viele Leute haben die Bemerkung gemacht, daß man niemals besser Nachdenken lerne, als zur Zeit der Noth. Denigstens traf dieß bei Beyfuß ein. Dieser klagte nicht, und lamentirte nicht, sondern schlich immer umher und berlegte, wie er sich wieder helfen wollte.

Erst suchte er das wenige Holz und Bretterwerk zusammen, das ihm von seiner vorigen Wohnung übrig geblieben war, und bauete davon einen Schuppen, in welchen er mit seiner Familie und den zwei Kühen zog, die er noch rettet hatte. Dann schnitt er sich aus seinem Wäldchen einen Stock ab, nahm von seiner Familie Abschied, und trat eine kleine Reise an.

Die Reise ging zu dem benachbarten Fürsten, von welchem er gehört hatte, daß er ein gar lieber und guter Herr sei. Er ließ sich bei ihm anmelden, und hielt folgendes Redden an ihn:

Ihro Durchlaucht! Ich habe von vielen Leuten gehört, daß Sie ein lieber, gnädiger Herr wären. Da möchte ich gern Ihr Unterthan werden. Haben Sie die Gnade und ehmen mich an! Geld und Gut bringe ich nicht mit, das habe ich größtentheils in dem Feuer eingebüßt, das vorige Woche in Schildburg ausbrach. Ich habe aber eine Frau und sechs Kinder, die so, wie ich, die Arbeit nicht scheuen. Eine arbeitssame Familie mehr zu bekommen, das muß ja

einem guten Fürsten lieber sein, als wenn man tausend Thaler baares Geld in sein Land wendete.

Der Fürst sahe ihm scharf in die Augen, und da er merkte, daß Beyfuß sich dieß nicht irre machen ließ, so bekam er Vertrauen zu ihm. Lieber Beyfuß! sagte er, er spricht wie ein vernünftiger Mann; aber sage er mir, wovon will er sich denn mit seiner Familie nähren?

B. Ihre Durchlaucht! übrig viel habe ich nicht gelernt. Branntwein brennen und Viehmast und Viehhandel, das ist alles, was ich kann. Das versteh ich aber, legen Sie es mir nicht als Grobssprecherei aus, das versteh ich aus dem Fundamente. Mein Branntwein darf dem Nordhäuser nichts nachgeben; und die Dachsen und Schweine, die ich gemästet habe, sind weit und breit gesucht worden. Wollen Sie mir nicht glauben, so erkundigen Sie sich nur bei den Leuten, die um Schildburg herum wohnen.

F. Wo will er denn aber wohnen?

B. Da habe ich noch eins auf dem Herzen, Ihre Durchlaucht! Wollten Sie denn nicht die Gnade haben, und mir ein Stück Land geben, was ich mit meinen Leuten bearbeiten, und ein Haus, wo ich wohnen könnte. Ich will gern alles bezahlen, was es kostet, wenn Sie nur einige Jahre mit mir Geduld haben. Hernach sollen Sie aber auch Ihre Freude an mir sehen.

Ob nun gleich dieser Vorschlag dem Fürsten sehr wohl gefiel, so trauete er doch noch nicht. Es waren schon mehrmals Leute zu ihm gekommen, die Hälfte bei ihm gesucht, und ihm goldne Berge versprochen hatten, von denen er aber immer war betrogen worden. Dadurch war er etwas mißtranisch geworden.

Lieber Beyfuß! sagte er also. Komme er über acht Tage wieder, da soll er Resolution haben.

Beyfuß ging fort, und der Fürst erkundigte sich unterdessen genau nach seinem vorigen Lebenswandel.

Gleich den folgenden Tag kamen ein Paar Aelteste von der Gemeine Schildburg, die eine Collecte einsammelten, und auch den Fürsten um eine Beisteuer ansprachen. Denn ob es gleich vielerlei Künste gab, die die Schildbürger nicht gelernt hatten, so mußte man es ihnen doch im Haffe nachreden, wenn man sagen wollte, daß sie die Kunst Collecten zu sammeln, nicht verstanden hätten. Darin waren sie Meister. Wenn ein Gemeinhaus erbauet werden, wenn ein Schullehrer eine kleine Zulage bekommen sollte, wenn ein Paar Acker verpagelt waren, oder das große Wasser Schaden gethan hatte, so ließ der Schultheiß die Rathsherrn zusammenkommen, und überlegte sehr weislich und patriotisch, was wohl bei der Sache zu thun sei? Wenn sie nun ein Paar Stunden von allerlei discuriert hatten, so fielen sie am Ende immer darauf, sie wollten eine Collecte einsammeln lassen.

Die Schildbürger hatten daher in ihrer Stadtrechnung, unter der Einnahme, immer einen besondern Artikel, der die Ueberschrift hatte: Einnahme an Collectengelbern.

Einmal war ein Rathsherr so naseweis, daß er austrat und sagte: Aber liebe Herren Collegen! wollen wir denn ewig Collecten sammeln? wollen wir uns denn gar nicht selbst zu helfen suchen? Behnerlei wollte ich vorschlagen, wodurch unserer Stadtkasse so aufgeholfen werden sollte, daß wir die ewige Bettelrei nicht mehr nöthig hätten.

Herr! fing der damalige Schultheiß an, was meint Erzähl. a. d. Thüring. Voten. 9

er! Sind wir Bettler? schämt er sich nicht, einem hochedeln und hochweisen Rathe so etwas unter die Augen zu sagen?

Der ganze hochedle und hochweise Rath war ebenfalls darüber so aufgebracht, daß er dem naseweisen Herrn Collegen so starke Verweise gab, daß dieser auf der Stelle sein Amt niederlegte.

Das war ihnen eben recht!

Genug, da die Schilbbürger bei jeder Gelegenheit Collecten sammelten, wo andere Leute sich des Collectirens zu schämen pflegen, so darf man sich auch nicht wundern, wenn sie bei diesem großen Unglücke, das auch andere Derter, die sonst gar nicht Collecten sammeln, nöthigen kann, dazu ihre Zuflucht zu nehmen, wenn, sage ich, die Schilbbürger auch diesmal zu colligiren anfangen.

Sie hatten sich von dem Stadtschreiber in dem benachbarten Städtchen alle große Städte, wo reiche Leute wohnen, aufzeichnen, die Marschroute nach jeder mit Bleistift auf ein Stückchen Papier malen, und die Namen der Derter aufschreiben lassen, durch welche man gehen mußte.

Darauf wurden die Herren Collectanten gewählt, mit Brandbriefen versehen, und jedem sein Stückchen Papier mitgegeben. So durchzogen sie ganz Deutschland, setzten es in Contribution, und brachten so vieles Geld zusammen, daß nicht nur ganz Schilzburg von Grund aus davon konnte wieder aufgebauet werden, sondern auch ein beträchtlicher Ueberschuß übrig blieb. Ja, da sie sahen, daß die Sache so gut ging, so that einmal der Schultheiß den Vorschlag, ob es nicht gut sei, daß man das Collectensammeln noch einige Jahre fortsetzte? Der ganze Rath gab diesem Vorschlage Beifall, es wurden neue Brandbriefe ausgefertigt, und das Jahr und das Datum des Brandes

weislich weggelassen, und wurde durch dieß Mittel noch mehr Geld zusammengebracht, welches die Schildbürger zu allerlei nützlichen Anstalten verwendeten, wovon ich hernach reden will.

Jetzt komme ich wieder zu den Collectanten, die den Fürsten um eine Beisteuer ansprachen. Der Fürst ließ sie nicht so lange vor seinem Zimmer stehen, als ich sie habe stehen lassen. Er ließ sie hineinkommen, und erkundigte sich sehr genau, wie es mit dem Brande zugegangen wäre. Da sie nun sagten, daß das Feuer bei Albrecht Beyfußent ausgekommen sei, so fragte er gleich: was für ein Mann ist denn dieser Albrecht Beyfuß?

Sogleich trat der eine Schildbürger ein Paar Schritte näher und sagte: Ihre Durchlaucht! wenn ich Ihnen die reine Wahrheit sagen soll, so ist nichts an ihm. Er ist ein Großplaher, ein Windbeutel; in allen Stücken will er kläger sein, als andere Leute, alles will er anders machen, als wir — mit einem Worte, es ist nichts an ihm. Groß herfahren, sich über andere Leute erheben — sonst kann er nichts. Unsere Bürgerschaft hat genug Verdruß mit ihm gehabt. Wenn das Ding so fort gegangen wäre, so wäre er uns allen über die Hörner gewachsen. Der liebe Gott steuert aber den Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Es geschieht in der Welt nichts umsonst, dabei bleibe ich.

Während dieser Rede stand der andere Schildbürger von ferne, hielt den Kopf etwas vorwärts, lächelte, blinzelte mit den Augen, und nickte zu allem, was der Herr College sagte, und gab so dem Fürsten zu verstehen, daß der Herr College Recht habe.

Da der Fürst genug gehört hatte, zog er den Beutel

heraus, und gab den Herren Collectanten einige Goldstücke. Sie traten ab, nachdem sie erst ein Paar Kratzfüße gemacht hatten.

Da sie vor die Thür kamen, sahen sie das Geld an — tausend schwere Noth! sagte einer zum andern, das ist viel Geld. Darauf gingen sie in das Wirthshaus, ließen Gefottenes und Gebratenes anfragen, tranken etliche Kannen Bier, verwechselten eins von den Goldstückchen, die ihnen der Fürst gegeben hatte, und bezahlten davon ihre Beche.

Der Fürst hatte einen Freund bei sich, mit welchem er überlegte, wie er am besten das Wohl seines Landes befördern könne. Zu diesen ging er, sobald die Herren Collectanten aus Schildburg abgetreten waren. Beyfuß, sagte er zu ihm, scheint mir wirklich ein sehr vernünftiger und rechtschaffener Mann zu sein.

Haben Ihre Durchlaucht hiervon Beweise? fragte der Freund.

Beweis genug, antwortete der Fürst. Eben jetzt waren zwei Schildbürger bei mir, die ihm so viel Böses als nur möglich nachredeten. Die Birnen sind die süßesten, um welche die Wespen am mehresten schnurren. So glaube ich auch, daß fast immer diejenigen Menschen die vernünftigsten und rechtschaffensten sind, welche von solchen Leuten, wie unsere Nachbarn, die Schildbürger, am mehresten verfolgt werden.

Der Freund gab dem Fürsten Beifall und sagte, er wolle sich, um mehrerer Sicherheit willen, doch auch erkundigen, was vernünftige Leute von Beisüßen hielten.

Dies that er auch. Da er nun von allen das beste Zeugniß erhielt, so gab ihm der Fürst ein Landhaus,

welches er in einem Concurse erstanden hatte. Der vorige Besizer hatte es von seinem Vater geerbt, und darauf ein Weibchen aus der Stadt geheirathet, welches gar vielerlei verstand, nur die Wirthschaft nicht. Von dem Gelde, das aus der Haushaltung einkam, kaufte sie sich schöne Kleider, Spiegel, Stühle, Canapees, Commoden, und that die alten Spiegel, Stühle und Schränke, die von dem seligen Schwiegervater noch da waren, in die Gesindestube. Auch legte sie guten Wein in den Keller, daß sie ihren guten Freunden aus der Stadt, die sie gar oft besuchten, etwas vorsetzen konnte.

Es wäre unschicklich gewesen, wenn der Mann, an der Seite seiner schön angepuzten Frau, bei seiner vorigen einfältigen Tracht geblieben wäre. Er ließ sich auch schöne Kleider von holländischem Tuche, Westen und Hosen von Sammet machen, kaufte seidene Strümpfe und silberne Schnallen, und die alte hölzerne Wanduhr, mit welcher sich sein seliger Vater sein Lebelang beholfen hatte, schenkte er dem Herrn Schulmeister, und legte sich dafür eine silberne Sackuhr zu.

Das war nun eine recht artige Wirthschaft, die besonders den guten Freunden aus der Stadt recht wohl gefiel. Diese besuchten das Landhaus recht fleißig, und lobten es gegen Jedermann, daß hier so gut und so wohlfeil zu zehren wäre.

Schade nur, daß diese Wirthschaft nicht lange dauerte. Die Einkünfte des Landes wollten dazu nicht mehr hinreichen. Es wurde jährlich ein Capitalchen aufgenommen. Freunde fanden sich genug, die diese Capitalchen herschoßen; aber hernach wollten sie auch Interessen haben. Da diese nun nicht abgetragen wurden, so forderten sie ihre Capl

tälchen zurück. Da sie nicht zurückgezahlt werden konnten, so verklagten sie den Besitzer, es kam zum Concourse, alle Sachen wurden verkauft, auch die schöne Sackuhr, und Herr Wind, so hieß der Besitzer, bedauerte es nun, daß er die hölzerne verschenkt hatte. Das Stütchen selbst kaufte der Fürst und räumte es nun Beyfuß ein.

Dieser trieb da sein Wesen mit Ackerbau, Branntweimbrennen, Viehmästung u. dgl. und gewann damit so viel, daß er den Fürsten binnen zehn Jahren bezahlen konnte, und noch etwas übrig blieb, das er immer dazu anwendete, seine Wirthschaft zu verbessern.

Die Herren Schildbürger waren unterdessen auch nicht müßig. Sie fingen an, von den eingelassenen Collectengeldern, ihre Stadt wieder aufzubauen.

Bisher war Schildburg weit und breit wegen des Morastes berühmt gewesen, der sich, Jahr aus Jahr ein, in den Straßen befand; gemeinlich ging man darin bis an die Knöchel, und weil dieß viele Schuhe kostete, so gingen die mehresten Schildbürger auf Stelzen. Wurde das Vieh eingetrieben, so wurde es gemeinlich mit Schlamme bedeckt. Ueberdieß war immer ein solcher Geruch in den Straßen, der fremden Nasen, wenn sie nach Schildburg rochen, gar nicht behagen wollte, denn alle Mistpfützen waren auf die Straßen geleitet, und erfüllten die Luft beständig mit Gerüchen.

Ein Reisender, der einmal durch Schildburg kam, hielt sich über den Gestank auf, der in den Straßen war, und sagte, man sollte diese Stadt, statt Schildburg, lieber Stinkburg nennen. Daher mag es wohl kommen, daß sie von unthwilligen Spottvögeln, noch heutiges Tages, Stinkburg genannt wird.

Da nun die Schildbürger jetzt anfangen, Grund zu graben, um das Fundament zu ihren Häusern zu legen, geschah es, daß einer von ihnen, da er zwei Ellen tief gegraben hatte, Pflaster fand, welches vermuthlich durch die alten Bewohner der Stadt war angelegt worden. Er zeigte dieß dem Herrn Schultheißen an, es kam bald in der ganzen Gemeinde herum, und Jung und Alt lief zusammen, um das Pflaster zu sehen. Viele junge Leute, die noch nicht von Schildburg gekommen waren, und in ihrem Leben noch kein Pflaster gesehen hatten, verwunderten sich darüber vorzüglich und sagten: tausend schwere Noth!

Ganz Schildburg freuete sich darüber höchlich, und der Herr Schulmeister sagte: so ist dieß Unglück uns doch zu etwas gut gewesen. Wäre unsere Stadt nicht abgebrannt — nimmermehr hätten wir das Pflaster entdeckt.

Einer von den Schildbürgern that den Vorschlag, man sollte nun vor allen Dingen dafür sorgen, daß der Morast von dem Pflaster weggeschafft würde; wenige hatten aber dazu Ohren, und meinten, es mache zu viele Kosten.

Unterdessen beredeten sich drei von des alten Beyfußens Nachkommen mit einander, und wurden einig, daß sie den Schlamm weggeschaffen wollten. Sie zeigten es dem Schultheiß an, und erbaten sich, sie wollten den Schlamm alle weggeschaffen, und verlangten dafür etwas Weniges, nur bedungen sie sich aus, daß sie den Schlamm für sich behalten dürften. Dieß wurde ihnen zugestanden, und alle Schildbürger lachten darüber, daß die Beyfüße so närrische Kerls wären, und den Schlamm so sorgfältig zusammenführten.

Sie schütteten ihn an dem Ende ihrer Länderei zusammen, ließen ihn den Winter über durchfrieren, und brachten ihn dann auf ihr Brachfeld. Das nächste Jahr

hielten sie eine so gute Ernte, daß die ältesten Männer sich nicht erinnern konnten, in der Schildburgischen Flur so eine Ernte gesehen zu haben.

Nun wurde der Vorschlag gethan, daß wöchentlich die Straßen gekehret werden sollten, damit das Pflaster rein bleibe. Allein der Schultheiß setzte sich dagegen und sagte: die heutige Welt will immer klüger sein, als unsere Vorfahren, die doch auch keine Narren waren. Hätten unsere Vorfahren auch die Straßen kehren lassen, so wäre das Pflaster längst abgenutzt worden, und wir hätten keins mehr gefunden. Wir müssen auch für die Nachkommen sorgen. Wenn wir das Pflaster ungekehrt lassen, so bleibt es gut, die Nachkommen werden es einmal wieder finden, und uns danken, daß wir so für sie gesorget haben.

Weil die Schildbürger, wie ich schon gesagt habe, von ihren Collectengeldern ein hübsches Stückchen übrig behielten, so überlegten sie nun, wozu sie das Geld anwenden wollten, und wurden am Ende einig, sie wollten ein Waisenhaus bauen. Einer der Rathsherrn stellte dem Rathe und der Bürgerschaft in einer schönen Rede vor, was für große Vortheile die Stadt von einem Waisenhaus haben würde. Erstlich, meinte er, würden sie viele arme Kinder los, welche zeither dem gemeinen Wesen zur Last gefallen wären; zweitens könnte auch mancher arme Schelm, den man zu weiter nichts brauchen könnte, als Waisensformator sein Stückchen Brod finden.

Nun war die Frage, wohin das Waisenhaus gebaut werden sollte. Man schlug dazu anfänglich einen schönen offenen Platz vor, der frische Luft und eine artige Aussicht hatte; allein ein Paar alte Rathsherrn, die, wie sie sag-

ten, weiter sehen konnten, wendeten dagegen ein, dieser schöne Platz könnte wohl zu etwas besserem genutzt werden; er wisse einen Winkel hinten an der Stadtmauer, der zu weiter nichts genutzt werden könne; dieser sei für die Waisenkinder gut genug.

So wurde also das Waisenhaus dicht an die Stadtmauer, in einen Winkel gleich hinter die Meisterei, gebracht.

Da der Bau glücklich vollendet war, wurden sechs arme Kinder angenommen und gekleidet. Man muß es den Schilbbürgern nachrühmen, daß sie dafür sorgten, daß die Kinder in keine Gefahr kamen, zu erfrieren. Sie ließen ihnen dicke wollene Strümpfe, Kleidung von rechtem schweren berben Tuche, jedem ein Paar Pelzhandschuh und eine Pelzmütze machen. Auch sorgten sie für dicke Federbetten, wovon immer zwei und zwei eins bekamen. Auch that der Herr Schultheiß noch ein gutes Werk, indem er seinen Pächten, mit dem er zeitber gar nicht wußte, was er anfangen sollte, zu einem Stückchen Brod half, und ihn als Informator der Waisenkinder anstellte. Damit das Waisenhaus von den Kindern auch Nutzen hätte, so wurde ein Borrath Wolle und Spinnräder gekauft, daß die Kinder mit Spinnen etwas verdienen sollten.

Da nun alles so weislich eingerichtet war, so wurde das Waisenhaus eingeweiht, und der Herr Waisen-Informator vorgestellt. Der Herr Pfarrer hielt dabei eine so schöne Rede, daß die Bürgerschaft fast in Thränen zerfloß.

Da der Actus vorbei war, wurden die Waisenkinder mit Kuchen und Stadtbier traktirt, welches verschiedene wohlthätige Herzen hergegeben hatten, und jetzt öffentlich, zur Erbauung der ganzen Bürgerschaft, auspendeten.

Das Waisenhaus hatte nun recht guten Fortgang, und seine Einkünfte vermehrten sich mit jedem Jahre. Es wurden fleißig Collecten eingesammelt, wovon vier ehrliche Schilddbürger ihr reichliches Auskommen hatten. Der Herr Waiseninformer wußte die Kinder so schön zu dresseu, daß sie vom Morgen bis in die Nacht spannen, und damit das Jahr lang ein hübsches Stück Geld verdienten. Auch mit Beten verdienten die Kinder einen schönen Thaler Geld. Wenn nämlich in einem Hause Jemand krank wurde, so dachte man nicht etwa nach, woher die Krankheit käme, und wie sie zu heilen sei; man incommodirte auch nicht gerne den Arzt; man wußte in Schilddburg ein weit kürzeres Mittel, die Krankheiten zu vertreiben, man schickte Geld in das Waisenhaus, und ließ die Waisenkinder für sich beten. Dabei hatte nun alles seine ordentliche Taxe. Drei Vaterunser kosteten einen halben Gulden, sechs Vaterunser einen Gulden, neun Vaterunser einen Conventiunsthaler.

Allemaal half dieß Gebet freilich nicht; aber einige Exempel hat man doch, daß Kranke wieder gesund wurden, wenn die Waisenkinder für sie gebetet hatten.

Am mehresten verdient um dieß Waisenhaus machte sich aber unstreitig Franz Nichelmann. Dieser hatte sich ein hübsches Vermögen erworben, und hatte keine Kinder. Zwar hatte er ein Paar Bruders Töchter, die gleich Männer würden bekommen haben, wenn nur jede ein Paar hundert Thaler gehabt hätte, um eine Haushaltung anfangen zu können. Allein Franz Nichelmann meinte, das Geld wäre besser angewandt, wenn er es dem Waisenhanse vermachte. Er that es also und enterbte seine Bruders-töchter. Diese schrien Ach und Weh! da das Testament

geöffnet wurde. Verschiedene Leute hatten lose Mäuler und sagten: es sei nicht erlaubt, daß diesen unschuldigen Mädchen ihr Erbtheil so ganz entzogen würde; das Waisenhaus hätte ja ohnedies Einkünfte genug; und was sie so alles sagten. Ein hochedler und hochweiser Rath legte ihnen aber ein Stillschweigen auf und decretirte: das Waisenhaus sei ein *pium corpus* und ein *pium corpus* hätte in Erbschaften vor Geschwistern und Geschwisterkindern, Ehegatten und leiblichen Kindern den Vorzug.

Auf diese Art bekam das Waisenhaus immer mehrere Einkünfte, die Herren Vorsteher lehnten immer ein Capitälchen nach dem andern aus, und da einer von ihnen starb, bekam er eine Leichenpredigt, in welcher der ein treuer Haushalter genannt wurde, welcher während seiner Vorsteberschaft 2000 Rthlr. für das Waisenhaus gesammelt hätte.

So war alles im Waisenhause in der schönsten Ordnung. Mit einem wollte es nun nur nicht gut gehen — das waren die Waisenkinder. In diesen war kein Muth und Blut, sie verkürpften, und ohnerachtet sie Pelzmützen, Pelzhandschuhe und gewalkte Strümpfe hatten, den ganzen Tag hinter dem Spinnrad saßen, unter dicken Federbetten schliefen, und niemals eine kalte Luft in ihre Schlafkammer kommen konnte, so sahen sie doch so gelb aus, wie die Spillinge, unter den Pelzmützen schwappelte und wappelte es, und die Hände starren von Krätze. Die Herren Waisenhausvorsteher konnten gar nicht begreifen, wie das Ding zuging.

Die Herren Vorsteher des Waisenhauses machten sich über das Elend der Waisenkinder eben keinen großen Kummer. Die Hauptsache bei einem Waisenhause, meinten sie,

wären die Einkünfte, und das Nebenwerk die Waisenkin-
der. Waisenkinder könnte man allemal wieder bekommen;
wenn auch der Guckguck einige holte, so wären immer
zehn andere wieder da, die dem lieben Gott dankten, wenn
sie in's Waisenhaus kommen könnten. Ein Capital, das
verloren ginge, wäre aber nicht sogleich wieder ersetzt.

So urtheilten die Herren Waisenhausvorsteher in
Schilzburg, sammelten Capitale und ließen die Waisenkin-
der verderben. Daß sie aber Recht hatten, konnte man
daraus sehen, weil es niemals an Waisenkindern fehlte.
Wenn auch das Jahr lang ein halb Duzend begraben wur-
den, so war ihre Stelle doch gleich wieder ersetzt, und das
Waisenhaus büßte dabei weiter nichts ein, als die Begräb-
nißkosten.

Ueber diesen Punkt knurrte nun der Herr Obervorste-
her etlichemal, wenn er die Rechnung durchsah. Er
machte daher die Verordnung, wenn künftig ein Waisen-
kind stürbe, so sollten die übrigen das Grab selbst machen.
Allein so weise seine Verordnungen auch sonst sein moch-
ten, so konnte diese doch nicht befolgt werden. Da die
nächste Woche ein Kind an der Schwindsucht starb, so
wurden die ältesten Kinder zwar angestellt, daß sie das
Grab machen sollten; weil sie aber in ihrem ganzen Leben
keine Hacke und keinen Spaten gesehen hatten, so wußten
sie gar nicht, wie sie die Dinger angreifen sollten. Ueber-
dies schien es auch, als wenn sie gar kein Mark in den
Knochen hätten, und ihnen dasselbe alle zwischen den Fin-
gern herausgestossen wäre. Man mußte also doch, nach-
dem sie einen halben Tag mit dem Hacken und Schaufeln
sich geplaget hatten, am Ende noch den Todengräber ru-
fen lassen, um das Grab fertig zu machen.

Endlich gingen ihnen doch die Augen auf, und sie entschloßen sich, etwas an die Waisenkinder zu wenden und sie kuriren zu lassen.

Es fügte sich, daß eben der ungarische Balsamträger durchging, von welchem der größte Theil der Schildbürger- schaft seine Arzneien zu nehmen pflegte. Die Herren Vor- steher des Waisenhauses ließen ihn sogleich zu sich kom- men, und fragten ihn, ob er nicht etwas hätte, das gegen die Krätze und die ausgeschlagenen Köpfe gut wäre? Ja! sagte dieser, und gab ihnen ein Paar Büchsen voll Salbe, mit welcher sie die Köpfe der Kinder bestreichen, und sie ihnen zwischen die Finger reiben lassen sollten. Die Ope- ration schlug auch recht gut an: denn in zweimal vier und zwanzig Stunden war Krätze und Ausschlag abgetrocknet. Nur trat den dritten Tag noch ein besonderer Umstand ein. Die Kinder wollten nämlich ersticken: weil die unreine Materie sich auf die innern Theile gesetzt hatte. Man ließ in der Kirche für sie bitten; es wollte aber wenig helfen. Die eine Hälfte davon starb, und die andere wurde so elend, daß sie die Bürgerschaft lebenslang ernähren mußte. Man ließ zwar eine Wunderarznei kommen, welche in der Hamburger Zeitung war angepriesen worden, und gab sie ihnen ein; allein obgleich vorbelobte Zeitung versicherte, daß diese Arznei für alles in der Welt gut sei, so half sie doch nichts. Die Kinder waren elend, und blie- ben elend.

Nun fehlte es wirklich dem Waisenhause an hinläng- licher Bevölkerung. Die Herren Vorsteher meinten aber, es hüße dabei nichts ein: weil man das Geld, das die Waisenkinder würden gekostet haben, zurücklegen könnte. Das that man auch wirklich, kaufte dafür Erbzinsen, und

meinte, der liebe Gott hätte es doch gut gemacht, daß er einen Theil der Waisenkinder zu sich genommen hätte. Denn nimmermehr hätte man die schönen Erbjinsen für das Waisenhaus kaufen können, wenn man jene Kinder alle hätte ernähren sollen.

Unterdessen kamen doch nach und nach wieder gegen dreißig Rekruten in das Waisenhaus, und, weil es nun mehr zu Kräften gekommen war, so entschloß man sich auch, mehr an die Kinder zu wenden. Man machte nämlich die Verordnung, daß die Kinder alle Vierteljahre purgirt werden sollten. Das geschah richtig. Allemal den Sonntag nach jedem Quatember war Generalpurgirtag. Die Purganzen wirkten auch allemal von oben und von unten recht gut. Allein weiter halfen sie Niemanden etwas, als — dem Apotheker, der sie geliefert hatte, und darüber allemal, den heiligen Abend vor Weihnachten, seine Rechnung richtig einschickte.

Dazumal lebte im Hannöverschen ein Herr Doctor Beyfuß, der aus Schildburg gebürtig war, in Leipzig und Jena studiret, und sich hernach im Hannöverschen niedergelassen hatte: weil es ihm, unter seinen Landsleuten, ich weiß gar nicht warum? nicht mehr gefallen wollte. Dieser kam einmal nach Schildburg, um seine Herren Bettern und Frau Muhmen zu besuchen, die sich alle gar herzlich darüber freueten, daß der Herr Better so groß geworden wäre, und sich an den schönen Kleidern, die er an hatte, gar nicht satt sehen konnten.

Da der oberste Vorsteher des Waisenhauses auch sein Herr Better war, so hatte der Herr Doctor eine schöne Gelegenheit, sich darin herumführen zu lassen. Da er

alles besehen hatte, so fragte ihn der Herr Vorsteher: nun Herr Wether! was sagen Sie denn zu unsern Anstalten?

Der Herr Doctor zuckte die Achseln und sagte: es ist halt ein Waisenhaus!

Aber, fuhr der Herr Vorsteher fort, das müssen Sie doch zugeben, daß in demselben alles recht ordentlich eingerichtet ist.

Je nun, antwortete der Herr Doctor, ich glaube freilich, daß Sie Ihr möglichstes thun.

Das will ich aber nicht wissen, sagte der Vorsteher, ich wollte gern ihre aufrichtige Meinung über die ganze Sache hören.

Da nahm der Doctor sein Schnupftuch heraus, schneuzte sich, und redete folgendermaßen: Wenn Sie durchaus meine Meinung wissen wollen, so will ich sie Ihnen sagen. Das ganze Waisenhaus taugt nichts, und ich bedaure die armen Kinder, die das Unglück haben, hineingesteckt zu werden. Sie werden an Leib und Seel verdorben, an der Seele werden sie dumm, und am Leibe krank und elend.

Wie so? fragte der Herr Wether.

Wie so? antwortete der Herr Doctor, das will ich Ihnen sagen. Die Lage des Waisenhauses taugt nichts; es ist zu feucht und hat keine frische Luft. Das erste, wofür man bei Erziehung der Kinder sorgen muß, ist frische Luft. Die Betten taugen nichts: denn sie sind mit Federn ausgestopft, dadurch werden die Kinder in Schweiß gebracht, und entkräftet, und, wenn sie hernach an die frische Luft kommen, so schlägt der Schweiß zurück, und sie bekommen allerlei übele Zufälle. Wenn ich das Waisenhaus zu besorgen hätte, wissen Sie, was ich thäte? ich

ließe die Kinder alle auf Strohsäcken schlafen, und mit leichten durchnäheten Decken bedecken.

Der Herr Vorsteher schüttelte mit dem Kopfe.

Und sagen Sie mir ums Himmels Willen! Herr Better! wie Sie es verantworten können, daß Sie die Kinder zwei und zwei in einem Bette schlafen lassen? das ist ja gegen alle Zucht und Ehrbarkeit. Die Kleidung der Kinder tangt auch nichts. Wozu sollen die Pelzmützen? die schweren wollenen Kleider? die gewalkten Strümpfe?

B. Wir müssen unser Gewissen verwahren, und für die Gesundheit der Kinder sorgen. Das Beste für den menschlichen Körper ist aber die Wärme.

D. Falsch! Herr Better! Wenn dieß wäre, so müßten ja die Kinder gesund sein. Das ist ja aber nicht. Sie sind ja, wie Sie selbst sehen, durchaus elend. Unter den warmen Kleidungsstücken erzeugt sich ein scharfer Schweiß und Ungeziefer. Den Kopf sollten sie eigentlich gar nicht bedecken, sondern ihn lieber fleißig mit kaltem Wasser waschen.

B. Mit kaltem Wasser? Hm!

Die gewöhnliche Kleidung der Kinder, fuhr der Herr Doctor fort, sollte leinen sein; leinene Kamisöler, leinene Hosen, leinene Strümpfe. Darunter bleibt der Körper in seiner natürlichen Wärme, und die Luft kann ihn fein durchwehen und stärken. Wie oft lassen Sie denn die Kinder baden?

B. Baden? davon wissen wir bei uns nichts.

D. Das ist auch nicht gut. Das Baden ist ein herrliches Stärkungsmittel, und kostet nicht viel.

B. Nun das ist wahr. Ich weiß am besten, wie viel Geld die Purgangen das Jahr hindurch dem Waisen-

haufe kosten. Das Wasser hat man ja aber umsonst. Ja, wenn ich durch das Baden die Kinder gesund erhalten könnte, und brauchte die Purgangen nicht, das wäre etwas werth.

D. Die Purgangen werden ganz überflüssig sein, wenn man die Kinder auf eine vernünftigeren Art zu verpflegen anfängt. Aber verstehen Sie mich recht, Herr Better! das Baden allein macht die Sache nicht aus. Die ganze Lebensart der Kinder muß geändert werden. Was für Spiele hat man denn in ihrem Waisenhaufe?

B. Spiele? davon weiß man ganz und gar nichts. Wir wenden nicht deswegen so viel an das Waisenhaus, daß die Kinder spielen, sondern daß sie arbeiten sollen. Ja, ich muß ihnen sagen, daß wir gar nicht zugeben, daß die Kinder spielen. Das würde hübsch werden, wahrhaftig! wenn wir diesen Kindern das Spielen erlauben wollten; wenn wir dann dächten, sie läßen hinter dem Spinnrade, so wären sie auf dem Spielplatze. Der Mensch ist zur Arbeit gemacht und nicht zum Spielen, und er muß früh zur Arbeit angehalten werden, damit er sich daran gewöhne. Am wenigsten dürfen Waisenkinder spielen, die man aus Barmherzigkeit erzieht. Wissen Sie denn nicht, daß das Spinnerlohn der Waisenkinder einen Theil der Revenüen des Waisenhauses ausmacht? Sie scheinen noch kein Waisenhaus dirigirt zu haben.

D. Das ist wahr. Ich muß Ihnen aber sagen, lieber Herr Better! daß ich gelernt habe, Kinder zu erziehen. Da nun Waisen auch Kinder sind, so glaube ich doch etwas von ihrer Erziehung zu verstehen. Kinder müssen schlechterdings spielen, damit sie fein munter bleiben, und durch

das Springen und Schreien den freien Umlauf des Bluts befördern.

B. Um Gottes Willen! Was sagen Sie da. Wir haben ja ohnedieß Mühe genug, die Kinder zum Stillstehen zu gewöhnen. Wenn man ihnen nun sogar erlauben wollte, zu springen und zu schreien, so könnte es ja gar Niemand bei ihnen aushalten.

D. Vom vielen Stillstehen der Kinder halte ich auch nicht viel. Dabei schrumpfen die Muskeln zusammen, daß sie dieselben hernach nicht gebrauchen können, in den Gelenken entstehen Stockungen, in die Knochen kommt kein Mark, und so weiter, und so weiter. Meine Meinung ist diese, daß Kinder, so viel es nur die Umstände erlauben, in freier Luft sich aufhalten müssen. Deswegen sollte das Waisenhaus auf freiem Felde erbaut sein, sollte ein Stück Land zu bearbeiten haben. Hier könnten die Kinder den ganzen Tag arbeiten, ohne daß sie stillstehen dürften; sie könnten graben, hacken, pflanzen, jäten, begießen, spanischen Klee und Esparsette —

B. Erlauben Sie mir, Herr Better! daß ich Ihnen in die Rede falle! in Schildburg leidet man es schlechterdings nicht, daß die Felder mit Klee oder Esparsette besät werden, weil dadurch der Trift Abbruch geschieht.

D. Desto schlimmer! ich sage ja aber nur, wie eigentlich ein gutes Waisenhaus eingerichtet werden müsse. Die Kinder, war meine Meinung, sollten nun die Fütterung eintragen, und einige Stück Rindvieh und Schweine damit versorgen. Dabei blieben die Kinder gesund, bekämen Mark in die Knochen, lernten Gartenbau und Viehzucht und könnten hernach allenthalben ihr Brod verdienen. Das Waisenhaus würde sich auch sehr gut dabei stehen, indem

durch die Arbeit der Kinder das nöthige Gemüse, Milch, Butter und Käse, auch von Zeit zu Zeit etwas Fleisch herbeigeschafft würde. Ist denn das nicht vernünftiger, als wenn die Kinder erst vom Morgen bis zum Abend spinnen müssen, um ein Paar Pfennige zu erwerben, und diese Paar Pfennige hernach doppelt für Nahrungsmittel hingegeben werden? Freilich werden der Herr Better einwenden, daß die Kinder doch nicht Jahr aus Jahr ein Gartenbau treiben könnten. Ich gebe Ihnen dieses zu. Gibt es denn aber nicht Handarbeiten genug, mit welchen man sie in regnerischen Tagen und im Winter zu Hause beschäftigen könnte? Wenn alle Stricke rissen, und man wüßte schlechterdings keine Handarbeit zu finden, mit welcher man sie im Hause beschäftigte: so wäre es noch allemal Zeit genug, zum Spinnrade seine Zuflucht zu nehmen.

Bei diesen Worten kamen sie vor dem Hause des Herrn Vorstehers an; er nahm also sogleich seinen Hut, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: Hochzuehrender Herr Better! ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen, und sprang, so geschwind er konnte, in sein Haus. Auf den Abend ging er in das Wirthshaus zum grünen Esel, wo die Honoratioren zusammen zu kommen pflegten. Da versammelten sich nun alle um ihn, ehe sie noch die Karten gemischt hatten, und fragten, was der Doctor Beyfuß zu ihrem Waisenhanse gesagt hätte?

Er zuckte die Achseln und sagte: Beyfuß ist ein gefährlicher Mann, ein Neuling ist er und weiter nichts. Wenn wir nicht machen, daß er bald zur Stadt hinauskomme, so verdirbt er unsere ganze Bürgerschaft durch seine albernen Neuerungen.

Drob erschrakn alle. Herr Doctor Beyfuß kam nach

einer halben Stunde auch in das Wirthshaus, aber Jedermann kehrte ihm den Rücken zu. Er wollte mit diesem und jenem ein Gespräch anfangen, aber Jedermann kehrte sich von ihm weg.

Da besann er sich nicht lange, klopfte seine Pfeife aus, nahm seinen Hut und Stock und schlich sich fort. Den folgenden Tag ließ er bald früh seine Kutsche anspannen, fuhr in das Hannövrise zurück, und soll noch wiederkommen.

Ueberhaupt klagte ein hochedler und hochweiser Rath sehr über das Gift, das die jungen Schildbürger auf den Universitäten, wohin sie ein Paar Jahre geschickt wurden, einsogen, und besorgte, die verderbliche Neuerungsucht möchte einmal nach Schildburg kommen und Religion und Staat gänzlich zu Grunde richten. Deswegen hatte er auf dergleichen Personen ein sehr wachsames Auge. Und da er bei aller seiner Weisheit, doch nicht allenthalben hinsehen konnte, so brauchte er die Vorsicht, daß er ein Paar Aufpaffer besoldete, welche beständig auf die Reden und Handlungen solcher Personen lauren mußten, die sich der Neuerungsucht verdächtig gemacht hatten. Diese Leute waren nun ihrer Pflicht so getreu, daß sie dem hochedeln und hochweisen Rathe alles zu Ohren brachten, nicht nur was wahr, sondern auch, was nicht wahr war. Diese Amtstreue wurde aber auch gut belohnet; denn gemeinlich, wenn eine Rathsherrn- oder Prediger-Stelle vacant war, gab man sie einem solchen Aufpaffer.

Durch einen solchen Aufpaffer wurde auch einmal eine Entdeckung gemacht, und ein Unglück abgewandt, welches, wie sich die hochweisen Herren ausdrückten, der Religion den gänzlichen Umsturz drohete.

Die Sache verhielt sich so. Ein junger Schildbürger, Namens *Wermuth*, wurde auf die Universität nach Jena geschickt, um da die Theologie zu studiren. Ehe er Schildburg verließ, wurde er erst examinirt, und bekam das Zeugniß, daß er recht glaubensfest sei. Man entließ ihn, mit der herzlichsten Ermahnung, daß er fest an der Lehre seiner Väter hängen, und sich durch nichts in der Welt davon abwendig machen lassen sollte.

Raum aber war er vier Monate in Jena, so ging eine große Veränderung in seinem Kopfe vor. Er hörte da vieles, wovon er in Schildburg nie etwas gehört hatte; er fing an manches zu glauben, was er sonst nicht glaubte, und manches, was er sonst für Evangelium hielt, zu bezweifeln. Kurz, es kam mit dem jungen Manne so weit, daß er wirklich Meinungen einsog, von welchen auch der dümmste Schildbürger einsehen konnte, daß es Irrthümer und Ketzereien wären.

Unterdessen war er so schlau, daß viele Jahre hingingen, ehe man etwas an ihm merkte. Er stritt mit Niemandem über die Religion, und, wenn die Herren Aufpaffer das Gespräch darauf bringen wollten, so brach er gemeinlich ab, und lenkte die Rede auf andere Materien. So schlich er sich in ein Amt ein, und wurde, nachdem er sich mit des Herrn Schultheißens ältesten Jungfer Tochter versprochen hatte, wirklich Diakonus an der Hauptkirche zu Schildburg.

Hier konnten des Diakonus Meinungen, welche, wie man in Schildburg zu sagen pflegte, seelenverderblich waren, nicht lange verborgen bleiben, zumal da er an seinem Herrn Collegen, der ehemals auch Aufpaffer gewesen war, einen sehr wachsamem Aufseher hatte.

Herr Diakonus Wermuth wußte in seinen Predigten den Leuten gewaltig aus Herz zu reden, und sprach so deutlich, daß ihn Jedermann gern hörte. Mit dem Herrn Pfarrer war es nicht so, dessen Predigten waren mehrentheils sehr lang und unverständlich. Der Herr Diakonus lehrte die Schilbbürger vorzüglich was sie thun, der Herr Pfarrer hingegen, was sie glauben sollten; der Herr Pfarrer hatte viele christliche Liebe, wie er das Ding zu nennen pflegte, und borgte jedem, der in Noth war. Er verlangte dafür weiter nichts, als ein sicheres Pfand oder hinlängliche Hypothek und sechs bis acht Procent Interesse. Einige böse Leute nannten dieß Geiz, er aber nannte es christliche Klugheit. Der Herr Diakonus borgte aber Niemanden etwas, weil er selbst nicht viel hatte; sondern beschenkte lieber im Stillen diejenigen, die in wirklicher Noth waren, und sich dieselbe nicht durch ihre eigene Schuld zugezogen hatten. In Gesellschaften war er auch sehr gesprächig, gab den Leuten guten Rath, wie sie eine verträgliche Ehe führen, ihre Kinder gut erziehen und ihre Gesundheit erhalten könnten. Wollten ein Paar Schilbbürger mit einander Proceß anfangen, so ließ er sie zu sich kommen, und redete ihnen so lange zu, bis sie einander die Hände gaben, und sich mit einander ausgesöhnet hatten. Bisweilen machte er auch Späßchen, aber in aller Sacht und Ehrbarkeit. Dadurch gewann er nun die Liebe der ganzen Stadt, und wenn er predigte, war die Kirche so voll, daß kein Apfel zur Erde kommen konnte.

Wer hätte nun glauben sollen, daß dieser Mann ein Ketzer wäre? wirklich war in ganz Schilddurg keiner, der es gemerkt hätte, außer — der Herr College.

Dieser witterte gleich etwas, als er den großen Zulauf

sah, den der Herr Diakonus bei seinen Predigten hatte, Das menschliche Herz, pflegte er zu sagen, ist durchaus verdorben, da ist keine Liebe zu Gottes Wort. Wie kann denn also dieser Mann Gottes Wort predigen, da man ihn so gerne höret?

Deswegen nahm er sich vor, sein Gewissen zu verwahren, und auf seine Predigten genau aufzupassen. Er hatte allemal eine Schreibtafel bei sich, wenn er predigte, und merkte es darinne an, so oft er eine Kezerei entdeckte. Es währte nicht lange, so hatte er 75 ³/₄ Kezereien zusammengetragen. Nun drang ihn sein Gewissen, in jeder seiner Predigten die christliche Gemeinde vor dem verderblichen Gifte der Kezerei zu warnen. Vorzüglich war er einmal sehr eifrig, als er über das Evangelium von den falschen Propheten predigte. „Auch in dir, o Schildburg!“ rief er aus, „schleichen reisende Wölfe umher, die dich und deine Kinder in den Abgrund der Hölle hinabziehen wollen. Du kennst sie aber nicht, denn sie haben den Schafpelz übergehängt. Der Schafpelz, in den sie sich hüllen, das ist die Tugend, und die Menschenliebe, das sind glatte und süße Worte, mit welchen sie eure Ohren kitzeln. Ziehet ihnen den Schafpelz aus, was bleibt übrig? ein greulicher Wolf; ein Kezer, der die Geheimnisse des christlichen Glaubens nicht glaubt. Wehe! wehe! wehe dir Schildburg! wenn du nicht wachsam bist, wenn du diese greulichen Wölfe in deinen Mauern umherschleichen läßt.“

Die ganze Gemeinde erschrak, die alten Weiber verbargen die Gesichter unter die Schnupftücher und weinten, und die jungen Weiber sahen nach den Männern hin, um zu erfahren, was diese dazu angäben. Kein Mensch konnte

aber errathen, wer diese greulichen Wolfe wären, von welchen der Herr Pfarrer rebete.

Dhnerachtet aller Warnungen, die der Herr Pfarrer an seine lieben Schildbürger that, dachte doch keiner daran, daß der greuliche Wolf, von welchem der Herr Pfarrer rebete, der Herr Diakonus sei. Dieser setzte sein Amt fort, hernach wie zuvor, und seine Gemeinde bekam ihn immer lieber. Der Herr Pfarrer getraute sich auch nicht, öffentlich etwas gegen ihn zu unternehmen, weil der Herr Schultheiß sein Schwiegervater war, und er sich vor ihm fürchtete.

Endlich zeigte sich eine schickliche Gelegenheit, die Stadt von diesem greulichen Wolfe zu befreien. Der Herr Schultheiß starb, und es kam ein anderer an seine Stelle, welcher des Herrn Pfarrers Schwiegersohn war. Der Herr Diakonus hielt auch um diese Zeit eine Predigt, welche dem Fasse den Boden ganz austieß. Er sagte nämlich, es wäre ganz und gar unchristlich, wenn man Jemanden seines Glaubens wegen verdammete; der liebe Gott thäte allen Menschen Gutes, ohne dabei auf ihren Glauben zu sehen; er ließe seine Sonne über den Christen, Juden, Heiden und Türken aufgehen, und ließe auf aller ihre Aecker regnen. Wenn wir auch einmal zu ihm kommen würden, so würde er nicht fragen, was hast du geglaubt? sondern: wie hast du gelebt? wenn wir nun des lieben Gottes gute Kinder sein wollten, so müßten wir eben so handeln; Niemanden seines Glaubens wegen kränken; vielmehr jedem, wo wir nur könnten, beistehen und helfen.

Ueber diese Predigt gerieth der Herr Pfarrer in gewaltigen Amtseifer. Kaum war sie geendigt, so ließ er die Herren Kircheninspectoren zusammen kommen, und hielt ihnen eine Rede, in welcher er ihnen den Kopf recht warm

nachte und zeigte, daß es ihre Schuldigkeit sei, über die Reinigkeit der Lehre zu wachen, und daß sie und ihre Kinder ewig verdammt wären, wenn das Gift der Ketzerei unter ihnen einrisse. Ob es aber eine abscheulichere Ketzerei gäbe, als diese, daß es einerlei sei, man möge eine Religion bekennen, welche man wolle?

(Dieß hatte der Herr Diakonus eigentlich nicht gesagt.)

Da er nun die Herren Kircheninspectoren durch seine Rede so erschreckt hatte, daß sie am ganzen Leibe zitterten, so fragte er: Könnt ihr wohl die Predigt, welche der Diakonus gehalten hat, für eine lutherische Predigt halten?

Die Schildbürger hingen die Köpfe und sagten Nein!

Nun, sagte er, so macht auch Unsalten, daß ihr von diesem Irrlehrer befreiet werdet.

Hierauf setzte er eine Schrift an den hochedeln und hochweisen Rath auf, in welcher er die greulichen Irrthümer seines Collegen schilderte, um die Entsetzung desselben at, und die Schrift von allen Kircheninspectoren unterzeichnen ließ.

Der Diakonus verantwortete sich zwar; allein ein hochedler und hochweiser Rath sagte, daß er darauf nicht Rücksicht nehmen könne, sondern für das zeitliche und ewige Wohl der Schildbürgerseelen sorgen müsse. Der Diakonus wurde also seines Amtes entsetzt, und mußte mit seiner Frau, welche hoch schwanger war, die Stadt räumen.

Daß die Frau wird geweinet und die Hände gerungen haben, als sie abreisete, kann man leicht denken. Der Herr Pfarrer hatte aber durch eine Predigt, welche er den Sonntag vorher hielt, aller Schildbürger Herzen so gewonnen, daß sie bei diesen Thränen so hart blieben, wie die Steine. Er selbst aber dachte, wie Ihre Hochwürden Magnificenz,

der Hohepriester Kaiphas: es ist besser, daß ein Mensch sterbe denn das ganze Volk verderbe.

Auf dem Wege redete der Herr Diakonus seiner Frau an das Herz, und sagte: Beruhige dich, liebe Frau! der Weg, den wir jetzt gehen, ist ein saurer Weg. Es ist aber der Weg zu unserm Glück — denk an mich!

Wirklich traf es auch ein. Der Ruf von dem Vorfalle in Schildburg verbreitete sich in alle umliegende Lande. Der Herr Pfarrer ließ einen umständlichen Bericht davon in die acta historico-ecclesiastica einrücken. Was bewirkte er aber damit? dieses, daß Jedermann den Diakonus bedauerte. Nach einem Vierteljahre wurde in der Reichsstadt V. das Seniorat vacant, man berief ihn dahin als Senior, er lebte daselbst noch vierzig Jahre, sah seine Kinder bis ins dritte Glied, und starb in einem ruhigen Alter.

Die Herren Schildbürger freueten sich aber sehr, daß sie von diesem Wolfe waren befreiet worden, und ein hochedler und hochweiser Rath machte die Verordnung, daß am Tage der Absetzung des Diakonus jährlich ein Lob- und Dankfest mit Trompeten und Pauken gefeiert und eine Controverspredigt gehalten werden solle. Und dieses Fest wird noch begangen bis auf diesen Tag.

Um nun dem Unwesen der Ketzerei für die Zukunft zu steuern, berief der Herr Schultheiß, auf Anrathen des Herrn Schwiegervaters, eine Synode zusammen, welche aus den vornehmsten Rathsherren und Geistlichen der hochberühmten Stadt Schildburg bestand. Er eröffnete dieselbe mit einer Rede, in welcher er zeigte, in wie großer Gefahr die Seelen aller Schildbürger schwebeten, wenn Ketzerei in Schildburg einreißen sollte; sein Gewissen

verbinde ihn, einen Damm zu errichten, durch welchen alle Ketzerei abgehalten würde; er schlug deswegen vor, daß man ein Glaubensbekenntniß aufsetzen solle, auf welches alle Prediger schwören müßten, und von dem sie in ihren Lehren und Predigten um kein Haar breit abweichen dürften; daran könnte denn jeder Schilbbürger erkennen, ob ein Prediger die reine, oder die unreine Lehre vortrage.

Fast die ganze Versammlung freuete sich über diesen Vorschlag, und der Herr Pfarrer dankte in einer Rede für die landesväterliche Sorgfalt, welche ein hochedler und hochweiser Rath für das Seelenwohl sämmtlicher Schilbbürger bezeigte.

Aber wie kein Weizenacker so rein ist, daß nicht da und dort ein Unkräutchen aufsproßte; so war auch diese Synode nicht ganz rein. Der Herr Zweyermann Salben, ein Abkömmling des alten Beyfuß, hatte in Halle studirt, und da allerlei Meinungen eingefogen, welche den Honoratioren unter den Schilbbürgern seelenverderblich schienen. Da der Herr Pfarrer seine Rede geendiget hatte, so war er so kühn, aufzutreten und Einwendungen zu machen. Erst verbeugete er sich vor der ganzen ehrwürdigen Versammlung, dann that er seinen Mund auf und rebete folgendermaßen: Ohnerachtet ich die guten Absichten eines hochedeln und hochweisen Rathes, und der sämmtlichen Geislichkeit nicht verkenne, so muß ich doch gestehen, daß ich, nach meinen wenigen Einsichten, ein Glaubensbekenntniß nicht nur für überflüssig, sondern auch für schädlich halte.

Warum? fragte der Herr Schultheiß, mit einer Heftigkeit, die hinlänglich von seinem Amtseifer zeugte.

Sw. Deswegen halte ich ein Glaubensbekenntniß für

überflüssig und schädlich, weil unser Heiland Jesus Christus keins aufsehte. Er sandte seine Jünger aus, das Evangelium zu predigen, nicht etwa in einer Stadt, was unser Schildburg ist, sondern er sandte sie aus in alle Welt. Gleichwohl verlangte er nicht, daß sie auf ein Glaubensbekenntniß schwören sollten, welches er doch gewiß würde gethan haben, wenn er es für nöthig und nützlich gehalten hätte.

Dies war nun eine Einwendung, die der Herr Schultheiß gar nicht erwartet hatte. Er konnte daher anfänglich gar nichts antworten, sondern rückte die Perrücke hin und her. Endlich sagte er: das ist wohl alles gut — aber wir sind auch der Herr Jesus Christus nicht.

Zw. Das weiß ich wohl. Aber eben beschweden sollten wir uns nicht anmaßen, unsern Geistlichen ein Glaubensbekenntniß vorzuschreiben, da es nicht einmal Jesus gethan hat, der doch wohl bessere Einsichten hatte, als wir alle.

Sch. Ja, der war auch der Sohn Gottes.

Zw. Ja, eben beschweden mußte er wohl besser verstehen, wie ein Glaubensbekenntniß eingerichtet werden müsse, als wir Schildbürger.

Da saß nun der Herr Schultheiß, wie Butter an der Sonne, und wußte nicht, was er antworten sollte. Der Zweyermann hätte einen gänzlichen Sieg davon getragen, wenn nicht der Herr Pfarrer zur rechten Zeit das Wort genommen hätte. Die Jünger Jesu, beantwortete er, brauchten kein Glaubensbekenntniß, denn diese waren vom heiligen Geist erleuchtet, der sie in alle Wahrheit leitete.

Zw. Erlauben Sie mir eine Frage! sind wir eben so vom heiligen Geiste erleuchtet, als die Jünger Jesu?

Das war nun wieder eine verfängliche Frage, auf

welche sich der Herr Pfarrer gar nicht gefaßt gemacht hatte. Er hätte sie gern mit Stillschweigen übergangen, wenn es thätlich gewesen wäre. Da es aber, wenn er hätte schweigen wollen, leicht das Ansehen hätte gewinnen können, als wenn er nichts darauf zu antworten wisse, so antwortete er, nachdem er sich ein Paar Minuten bedacht hatte, wir sind nicht so vom heiligen Geiste erleuchtet, wie es die Änger Jesu waren.

B. Nun, wenn dieses ist, so dürfen wir uns auch nicht ermaßen, ein Glaubensbekenntniß aufzusehen, und es den Redigern aufzudringen.

Wf. Und warum nicht?

Bw. Deswegen, weil wir uns irren können.

Wf. Und was schadet dieses?

Bw. Weiter gar nichts, als daß wir Irrthümer und Unwahrheiten in das Glaubensbekenntniß bringen, und so die Prediger zwingen werden, Jahrhunderte lang dem volke Unwahrheiten vorzutragen. Ist denn dieß nicht hrecklich?

Wf. Wir können aber nicht irren, weil wir unser Glaubensbekenntniß aus Gottes Wort nehmen. Irrt Gottes Wort vielleicht auch? Sind Sie etwa ein Neuling? ein Sectirer? ein Keher?

Bw. Nur nicht so heftig, lieber Herr Pfarrer! Sie wollen also ihr Glaubensbekenntniß aus Gottes Wort nehmen. Soll denn sonst nichts hinein kommen, als was in Gottes Wort steht?

Wf. Gar nichts weiter.

Bw. Wird es vollkommener werden, als die Lehre Jesu?

Wf. Nein.

Bw. Nun, wenn es nicht vollkommener werden soll, und nicht vollkommener werden kann, als die Lehre Jesu, warum wollen wir denn die Prediger nicht unmittelbar auf dieselbe verweisen? warum wollen wir ihnen denn nicht die Freiheit lassen, in derselben zu forschen?

Der Herr Schultzeiß fand es nicht für gut, sich weiter auf diese Einwendungen einzulassen. Dieß sind Klageleien, sagte er. Wir sind verbunden, für das Seelenwohl unserer lieben Schildbürger zu sorgen, und können nicht jeden Klügling anhören. Damit es nicht das Ansehen habe, als wenn ich eigenmächtig handeln wolle, so wünsche ich, daß sämtliche Glieder der ehrwürdigen Synode, ihre Meinung, wegen Verfertigung eines Glaubensbekenntnisses, auf ein Blatt Papier schreiben.

Da schrieben nun alle auf, daß sie ein Glaubensbekenntniß für höchst nöthig hielten. Herr Zweyer mann Salbey allein schrieb folgendes nieder: Protestanten müssen vollkommene Freiheit haben, nach ihrem Gewissen zu lehren, was sie für wahr halten. Sollte ein Lehrer Meinungen vortragen, welche die Gemeine für irrig hält, so hat diese ein Recht, sich darüber zu beschweren, und ihm das Lehramt, das sie ihm anvertrauete, wieder abzunehmen. Aber vorzuschreiben, was die Prediger glauben und lehren sollen, das ist nicht protestantisch.

Sobald er dieß niedergeschrieben hatte, machte er sein Compliment und entfernte sich. Der Herr Schultzeiß las es der Versammlung vor, und diese entsetzte sich, da sie es hörte.

Der Herr Pfarrer, da er sich vom Schrecken wieder erholet hatte, that seinen Mund auf und sprach: Auf solche schändliche Abwege geräth der Mensch, wenn er seiner

Bernunft folgt. Drum ist's höchst nöthig, daß wir einmüthig daran arbeiten, daß die Bernunft in Schildburg nicht weiter um sich greife. Laßt uns ein Glaubensbekenntniß, ein recht gutes Glaubensbekenntniß, aufsehn! laßt es in die ABC-Bücher und Katechismen drucken; laßt uns die Kinder zwingen und schlagen, daß sie es auswendig lernen; laßt es in allen Bettstunden vorlesen; laßt jeden, der ins Predigtamt will, auf dieß Glaubensbekenntniß einen Eid schwören, daß ihm die Augen vor dem Kopfe stehen; laßt uns noch mehrere Aufpaffer aufstellen, die die Predigten, besonders der neuen Prediger, nachschreiben, und an mich einschicken; laßt uns jeden fortschicken, der nur um ein Haar breit von dem Glaubensbekenntnisse abweicht; laßt uns unsere liebe Jugend recht früh dahin zu bringen suchen, daß sie glaubt, was in unser Glaubensbekenntniß kommen soll, so wird sich mit der Bernunft schon von selbst legen.

Diese Rede machte auf die ganze ehrwürdige Versammlung einen großen Eindruck, und sie gaben einander die Hände darauf, daß sie ihr möglichstes thun wollten, um zu verhüten, daß die Bernunft nie in Schildburg aufkommen solle.

Sie haben ihr Wort reblich gehalten.

Sie verfertigten nun ein Glaubensbekenntniß, und brachten verschiedene Artikel hinein, die auch den starkgläubigsten nicht recht in den Kopf wollten. Es wurde gedruckt. In Anfange stand eine schöne Vorrede, in welcher die Geschichte der Ketzereien und Spaltungen, welche von jeher in der christlichen Kirche gewesen wären, erzählt wurde; darauf folgte ein gar kräftiges Gebet, in welchem der liebe Gott angerufen wurde, daß er doch ganz Schild-

burg im Glauben an dieß Glaubensbekenntniß, bis an den jüngsten Tag, erhalten, allen Ausbrüchen der Vernunft steuern, und allen Schildbürgern eine recht starke Glaubenskraft geben möchte, damit sie auch das glauben könnten, wogegen die Vernunft sich empörete.

Zu Ende des Glaubensbekenntnisses stunden die Worte: Das ist der rechte einige Glaube, wer denselben nicht fest und treulich hält, der wird ohne Zweifel ewig verdammt und verloren sein!

Das Glaubensbekenntniß, das nun zum Heil aller Schildbürgerseelen aufgesetzt war, that vortreffliche Wirkung, und ließ die Vernunft, welche die Väter der Stadt, wie den Teufel, fürchteten, und auch wirklich für ein Werk des Teufels hielten, nicht mehr aufkommen. Verschiedene Candidaten, die noch damit angesteckt waren, schlichen sich in der Stille fort, und suchten auswärts Aemter, und die Prediger, die nun einmal im Amte waren, suchten ihre Vernunft vor der ganzen Welt zu verbergen.

Die liebe Schildbürgerische Jugend, wurde so behandelt, daß die Vernunft, wenn sie sich regen wollte, sogleich wieder erstickt wurde. Unter andern erwarb sich der Herr Rector Casimir Holzart große Verdienste um die Schule zu Schildburg, und wurde deswegen auch auf Kosten eines hochedlen und hochweisen Raths abgemalt, und sein Bild in der Kirche, an der rechten Seite des Altars, aufgestellt, wo es noch zu sehen ist, bis auf den heutigen Tag. In der linken Hand hält er das Glaubensbekenntniß, und in der rechten einen dicken Stock.

Wirklich hat der Mann auch sehr viel für Schildburg gethan. Wenn nun einmal die Vernunft aus dieser Stadt verwiesen sein sollte, so muß man gestehen, daß der Herr

Rector Holzart das Seinige dazu redlich beitrug. Das vorzüglichste, wozu er die liebe Jugend zu gewöhnen suchte, war das Auswendiglernen. Außer dem Glaubensbekenntnisse mußten die jungen Schilbbürger das schöne Schilbburgische Gesangbuch, den Katechismus, den Psalm, und noch verschiedene andere Bücher, vom Anfange bis zu Ende, auswendig lernen. Freilich hatte dieß bei vielen Kindern große Schwierigkeiten, und sie bezeugten gegen das Auswendiglernen große Abneigung. Das sahe nun der wackere Herr Rector als ein Stück der Erbsünde an, und suchte es mit Schlägen zu unterdrücken. Er brachte es so weit, daß die Frau Rathsheimerin Beyfuß ihr Wäldchen den Schulen vermachte, welches noch bis auf diesen Tag das Schulholz heißt, damit die Herren Schullehrer daraus die Stöcke könnten holen lassen, die sie zur Einbläunung des Glaubensbekenntnisses und anderer Bücher nöthig hatten. In dieß Schulholz mußte nun allemal, vor dem Anfange der Schule, ein Knabe gehen und sechs daumenstarke Stöcke holen, welche gemeiniglich während der Schule verbraucht wurden.

Mit diesen Stöcken bewaffnet, fing nun jedesmal der Herr Rector seine Schule an. Erst sang er ein Morgenlied, bei dem er die Andacht in den Herzen der schläfrigen Kinder durch Stockprügel zu erwecken suchte, indem er bald da bald dort hinschlug, wenn er bemerkte, daß ein Kind nicht mitsang, oder mit seinem Nachbar plauderte. Hernach mußte einer der ältesten Knaben dreizehn Gebete, theils gereimt, theils ungereimt, nebst dem Glaubensbekenntnisse hersagen. So oft er stockte, bekam er einen Hieb. Nachdem nun dem lieben Gott dieses Lobopfer, welches mehrentheils mit vielen Thränen vermischt war,

gebracht worden war, so begann die eigentliche Schularbeit. Der Herr Rector mußte sich nun drei Stunden lang auffagen lassen, was die Kinder aus dem Katechismus, dem großen und kleinen Spruchbuche, dem Psalme, der Vokabel und Grammatge auswendig gelernt hatten. Das war aber die Arbeit nicht allein. Wenn er die Lectionen überhöret hatte, so mußte er auch noch eine Execution halten, und alle diejenigen züchtigen, welche die Lection nicht gut gelernt hatten. Dabei bewies er aber große Mäßigung, und richtete die Strafen nach den Sünden der Schüler ein. Wer ein Paar mal gestockt hatte, bekam weiter gar keine Strafe, als ein Paar derbe Maulschellen. Wer mehrmalen gestockt hatte, bekam einige tüchtige Hiebe mit dem Stocke auf die Hände. Wer seine Lection aber gar nicht gelernt hatte, der wurde von seinen Kameraden über die Bank gezogen, einer hielt ihn bei den Haaren, zwei die Hände, einer die Beine, und einer zog ihm die Hosen recht schraff an, dann trat der Herr Rector herzu, und zog ihm einige derbe Risse auf den Hintern. Bei dieser Gelegenheit konnte man recht deutlich sehen, daß er zum Schulmanne gemacht sei, weil er mit seinen derben Fäusten so zuschlagen konnte, daß die Kinder, die seine schwere Hand fühlen mußten, in 24 Stunden nicht sitzen konnten. Bei diesem mühsamen Geschäfte tröstete sich der Herr Rector damit, daß er doch den jungen Leuten, welche die Executionsen mit verrichten helfen mußten, Gelegenheit verschaffte, sich zu guten Schulleuten zu bilden. Uebrigens freuete sich ganz Schilzburg, wenn es das Geschrei der gezüchtigten Kinder hörte, und bewunderte die gute Kinderzucht des Herrn Rectors.

Außer dem, was die Kinder aus den Büchern aus-

wendig lernten, wurde ihnen aber gar nicht viel gelehret, weil der Herr Rector besorgte, daß durch andere Wissenschaften nur die Vernunft genähret würde. So war der Herr Rector z. E. ein abgesagter Feind der Naturgeschichte. Böse Leute sprengten zwar aus, er könne die Naturgeschichte deswegen nicht leiden, weil er selbst nichts davon verstünde; er selbst aber sagte, er sei ihr nur deswegen so gram, weil die Kinder dadurch verleitet würden, zu vernünfteln, und am Ende gar Naturalisten würden. Er hatte auch die Freude zu sehen, daß seine lieben Schüler von dem, was um sie lebete und blühte, fast gar nichts kannten. Wurden sie oder das Vieh krank, so glaubten sie, es käme von Hexerei, und zogen den Scharfrichter zu Rathe; donnerte es, so meinten sie, der liebe Gott sei böse; sahen sie nach dem Gewitter die Wiesen mit Fröschen bedeckt, so glaubten sie, sie wären vom Himmel gefallen. Ueberhaupt waren sie der Meinung, daß alle Thiere und Gewächse, die sie nicht essen, oder auf eine andere Art benutzen konnten, eine Strafe Gottes wären.

Dagegen kannten sie aber desto besser die verschiedenen Classen der Engel und Teufel, und wußten auf ein Haar die verschiedenen Verrichtungen des Satans zu erzählen. Auch kannten sie Hexen, Kobolde, Wassernixen und andere Dinge, wovon unser eins gar keine Kenntniß hat.

Von Städten und Ländern lernten sie auch weiter nichts kennen, als Jerusalem, Bethlehem, das Land Canaan und Egypten.

Ewig Schade war es, daß der Herr Rector Holzart nicht länger lebte, sonst würde er noch manches gethan haben, um den Ausbruch der Vernunft in Schilddurg zu unedrücken. Aber leider starb er in seinen besten Jahren.

Die Ursache davon war folgende: die neuern Erzieher kamen auf. Ohnerachtet er gar nichts zu lesen pflegte, so fiel ihm doch einmal eine Schrift von einem neuern Erzieher in die Hände, die er aus Neugierde las. Hätte sie doch nie gelesen! sagte ganz Schilbburg. Denn in dieser Schrift stunden ganz abscheuliche Sachen. Z. E. man müsse die Kinder nicht blos zum Glauben, sondern auch zum Nachdenken gewöhnen, man solle die Kinder nicht mit Schlägen, wie die Hunde, sondern, wie vernünftige Menschen, mit Vernunft erziehen; man solle sie nicht blos zum Stubensitzen gewöhnen, sondern ihnen auch fleißig Bewegung in freier Luft erlauben, sie laufen, springen, hüpfen, baden, auf dem Schlitten fahren lassen; man solle sie vor allen Dingen mit der Natur und der Erde, auf welcher sie wohnen, bekannt machen; man solle ihnen Gott nicht als einen zornigen Herrn, sondern als einen guten, liebevollen gerechten Vater vorstellen; man sollte ihnen kein Glaubensbekenntniß abfordern, weil sie nicht wüßten, ob sie das, was sie jetzt glaubten, auch noch würden glauben, wenn sie zu Verstande gekommen wären. Solche und mehrere schreckliche Lehren stunden in dem Buche des neuen Erziehers.

Das war aber nun ein Nagel zu dem Sarge des Herrn Rectors.

Zwar hatte er noch vor seinem Ende die große Freude, zu erleben, daß ein hochedler und hochweiser Rath zu Schilbburg das abscheuliche Buch confisciren ließ, und daß der Herr Oberpfarrer im nächsten Examen eine schöne Rede hielt, in welcher er sehr ausführlich die Schädlichkeit der Vernunft und der neuern Erzieher zeigte; das alles war aber nun leider zu spät. Die Galle war dem Herrn

Rector schon zu sehr in den Magen getreten. Er starb an einem Gallenfieber, und ganz Schildburg beweinte ihn. Sogar die Kinder weinten mit, da sie sahen, daß die lieben Eltern weinten. Er bekam auch eine recht kräftige Leichenpredigt, welche der Herr Pfarrer drucken ließ.

Die gute Einrichtung der Schule in Schildburg, die der Herr Rector Holzart gemacht hatte, that noch lange Zeit ihre Wirkung, und die Schildbürger, die von ihm waren erzogen worden, machten ihm wirklich Ehre. Durch seinen Stock war die Vernunft, die den Herren Schildbürgern so fürchterlich war, ziemlich ausgeprägelt worden, und wenn ja da oder dort sich wieder etwas regte, so sorgten schon die geistlichen und weltlichen Herren dafür, daß es nicht aufkommen durfte. Man hatte in Schildburg das löbliche Sprüchwort: man lasse es doch bei dem Alten! Wenn Jemand eine Aenderung aufbringen, und seiner Meinung nach etwas besser machen wollte, so disputirte man nicht lange mit ihm, sondern gab ihm zur Antwort: man lasse es doch bei dem Alten! und damit war es gut. Jeder machte es, wie es seine Vorfahren gemacht hatten, immer nach dem alten Schlendrian. Dabei befand sich nun die sämmtliche Bürgerchaft sehr wohl, durfte sich mit Nachdenken den Kopf nicht zerbrechen, und wurde zum Theil schneckenfett.

Ausnahmen gab es freilich. So lange die Schildbürger nicht über den Rabenberg kamen, welcher die Grenze ihres Gebiets war, so ging alles gut. Gingen sie aber auf die Wanderschaft, oder bezogen eine Universität, so brachten sie immer etwas Sauerteig mit, der hernach mit vieler Mühe wieder ausgefegt werden mußte.

Das sahe man an dem jungen Ehrich Benfuß. Dieser

hatte 3 Meilen von Schildburg einen Schwager, welcher ein Landgut hatte, auf dem er ein reicher Mann wurde. Er hatte seine Ställe voll Vieh, seine Scheuern voll Heu, die Böden voll Getraide, die Keller voll Obst und Wurzelwerk, und sein ganzes Gut sahe aus, wie ein Garten. Ehrich Beyfuß war sechsmal bei ihm gewesen, hatte die ganze Wirthschaft mit angesehen, ohne daß ihm etwas arges in die Gedanken gekommen wäre. Wäre er nun sein zu Hause geblieben und hätte, wie andere Schildbürger, sein nach der alten Mode fortgearbeitet, so wäre alles recht gut gegangen. Zum Unglück aber mußte er bei seiner Schwester, da sie mit ihrem zweiten Söhnchen in's Kindette kam, Gevatter werden.

Da das Kind zur Christenheit war befördert worden, führte ihn sein Schwager ein Bischen im Felde herum und zeigte ihm da Wunderdinge. Ganze Aecker voll Spanischen und Lucerner - Klee, Runkelrüben, Möhren u. dgl., und fragte ihn, was sagst du dazu?

Der Guckuck mußte dem Schwager diese Frage in den Kopf gegeben haben, denn die machte den guten Beyfuß, der nun fünf und zwanzig Jahre in seiner Einfalt ruhig dahingegangen war, ganz verwirrt, und veranlaßte zwischen Beyfuß und seinem Schwager folgendes Gespräch:

B. Was ich dazu sage? ich weiß selber nicht.

Schw. Aber sag mir nur, gefällt dir meine Wirthschaft nicht?

B. Ei das wollte ich meinen. Das sind nun keine Künste, daß du so große Ställe voll Vieh halten kannst. Wenn man so viele Fütterung hat, da läßt es sich gut füttern. Ha! ha! ha! davon muß unser eins die Nase lassen.

Schw. Und warum denn?

B. Weil wir nicht so viele Fütterung haben.

Schw. Und warum habt ihr denn nicht so viele Fütterung?

B. Es ist bei uns die Landesart nicht wie bei euch.

Schw. Habt ihr es denn schon probirt, und solche Fütterung zu bauen gesucht.

B. Es geht bei uns nicht.

Schw. Und warum denn nicht?

B. Unsere Vorfahren haben nie solche Fütterung gebauet, die waren ja auch keine Narren, und die mußten doch wohl ihre Ursachen dazu haben, warum sie nicht solche Fütterung anpflanzten.

Schw. Ehe ich dieß Landgut aber bekam, trug es diese Fütterung auch nicht, und die Vorfahren hatten sie auch nicht angebauet.

B. Oh!

Schw. Du kannst dich darauf verlassen, dieß ganze Land sah sonst eben so aus wie die Flur in Schildburg. Man sah auf dem Felde nichts, als Roggen, Weizen, Gerste und Hafer, Misthausen, Schafe und ein Trüppchen dürre Kühe.

B. Wie hast du es denn gemacht, daß jetzt alles besser ist?

Diese Frage gab nun dem Schwager Gelegenheit, seine ganze Weisheit auszukramen, die er in Ansehung des Ackerbauens besaß. Mein Herr Ehrlich Beyfuß spitzte dabei die Ohren gewaltig. Da er sich satt gehöret hatte, ging er wieder nach Schildburg zurück, kam Abends 10 Uhr glücklich und wohlbehalten an, und schlief auf die gute Matton recht saft und wohl.

Den folgenden Tag ging er durch die Schildburger Flur spazieren, in der er sich sonst immer recht wohl befunden hatte; durch das fatale Gespräch aber mit seinem Schwager, war ihm der Kopf so verwirrt worden, daß ihm nun nichts mehr gefiel.

Seine Mitbürger, dachte er, sind doch närrische Kerle, daß sie ihr Land nicht besser benutzen. Viermal mehr Vortheil könnten sie davon ziehen, wenn sie es so, wie mein Schwager, bearbeiteten.

Darauf ging er noch etlichemal zu seinem Schwager, ließ sich seine Landwirthschaft aus dem Grunde heraus erklären, und da er alles recht begriffen hatte, und von allem Red und Antwort geben konnte, nahm er sich vor, eine Vorstellung an einen hochedeln und hochweisen Rath in Schildburg zu machen, und ihm Vorschläge zu thun, wie die Schildbürger ihre Flur auch so gut, wie sein Schwager benutzen könnten. Da er in der Schule des vorbelobten Herrn Rektor Holzart noch nicht so weit gekommen war, daß er seine Gedanken hätte können zu Papiere bringen, so ließ er seine Meinung von dem Schwager aufsehn.

Mit diesem Aufsatze in der Tasche ging er wieder nach Hause, und freuete sich schon im voraus auf die große Freude, die er damit in ganz Schildburg anrichten und über die Ehre, die man ihm anthun würde. Das wenigste, was sie thun können, dachte er bei sich selbst, ist, daß sie dich mit in den Rath nehmen.

Er trat vor den Spiegel, nahm eine Amtsmiene an, hielt den Nacken etwas steif, und sah ganz deutlich, daß ihm die Amtsmiene recht gut ließ, und daß er zum Rathsherrn gemacht sei.

Nun ging er auf das Rathhaus und ließ seine Vor-

stellung einreichen. Nach einer halben Stunde wurde er hinein gerufen, und verwunderte sich nicht wenig, als er sahe, daß sämmtliche Rathsherren ihm gewaltig finstere Gesichter machten.

Mein lieber Herr Beyfuß! so redete ihn der oberste Rathsherr an, ein hochedler und hochweiser Rath erkennt Seine gute Meinung, die Er bei seiner eingereichten Vorstellung gehabt haben mag. Wir können aber keinen Gebrauch davon machen. Wir lassen es bei dem Alten, und können die Neuerungen nicht leiden.

B. Wenn aber die Neuerungen besser sind als das Alte? wie denn da?

A. Besser hin! besser her! glaubt Er denn klüger zu sein, als wir Alle? glaubt Er denn klüger zu sein, als unsere Vorfahren, die doch auch den Kopf auf dem rechten Fleck hatten?

B. Das will ich nun eben nicht sagen. Es kann aber doch bisweilen auch ein einfältiger Mensch einen guten Einfall haben. Das ist doch nicht zu läugnen, daß das Land vielmehr einbringen müßte, wenn es nach meinem Vorschlage bearbeitet würde. Bedenken Sie nur selbst, da würden alle unsere Wiesen Grummetwiesen, da könnten wir so schöne Futtergräser, so vieles Wurzelwerk und Gemüße bauen, da könnten wir mehr Vieh halten, mehr Butter und Käse machen, und das Land besser düngen.

A. Ich weiß nicht, ob Er im Kopfe verrückt ist. Wo wollen wir denn mit den Schafen hin, wenn sie nicht mehr auf die Wiesen kommen dürften, und wenn wir alle Acker mit Klee und Gemüse beschmieren wollten?

B. Ich dachte, man müßte die vielen Schafe nach und nach abschaffen.

A. Abschaffen? nun da haben wir es. Die Schafzucht ist ja der beste Nahrungszweig der Schildbürger.

B. Erlauben Sie mir, daß ich hier den kleinen Aufsatz vorlese, in welchem es auf ein Haar berechnet ist, wie vielen Schaden die Schafe jährlich thun. Sehen Sie, es sind nur drei Seiten. Auf der ersten steht: Schaden in den Waldungen; auf der zweiten, Schaden auf den Wiesen; auf der dritten, Schaden auf dem Ackerlande.

A. Herr Beyfuß! auf solche Quackeleien kann ein hochedler und hochweiser Rath sich nicht einlassen. Er hat nun Seinen Bescheid und kann abtreten. Wir haben wichtigere Dinge zu überlegen.

Da trat nun Herr Ehrich Beyfuß ganz betrübt ab, mit dem steifen Nacken hatte es sich gegeben, und der Kopf hing ihm ganz vorwärts. Nachmittags wollte er sich eine Zerstreuung machen, und ging auf den Rathskeller.

Kaum war Herr Ehrich Beyfuß in den Rathskeller getreten, so steckten die sämmtlichen Biergäste die Köpfe zusammen und wollten sich halb todt lachen. Es kam die Rede auf die neue Orgel, die in die Kirche sollte geschafft werden, und daß jetzt kein Geld vorrätzig wäre, daß sie wohl eine Collecte würden sammeln müssen.

Närrchen! antwortete der eine Schildbürger, das brauchen wir nun alles nicht mehr. Wenn wir erst Spanischen Klee und Lucerner - Klee und Runkelrüben bauen, dann haben wir Geld wie Schlamm, und können zwei Orgeln bauen lassen. Ha! ha! ha!

So lachten sie alle und machten sich über den Ehrich Beyfuß so lustig, daß dieser wieder nach Hause ging und seine Kanne Bier stehen ließ.

Ueberhaupt hatte er sich bei allen Schildbürgern so lä-

verlich gemacht, daß er sich in keiner öffentlichen Gesellschaft mehr durfte sehen lassen. Was that er am Ende? Er dachte bei sich selbst: wenn deine Mitbürger nicht wollen länger werden, so mögen sie es bleiben lassen; du willst ein Land nach deines Schwagers Manier zu recht machen.

Er that es wirklich. Er nahm seinen besten Acker, den er im Sommerfelde hatte, besäete ihn mit Gerste, und, da diese untergeackert war, streuete er spanischen Kleesamen darauf, und eggete ihn unter.

Bald darauf fiel ein warmer Regen, und Gerste und Klee gingen auf, daß er seine Freude daran sah. Im Herbst führte er seine Gerste ein, und kriegte ein recht gutes Futterstroh, weil es mit Klee durchwachsen war. Im folgenden Frühjahr hatte er noch größere Freude, der Klee ging auf, wie ein Wald. So oft er Feierabend gemacht hatte, ging er hin, besah ihn, und freute sich darüber. Einmal ging er auch dahin des Sonntags. Da sah er erst recht viel, nicht nur spanischen Klee, sondern auch die ganze schilburgische Heerde, die sich den Klee rafflich wohl schmecken ließ.

So böse war Herr Ehrich Beyfuß in seinem Leben nicht gewesen; als er jetzt war. Er setzte den Hut in die Augen, nahm den Stock in die Höhe, und lief, so geschwind er konnte, nach dem Schäfer hin. Kerl! sagte er, wer eißt dich die Schafe auf meinen Kleeacker treiben? Der Schäfer lächelte ganz gelassen, und sagte: kein Mensch als er Herr oberste Rathmeister.

Du lägst, Kerl! antwortete Herr Beyfuß.

Nicht zu hitzig! Herr Beyfuß! sagte der Schäfer, oder, so dich der Kuckuck, ich drehe meinen Stock um, und rügle ihn, daß Er den Himmel für eine Waßgeige ansehen

soll. Wer heißt Ihn denn den Aker mit Klee beschmieren? He? weiß Er denn nicht, daß das gegen das alte Herkommen ist? He? der Teufel mag Schäfer sein, wenn das gelten soll, daß die Brache beschmiert wird.

Herr Beyfuß merkte, daß der Schäfer stärker war, als er, sahe seinen großen Stock, und seinen großen Hund, wendete sich um und ging wieder nach Hause.

Weil ihm aber alle Glieder zitterten, und er vor Verdruß auf keiner Stelle bleiben konnte, so nahm er seinen Hut und Stock, lief zu seinem Schwager, und klagte ihm sein Herzeleid.

Der Schwager stopfte sich eine Pfeife Taback, rauchte, ging in der Stube auf und ab, und ließ Herrn Beyfußes ausreden. Da er ausgeredet hatte, fragte er den Herrn Schwager, was er dazu sage?

Lieber Herr Schwager, antwortete dieser, ich habe die Gewohnheit an mir, daß ich eine Sache erst überdenke, ehe ich darüber rede. Stopf dir doch eine Pfeife Taback! der Schwager trat an's Fenster, und war wohl eine Viertelstunde lang ganz stille. Hernach drehete er sich um und sagte: lieber Schwager! Ich dünkte, du bauetest dein Land wie es andere Schildbürger auch bauen. Sieh, es leben in Schildburg so viele Schildbürger bei ihrem Akerbaue vergnügt und werden schneckenfett; warum denn du nicht.

B. Deswegen, weil du mich klug gemacht hast.

Schw. Hm! So vergiß doch deine Klugheit!

B. Das kann ich nicht. Wenn ich sehe, daß jährlich der dritte Theil von meinem Lande Brache liegt, so ärgere ich mich, daß es mir durch Mark und Beine geht.

Schw. Nun da will ich dir einen guten Rath geben. Ich habe 60 Aker Land, die eigentlich nicht zu meinem

Gute gehören. Die will ich dir um einen billigen Preis überlassen. Verkauf deine Länderei, die du in Schildburg hast, und ziehe zu mir!

B. Hm? aber da muß ich ja von hundert Thalern zehn Thaler Abzugsgeld geben.

Schw. Gib die zehn Thaler, gieb zwanzig Thaler, gieb fünfzig Thaler, laß ihnen, wenn sie es verlangen, dein ganzes Vermögen.

B. Das ist ja ein schöner Rath. Was bleibt mir denn da übrig?

Schw. Dein Kopf und deine Hände.

B. Davon kann ich aber nicht leben.

Schw. Das glaubst du? das glaubst du wirklich? Nun da gebe ich dir einen andern Rath — bleib ein Schildbürger!

B. Das will ich aber nicht.

Schw. Nun da mußt du auch dich auf deinen Kopf und deine Hände verlassen lernen. Der gewöhnliche Schildbürger klebt an seinem Eigenthume, wie eine Schnecke an ihrem Hause, und wenn er nicht mehr hat als einen Schweinestall, so wagt er es nicht, ihn zu verlassen. Er läßt sich hndeln, turbiren und veriren, und alles mögliche gefallen, wenn er nur seinen Schweinestall erhalten kann. Den Schweinestall verlassen, kann er so wenig, als die Schnecke aus ihrem Hause gehen. Und der Schweinestall ist ihm doch nicht angewachsen, wie der Schnecke ihr Haus.

Ich will dir meine Meinung gerade heraus sagen. Wenn man unter Schildbürgern lebt und anfängt klug zu werden, so ist es Christenpflicht, daß man sucht, seine Mitbürger auch klug zu machen. Wollen sie es nicht annehmen, so giebt's nur zweierlei Wege, entweder man muß

sein Wischen Klugheit vergessen, und sich nach den Gewohnheiten der Schilbbürger richten, oder — oder — oder — oder — man muß suchen mit guter Manier von ihnen wegzukommen. Wer sich in den Kopf setzt, eine ganze Stadt klüger zu machen, die schlechterdings nicht klug werden will, der thut am besten, daß er bald seinen Sarg bestellt, weil er doch über lang oder kurz zu Tode geärgert wird.

Herr Ehrich Beyfuß brummte ein Wischen und legte sich zu Bette.

Den andern Tag ging er nach Hause, und überlegte die Sache hin und her, konnte aber immer zu keinem Entschlusse kommen.

Endlich fand er, da er einmal des Morgens aufstand, ein Pasquill an seiner Hausthür. Dieß stieß dem Fasse den Boden aus. Er entschloß sich kurz und gut, von Schilburg wegzuziehen, verkaufte seine liegenden Gründe und gab zehn Procent Abzugsgeld.

Da alles in Ordnung war, packte er sein ganzes Hausgeräthe auf ein Paar Karren, und wollte nun seinen Abmarsch nehmen. So geschwind ging es aber nicht.

Ein Rathsherr that dem hochedeln und hochweisen Rathe den Vorschlag, daß man den Herrn Ehrich Beyfuß anhalten sollte, auch von seinem Hausgeräthe Abzugsgeld zu geben; jezt hätte man ihn noch im Sacke.

Der Vorschlag fand Beifall. Da also Herr Ehrich Beyfuß an das Stadthor kam, pump da wurde der Schlagbaum zugelassen, und seine beiden Karren wurden arretirt.

Was soll denn das sein? fragte Herr Ehrich Beyfuß.

Es ist Rath's Befehl, bekam er zur Antwort. Sogleich lief er auf das Rathhaus, und fragte: was dieß sein solle?

Sar nichts weiter, antwortete der oberste Rathsmeister, als daß Er erst noch Abzugsgeld von Seinem Hausgeräthe erlegen muß.

Wie viel, fragte Herr Beyfuß, soll ich denn bezahlen?

Vor allen Dingen, antwortete man ihm, sagt Er erst eidllich aus, wie viel Sein Plunder werth sei; dann wird ein hochedler und hochweiser Rath darüber erkennen, wie viel Er davon zu entrichten habe.

Herr Beyfuß legte den Finger an die Nase, und nachdem er sich ein Paar Minuten besonnen hatte, antwortete er: ich muß erst, ehe ich schwören kann, mein Hausgeräthe besehen. Mit diesen Worten ging er fort. Aber — statt das Hausgeräthe zu besehen, schlich er sich zu einem andern Thore hinaus, und überließ den Herren Schildbürger alles, was auf die Karren gepackt war.

Herr Ehrich Beyfuß lebte nun bei seinem Schwager, bauete sein Land, wie er es von seinem Schwager sahe, bekam viel Kühe und Futter für sie, hatte seinen Beutel voll Geld, heirathete ein artiges Mädchen, bekam mit ihr sechs Kinder, die er auch nach Anleitung seines Schwagers erzog, und die ihm und seiner Frau in der Haushaltung vortrefflich beistanden, sobald sie größer wurden.

Die Herren Schildbürger baueten unterdessen ihr Land immer nach der alten Art fort; zwar konnten sie nicht viel Vieh halten; hergegen fehlte es ihnen auch immer an Fütterung. Dieser Umstand machte, daß sie in Ansehung der Viehfütterung gewizter wurden, als alle ihre Nachbarn. Wenn diese ganz commod alle Tage ihre Wagen voll Klee nach Hause führten, und dem Viehe davon aufstreckten, so schlichen die Schildbürger im Felde herum, und spionirten alle Aecker und Ränder aus, wo gutes Gras stand. Dann

fielen sie des Morgens, wenn die Sonne aufging, aus, zerstreuten sich in die Saatsfelder, gingen in denselben herum und suchten ihre Körbe voll Gras. Sie blieben nicht bloß in ihrer Flur, sondern sie waren auch so geschicklich, daß sie in die Fluren ihrer Nachbarn einfielen, und da zusammen schleppten, was sie konnten. Da grasten sie die Wiesen ab, dort rausten sie mit dem Grase Hafer, Gerste und Weizen aus, liefen dann, wie wenn ihnen der Kopf brennte, nach Hause, zeigten ihre Beute ihren Kindern, und freuten sich dann mit denselben bei dem Morgenbrode recht herzlich über den guten Fang, den sie gethan hatten.

So wurden die Schildbürger weit und breit, wegen ihrer Geschicklichkeit im Fouragiren, berühmt, und die Nachbarn, wenn sie einen Menschen beschreiben wollten, der es in der Kunst zu stehlen recht weit gebracht hatte, pflegten zu sagen: er stiehlt wie ein Schildbürger.

Freilich hatte die Sache auch mancherlei Unbequemlichkeiten; die Nachbarn paßten z. E. bisweilen auf, und, wenn sie einen Schildbürger oder eine Schildbürgerin über dem Fouragiren antrafen, so gaben sie ihnen eine tüchtige Tracht Prügel, nahmen auch wohl den Korb weg. Ja einigemal war der Fall, daß sie sogar an das Halseisen gestellt wurden, und der Rath eines benachbarten Städtchens war gar einmal so unhöflich, daß er die Frau Stadtschreiberin aus Schildburg an das Halseisen stellen ließ.

Unser eins würde sich dieß für eine große Schande gehalten haben; aber die Herren Schildbürger waren über solche Bedenklichkeiten weg, und meinten, Gras wüchse Tag und Nacht; Gras zu stehlen sei nicht Unrecht; und was sie auf der einen Seite an Ehre einbüßten, das gewönnen sie auf der andern an Gelde wieder. Denn wirklich

hat man Exempel, daß in guten Jahren, mancher Schildbürger wohl dreißig Thaler aus seinem Stämmchen Schafe gelöst hat. Freilich kostete es etwas, die Schafe den Winter hindurch zu erhalten; aber die Schildbürger pfl egten zu sagen, das Futter dürfe man bei der Schafzucht nicht in Anschlag bringen. Die Leute thun also unrecht, die die Schildbürger wegen ihrer Schafzucht auslachen. Die rechnen immer was es kostet, die Schafe zu erhalten. Wer heißt sie denn aber das thun? Bei der Schafzucht darf man ja das Futter nicht in Anschlag bringen.

Ueberhaupt brachten die Schildbürger bei der Schafzucht gar vieles nicht mit in Anschlag. B. E. daß alle vier bis fünf Jahre die Heerde faul wurde, und größtentheils crepirte. Wenn Fremde mit ihnen bisweilen über die Schafzucht disputirten, und ihnen das Viehsterben unter die Nase riechen, so pfl egten sie sie kurz und gut abzufertigen und zu sagen: ein Jahr ist nicht immer!

Daraus kann man sehen, daß die Leute, die sich immer über die Schafzucht der guten Schildbürger lustig machen, gar nicht verstehen, wie man die Einkünfte von einer Schäferei berechnen soll, da sehen sie sich hin und rechnen, wie man die Einkünfte einer Handlung berechnet, wo man auf die eine Seite den Aufwand, auf die andere die Einnahme setzt, die kleinere Summe von der größeren abzieht, und dann sieht, ob man dabei gewonnen oder verloren habe. Daß dieß aber falsch sei, sahen die Schildbürger gar wohl ein, und sagten, die Schafrechnung sei eine besondere Rechnung, da dürfe man den Aufwand und den Verlust gar nicht mit in Anschlag bringen, sondern müsse nur die Einnahme rechnen. Wenn also jene Spottvögel erst in die Schule zu Schildburg gingen, und lernten da rechnen, da

würden sie wohl begreifen, was für eine einträgliche Sache eine Schäferei sei. Man kann also leicht denken, wie sehr die Schildbürger lachten, als ihnen Herrn Ehrich Beyfuß's Berechnung zu Gesichte kam. Sie lautete folgendermaßen:

Die Schildburgische Flur enthält dreitausend Acker Wiesen, auf welchen die Schafe bis in die Hälfte des Maies liegen, das beste Gras wegfressen, und wenn das Heu davon ist, wieder darauf getrieben werden. Deswegen bekommen die Schildbürger kurzes Heu, und Grummet gar nicht. Man rechne den Schaden, der dadurch entsteht, auf den Acker 6 Rthlr.
 beträgt 18,000 Rthlr.

Die Schildbürger haben 12,000 Acker Ackerland, davon müssen jährlich 4000 Acker, um der Schafe willen, wüste liegen. Wenn man nun rechnet, daß so ein Acker, wenn er ordentlich bebauet würde, nur 5 Rthlr. eintrüge, so schadet die Schafzucht der löblichen Bürgerschaft jährlich 20,000 Rthlr.

Die Schildbürger haben Waldung, in welcher die Schafe den ganzen Sommer hindurch liegen, das Buschwerk benagen und die jungen Bäume abfressen; dieß schadet jährlich, mäßig gerechnet, . . . 1500 Rthlr.

Wenn man rechnet, daß alle vier Jahre 3000 Schafe an der Fäule crepiren, so macht das 6000

Rthlr., das Schaf zu 2 Rthlr. gerechnet. Dieß beträgt jährlich 1500 Rthlr.

Rechne ich auf ein Schaf 8 Gr. Winterfutter, so beträgt dieß auf 4000 Schafe

1333 Rthlr. 8 gr.

Summa 42,333 Rthlr. 8 gr.

Nun will ich rechnen, daß ein Stück Schafvieh jährlich für 16 Gr. Wolle trägt, thut jährlich 2667 Rthlr. 8 gr.

Rechne ich nun, daß man aus verkauftem Vieh löst, in 3 guten Jahren jährlich 200 und in dem 4. Jahre, da sie crepiren, nichts: so kommt auf jedes Jahr

1500 Rthlr.

Zieh ich nun von

Summa 4167 Rthlr. 8 gr.

ab die Einnahme 42333 Rthlr. 8 —

So bleibt Verlust 4167 — 8 —

38,166 Rthlr.

Will ich nun auch den Dung, den die Schafe liefern, zu 1166 Rthlr. anschlagen, so schadet doch die Schafzucht den Schildbürgern jährlich 37,000 Rthlr.

Wie gesagt, die Schildbürger lachten gar herzlich, als sie diese Berechnung lasen, und sagten: der Mensch muß im Kopfe verrückt sein. Wer wird denn so rechnen? Bei der Schafzucht muß man den Aufwand nicht in Anschlag bringen.

Im übrigen muß man es den Schildbürgerinnen nachrühmen, daß sie es sich bei ihrer Viehzucht recht saner werden ließen. Unterdessen daß die Frau Ehrich Beynsen ihre Milchtopfe in Ordnung brachte, Butter und Käse machte, und das Geld durchzählte, das sie daraus ge-

Idset hatte! ihre Kinder um sich her sitzen ließ, und mit ihnen spaßte und lachte, so streiften die Schilbbürgerinnen weit und breit umher, um etwas für ihre Paar Stüchken Vieh zusammen zu stoppeln. Wegen ihrer Kinder machten sie eine gar weißliche Einrichtung; diejenigen, die noch gewickelt wurden, hingen sie mit der Windelschnur an einen Haken, und ließen sie da pampeln; denen, die etwas größer waren, gaben sie einen Lappen in den Mund, in welchen sie gekauete Rosinen und gekauetes Brod gethan hatten, damit sie daran saugeten; und diejenigen, die laufen konnten, mußten mitlaufen und Gras suchen.

Dies ging alles nach Herzenswunsch, und kaum drei bis vier Kinder verunglückten jährlich, indem sie entweder an den Lappen erstickten, oder am Haken sich zu Tode schrieen.

Die Herren Schilbbürger waren nun gar herzlich froh, daß Herr Ehrich Beyfuß aus ihren Grenzen gewichen war, und sie nun ruhig und im Frieden unter ihren Hammeln leben konnten, ohne daß ihnen ein naseweiser Neuling, durch seine Rechnungen, den Kopf verwirrte. Unterdessen wünschten sie doch sehr, daß dergleichen Vorfälle, die die öffentliche Ruhe der Bürgerschaft und ihrer Hammel störten, nicht wieder vorkommen möchten. Sie sahen ein, daß das Unheil der Neuerungen immer von außen her käme, und daß ein ächter Schilbbürger nicht leicht von sich selbst auf solche Abwege gerieth.

Deswegen hätten sie es gern gesehen, wenn die jungen Schilbbürger gar nicht über die Grenzen gekommen wären. Wie sie das aber verhindern sollten, dazu konnten sie keinen Rath finden.

Ein weiser Rathsherr, dem das Wohl der Bürgerschaft

vorzüglich am Herzen lag, that seinen Mund auf und sprach: wenn es nicht möglich ist, es ganz zu verhindern, daß unsere Bürger über die Grenze kommen, so wollen wir doch thun, was wir können. Den Handwerksleuten können wir es nicht verwehren; aber die Gelehrten haben wir doch am Seile.

Da sie ihre Befoldung aus dem gemeinen Aerarium bekommen, so müssen sie sich auch nach unsern Vorschriften richten.

Ich thue also den Vorschlag, daß wir selbst eine Universität in Schildburg anlegen, und befehlen, daß kein Bürgersohn auf eine auswärtige Universität gehe, und daß keiner eine Beförderung in Schildburg haben soll, der diesem Befehl übertreten hat.

Ganz Schildburg frenete sich über diesen Vorschlag, und sahe die goldene Zeit voraus, die in die Schildburgischen Grenzen zurückkehren würde, wenn man erst eine Universität in der Stadt hätte.

Auf andern Universitäten ist man immer bekümmert, woher man geschickte Professoren nehmen soll, und schreibt weit und breit darnach herum. Bei den Schildbürgern hatte die Sache gar keine Schwierigkeit. Sobald der Einfall, eine Universität zu gründen, bekannt geworden war, so fanden sich gleich ein ganzes Duzend Schildbürger, die sich um Professuren bewarben. In zwei Tagen waren sie alle besetzt. Zwei Herren Geistlichen wurden Professores der Theologie, zwei Rathsherren Professores der beiden Rechte, die Arzneikunst versprachen der Herr Doktor Rostkamm und der Herr Chirurgus Haberstengel zu lehren; die Philosophie und schönen Wissenschaften wollte der Thorschreiber im Wärenthore vortragen. Alle diese Herren bekamen

nun den Titel als Professoren, und so waren die Professoren fertig. Und sie waren wirklich alle stattliche, ansehnliche Männer, wovon jeder seine anderthalb Centner wog.

An einer Kleinigkeit fehlte es nur noch — das war die Besoldung. Die sämmtlichen Herren Professoren hatten erklärt, daß sie ihre Vorlesungen nicht bald anfangen könnten, bis einem jeden eine feste Besoldung ausgeworfen würde. Woher nun diese kommen sollte? das wußten sie selbst nicht. Der Herr Stadtschultheiß beruhigte aber die sämmtlichen Einwohner und sagte: die Professoren sind doch das wichtigste bei einer Universität. Da wir diese so bald herbei geschaffet haben, so wird sich ja nach und nach die Besoldung auch finden.

Ein Fremder, der dieß hörte, lächelte und spottete, da er wieder nach Hause kam, über die Universität zu Schildburg. Er hätte aber sein Lächeln und Spotten immer können bleiben lassen, denn die Besoldung fand sich wirklich.

Das Mittel, die Besoldung herbeizuschaffen, ist eine der merkwürdigsten Einrichtungen, wodurch Schildburg weit und breit berühmt wurde, und viele große Städte in Deutschland, Fürsten und Grafen, schickten ihre Abgesandten nach Schildburg, um da die große Kunst zu lernen, ohne Nachdenken und Arbeit, vieles Geld zu erwerben. Ich will daher diese weise Einrichtung etwas umständlicher beschreiben.

Raum war es kund geworden, daß es der Universität zu Schildburg an Geld gebreche, ihre Professoren zu besolden, so fand sich ein Menschenfreund aus Italien, der einem hochbedeu und hochweisen Rath den Vorschlag that, daß er jährlich, zur Erhaltung der Universität, 10,000 Thaler, sagt

zehntausend Reichsthaler, bezahlen wolle. Er verlange dafür weiter gar nichts, als die Erlaubniß, eine Zahlenlotterie oder ein Lotto errichten zu dürfen.

Das Ding läßt sich hören! sagte der Herr Stadtschultheiß. Zehntausend Thaler, ohne Mühe, ohne Arbeit, das ist keine Kleinigkeit; und der ganze hochedle und hochweise Rath sahe dieß als die schönste Gelegenheit an, der Stadt Bestes zu befördern. Es wurde also der Contract mit dem Italienischen Menschenfreunde geschlossen, und das Rathsfiegel darunter gedruckt. Herr Cagliari machte sich in demselben verbindlich, dem hochedlen und hochweisen Rath jährlich 10,000 Rthlr. zu zahlen, und dieser ertheilte ihm dagegen die Erlaubniß, eine Zahlenlotterie zu errichten.

Größere Freude hätte Herr Cagliari nicht anrichten können, als mit dieser Zahlenlotterie. Mann und Weib, Alt und Jung, Herrschaften und Gesinde, freueten sich auf die erste Ziehung, wie die Kinder auf Weihnachten, und wenn Jemand einander begegnete, so fragte er ihn: legst du auch in's Lotto? Ja der Buchdrucker Raute in Schildburg setzte sogar in den neuen Kalender eine neue Zeitrechnung, die von der Einführung des Lotto anfing. Dieß gegenwärtige Heilsjahr, setzte er nemlich, ist nach Erschaffung der Welt das —

Nach Christi Geburt das —

Nach der Reformation das —

Nach Einführung des Lotto in Schildburg das —

Also setzte er die Einführung des Lottos unter die Wohlthaten, die so wichtig waren, als die Erschaffung der Welt, die Reformation u. dgl.

Leute, die jenseits des Rabenbergs wohnten, rümpften die Nasen, da sie dieß lasen, und lachten den guten Buch-

drucker aus. Die Leute mußten aber gar nicht verstehen, was das Lotto für ein Land für eine große Wohlthat sei. Es verhält sich damit nämlich folgendergestalt: Das ganze Lotto oder die ganze Zahlenlotterie besteht aus 90 Nummern, wovon alle Monate 5 gezogen werden. Da kann ich nun sehen auf welche Nummer ich will, und auf so viele Nummern als ich will. Ferner kann ich sehen auf eine einzelne Nummer, z. E. auf 5, oder auf 2 zugleich, z. E. auf 5 und 9 oder auf 3 zugleich, z. E. auf 5, 9, 70, oder auf 2 zugleich, z. E. auf 5, 9, 70, 71.

Nun gebe man Achtung! Habe ich auf eine Nummer gesetzt, und diese wird gezogen, so heißt dieß ein simpler Auszug, und ich gewinne 15 mal mehr als ich eingeseht habe. Werden 2 Nummern gezogen, auf die ich gesetzt habe, so heißt dieß eine Umbe, und ich bekomme meinen Einsatz 70 mal wieder; setze ich aber auf drei Nummern, und diese werden gezogen, so ist das eine Terne, und ich gewinne 3500 mal mehr, als mein Einsatz betrug. Habe ich aber vier Nummern beseht, und diese kommen alle vier heraus, so erhalte ich meinen Einsatz 70,000 mal wieder. Ich hätte z. E. auf die vier Nummern 1, 2, 3, 4 gesetzt einen Gulden, so bekomme ich freilich nichts, wenn nur eine, oder zwei, oder drei gezogen werden. Hingegen kommen sie alle vier heraus: so habe ich auch meine 70,000 Gulden baares Geld.

Ist denn das nicht ein großer Vortheil für ein Land, wenn jeder Mensch, ohne Rücksicht auf Stand und Würden, für seinen Gulden, den er einlegt, 70,000 Gulden erwerben kann, ohne nöthig zu haben, sich den Kopf zu zerbrechen oder Blutblasen in den Händen zu arbeiten. Die Schildbürger sahen dieß gar wohl ein, und setzten daher al-

les Geld, was sie anbringen konnten, in das Lotto, und überlegten oft bei einer Pfeife Taback das große Glück, das ihnen durch dies Spiel zugewachsen wäre.

Sonst, wenn die Schilbbürger zusammen waren, sprachen sie von ihrer Haushaltung, Schafzucht, Kinderzucht, ihrem Ackerbaue u. dgl. Jetzt sahen sie aber gar wohl ein, daß alle diese Sachen, gegen die Vortheile, die das Lotto verschaffte, Kleinigkeiten wären, und sprachen von nichts, und träumeten von nichts, als von Amben, Ternen und Quaternen.

Sind wir nicht Narren gewesen, sagte einmal Stephan Holzart, daß wir es uns seither so sauer haben werden lassen. Nun können wir ja reiche Leute werden, ohne Arbeit. Wenn wir alle Monate auf eine Quaterne setzten, und verlören auch allemal, so müßte doch der Guckguck drin stecken, wenn wir nicht das zwölftmal unsere 70,000 Gulden gewönnen. Haben wir diese erst; so können wir uns einen guten Tag machen und sind auf unsere ganze Lebenszeit versorgt. Die ganze Gesellschaft freute sich über das Glück, das jedem bevorstand, ließ sich etliche Gänse braten, etliche Bouteillen Wein auftragen, und schmauste nach Herzenslust.

Zwar wurden durch diesen Schmaus die Beutel der ganzen Gesellschaft ziemlich ausgeleert; was schadete dies aber? eine einzige Quaterne konnte alles wieder gut machen.

Daß die Schilbbürger recht rechneten, das kann man daraus sehen: weil so viele ansehnliche Städte in Deutschland die nützliche Einrichtung der Zahlenlotterien bei sich eingeföhret haben. Denn zum Ruhme der Schilbbürger

muß ich es sagen, daß alle Zahlenlotterien, die jezt noch in Deutschland sind, von Schildburg herkommen.

Der erste März erschien nun, der große Tag, auf welchen sich Schildburg schon seit einigen Wochen gefreuet hatte, da das Lotto zum erstenmale sollte gezogen werden. Dieß war für ganz Schildburg ein festlicher Tag. Die Ackerleute zogen nicht an den Acker, die Weiber vergaßen das Kochen, die Kaufleute schlossen ihre Läden, kein Handwerksmann arbeitete, der Herr Rektor hielt keine Schule, ein hochedler und hochweiser Rath hielt keine Session, und der Herr Oberpfarrer hielt, statt der Wochenpredigt, eine Betstunde, damit Jung und Alt an der großen Schildburger Freude Theil nehmen könnte.

Jezt schlug es zehn, und die Ziehung begann. Die Nummern 50. 12. 44. 3. 70 waren so glücklich, gezogen zu werden, und so war denn die Neugierde der Herren Schildbürger befriedigt. Ein hochedler und hochweiser Rath sorgte dafür, daß diese Nummern sogleich in die Frankfurter Zeitung gesetzt wurden, und jeder der sie las, pries diejenigen glücklich, die darauf gesetzt hatten. Ternen und Quaternen waren aber dießmal nicht dabei. Von allen Ternen und Quaternen, die man besetzt hatte, war entweder gar keine, oder doch nur eine Nummer herausgezogen. Das ließen sich die Herren Schildbürger aber nicht verbrießen. Einmal, sagten sie, ist nicht immer, künftig wird es schon besser kommen.

In der Hoffnung, daß es besser kommen würde, suchten sie nun wieder Geld zum neuen Einsatze zusammen, und bekamen wieder weder Terne noch Quaterne. Dadurch wurde aber ihre Begierde nach einem großen Gewinne noch mehr angefeuert. Alles Geld, was sie aufbringen konnten,

wurde in's Lotto getragen; ja sie wurden durch dieß artige Spiel so gewiß gemacht, daß sie allerlei Mittel erfanden, sich Geld zu verschaffen, wo andere ehrliche Leute gar kein zu schaffen wissen. Die Mägde z. E., wenn sie für ihre Herrschaft etwas einkaufen sollten, unterschlugen da einen Sechser, dort einen Groschen und trugen ihn in das Lotto, denn das war eben das schönste bei der ganzen Sache, daß der menschenfreundliche Herr Cagliari auch Groschen zum Einsätze annahm, daß also auch der ärmste Diensthote an dieser Glückseligkeit Theil nehmen konnte. Die Kinder partirten jeden halben Gulden weg, den die Eltern liegen ließen, die Herren Kirchenvorsteher griffen bisweilen zu tief in die Kirchengelder, und der Herr Vorsteher des Waisenhauses unterschlug ein Paar Capitälchen, die eingegangen waren. Da wird nun mancher sagen, das wäre doch nicht Recht gewesen. Allein die Herren Schilbbürger sahen darin weiter als unser eins. Die meinten: wenn sie nur eine Quaterne gewönnen, so könnten sie alles wieder ersetzen. Ueberdieß geschehe ja dieß zum allgemeinen Besten, zum Besten der Universität.

Konnten sie gar kein Mittel mehr finden, Geld aufzubringen, so verlehnten sie, was sie hatten; der gefällige Herr Cagliari war auch von dieser Seite behülflich, und errichtete mir Erlaubniß eines hochedeln und hochweisen Rathes, ein Leihhaus, wo man zu allen Stunden und Zeiten Geld bekommen konnte, ohne weiter etwas thun zu dürfen, als daß man ein Pfand einsetzte, das noch einmal so viel werth war, als das Geld, das man dafür bekam, und daß man von zehn Thaler jährlich eine Kleinigkeit, 14 gr. a pf., entrichtete.

Die Schildbürger erkannten diese Wohlthat dankbarlich, in kurzer Zeit waren ihre mehrsten guten Kleider, Wäsche, Silberwerk, Kupfer, Zinn, Uhren und dergl. im Leihhause, und sie hatten dabei den Vortheil, daß sie die Wäsche nicht zu waschen und das Zinn nicht mehr zu scheuern, und überhaupt nicht mehr zu sorgen brauchten, daß ihnen von diesen Sachen etwas gestohlen würde. Herr Cagliari hob alles als ein ehrlicher Mann auf, und gab es jedem wieder, so bald er das erborgte Geld, nebst dem Zinse, wieder brachte.

Nach zwei Jahren hatte auch Schildburg die große Freude, daß einer seiner Bürger, ein Serber, eine Terne gewann, wodurch er 3500 Gulden baares Geld in die Hände bekam, welches er als ein rechtschaffner Schildbürger zu benutzen suchte.

Sobald er nämlich diese Summe in die Hände bekam, wollte er, wie er sagte, kein Broddieb mehr sein, und andern ihre Nahrung entziehen. Er hing also seine Profession an den Nagel, und machte sich einen guten Tag; es zwar etwas Gutes, trank hingegen auch etwas Gutes, und stand nicht eher bis 9 Uhr auf. Schade nur, daß er länger lebte, als die 3500 Gulden dauerten. Er bekam zwar die Sicht, aber er starb nicht dran. Der gute Mann hätte wirklich noch Betteln müssen. Er ließ es aber nicht so weit kommen, sondern — schnitt sich die Kehle ab, und versüßte seinen Tod durch das Andenken an die Terne, die er gewonnen hatte.

Er hatte auch die Ehre, daß im Kurzen fünf Schildbürger ihm nachfolgten. Zwei erhingen sich, zwei schnitten sich die Kehle ab, und einer verschluckte ein Köffchen voll Arsenicum. Der letzte war ein Bruder von Herrn Erich Beyfuß. Sobald dieser von seinem Tode Nachricht erhalten

hatte, sattelte er sein Reitpferd und sprengte nach Schildburg. Hier fing der unruhige Kopf allerlei Spectakel an. Schildbürger! sagte er, habt ihr denn Bretter vor den Köpfen, daß ihr gar nicht einseht, daß das Lottospiel euch alle an den Bettelstab bringt? Cagliari zahlt jährlich von demselben 10,000 Rthlr. und lebt dabei herrlich und in Freuden. Wie könnte er denn das, wenn ihr bei diesem verfluchten Spiele nicht so viel verlöret? Versucht es doch einmal, besetzt alle 90 Nummern, jede mit einem Gulden: so gewinnt ihr fünf Nummern, und für jede bekommt ihr fünfzehn mal mehr, als ihr eingesezt habt. Wie viel habt ihr denn nun gewonnen? 90 Gulden habt ihr eingesezt und 5 mal 15 gewinnt ihr. Wie viel ist denn nun 5 mal 15? nach meiner Rechnung 75. Also habt ihr nichts gewonnen, sondern 15 Gulden verloren. Er wollte ihnen nun noch vorrechnen, wie viele Aunen, Ternen und Quaternen unter 90 Nummern wären, wie viel Geld sie haben müßten, wenn sie auf alle sehen wollten, und wie viel sie jedesmal verlören, allein, da sie bei dem verwirgten Herrn Rector Holzart so weit in der Rechenkunst nicht gekommen waren: so konnten sie es nicht recht verstehen.

Das 5 mal 15 aber verstanden sie, und das ging ihnen so in den Köpfen herum, daß sie nicht mehr in das Lotto sehen wollten. Diese schöne Anstalt würde auch wahrscheinlich zu Grunde gegangen sein, wenn nicht ein hochbedler und hochweiser Rath, mit Beihülfe der Herren Professoren, allerlei Mittel erfunden hätte, die unruhigen Köpfe umzustimmen. Er ließ nämlich ein Büchelchen drucken, in welchem die große Kunst gelehret wurde, die Nummern sicher zu errathen, die jedesmal würden herausgezogen werden. Dieß Büchelchen verursachte eine allgemeine Freude, wurde begierig gelesen, und jeder Schildbürger besetzte nun die Nummern, die er errathen hatte, so hoch als er konnte.

Freilich ist es bis jetzt noch Niemanden gelungen, die fünf Nummern, die gezogen wurden, zu errathen. Eine, höchstens zwei errieth man. Allein wenn sie diese Kunst erst besser werden begriffen haben, dann wird alles ohne Zweifel besser gehen.

Wahr ist es auch, daß jetzt ganz Schildburg verarmt ist; allein das ist doch auch nicht zu läugnen, daß es eine Univerſität hat.

Die Stadt Schildburg ſpürte bald den Segen von der neuen Univerſität, die ſie in ihren Ringmauern hatte. Die Bürgerſöhne konnten nun um einen ſehr billigen Preis ſtudiren, welches für die Schildbürgerſchaft ein ſehr großer Vortheil war. Nun wußte doch jeder was er mit ſeinen Söhnen anfangen ſollte. Wenn einer das Handwerk, zu welchem er beſtimmt war, nicht begreifen konnte, ſo reſolvirte ſich der Vater kurz und gut, und ließ ihn ſtudiren. Das war für Vater und Sohn ein großer Vortheil, der Vater hatte doch die Hoffnung, daß ſein Sohn einmal ſein Stückchen Brod finden würde; und der Sohn brauchte ſeine ſchönen Jugendjahre nicht in der Werkſtatt zuzubringen, ſondern konnte ganz bequem, bei einer Pfeife Taback und einer Kanne Bier in den Wirthshäuſern ſich zu ſeinem künftigen Stande vorbereiten. Dabei lernten die Schildbürger von den Muſenſöhnen allerlei luſtige und liebliche Lieder, die ſie ſonſt nicht gehöret hatten, das Stadtbier ging beſſer ab als ſonſt, und die Sitten der Männer, Weiber und Jungfern wurden, durch die Errichtung der Univerſität, ſehr — — — verändert.

Auswärtige wollten zwar die Studenten zu Schildburg beſchuldigen, daß ſie nichts lernten; dieß war aber bloß Verleumdung. Die Univerſität Schildburg kann ſich rühmen, daß ſie viele Doctores, Profefſores, Prediger und Superintendenten gezogen habe. Könnte denn dieß ſein, wenn ihre Studenten nicht gelehrte Leute geworden wären?

Die Väter des Vaterlandes hatten nun auch nicht nöthig, wenn ein Amt vacant war, zu ſorgen, mit wem ſie es beſetzen wollten? zu Duſenden fanden ſich Leute, die ſich dazu meldeten, wenn es auch nur zwanzig Gulden jährlich eingetragen hätte. Was das für eine herrliche Sache war! ſie hatten nun das Ausleſen; ja was das ſchönſte war: ſo konnten ſie ſich, bei Beſetzung der Aemter, auch manche andre Vortheile machen, und manchen Leuthaler, Ducaten und Louisd'or einſtreichen, manchen fetten Hammel ſchmauſen, der ſonſt nicht an ſie gekommen wäre;

indem sie das Aemtkchen mehrentheils dem ertheileten, der am meisten spendiret hatte. Auch hat man keine Exempel, daß ihnen wäre eine Tochter schon geblieben. Ihre Töchter gingen vielmehr reisend ab: weil derjenige auf ein Amt sicher rechnen konnte, der Courage genug hatte, eine davon zu heirathen.

Aber der größte Segen, der aus der Errichtung dieser berühmten Universität entsprang, war ohne Zweifel dieser, daß nun nicht leicht eine fremde Lehre von auswärtigen Universitäten her sich einschleichen konnte; sondern in Kirchen und Schulen, in Gebetbüchern, Postillen, Kalendern und Zeitungen nichts als die alte reine Schildbürgerlehre vorgetragen wurde.

Sonst hatte man z. E. oft gehöret, daß zwischen dem Sonntage der Christen und dem Sabbath der Juden ein großer Unterschied sei; daß die Feier des Sonntags nicht sowohl darin bestehe, daß man nicht arbeite, sondern vielmehr darin, daß man seine Seele zu bessern suche; daß es Christen gar wohl erlaubt sei, nach dem Exempel ihres Herrn und Meisters, den Sonntag zu arbeiten, wenn die Arbeit ein Nothwerk wäre. Nun aber, da alle Predigerstellen mit Männern besetzt waren, welche in Schildburg studiret hatten, wurde das dritte Gebot ganz anders erklärt, und gezeigt, daß der Sonntag der Christen noch eben so strenge, wie der Sabbath der Juden, beangangen werden müßte, und daß derjenige ein Sabbathschänder sei, der am Sonntage irgend eine Handarbeit verrichtete.

Als daher einmal des Sonntags in der Weizenernte ein großer Sturm entstand, der den Weizen ausklopfte; so getraueten sich die Schildbürger nicht hinauszugehen, und ihn abzuschneiden. Sie riefen vielmehr den lieben Gott an, daß er dem Sturme wehren, und die Früchte des Feldes behüten möchte, gingen nach geendigtem Gottesdienste in die Wirtshäuser, und beschloßen da ihre Sonntagsfeier auf der Regelbahn und bei einem Solospielchen.

Ein einziger dachte bei sich selbst: wenn der liebe Gott meinen Weizen behüten soll, so muß ich dabei auch das Meinige thun; ging also mit Frau und Kindern hinaus auf das Feld, und schnitt seinen Weizen ab. Da erhielt

er nun freilich den Weizen, hingegen hielten ihn auch alle Schildbürger für einen Sabbathschänder und einen Menschen, der keine Religion habe, und keiner wollte eine Kanne Bier mit ihm trinken.

Dieser Mann, welcher Conrad Michelmann hieß, mußte überhaupt vieles von seinen Mitbürgern ansehn. Wie war es aber anders möglich? er war ein Sonderling, der alles anders machte, als es in Schildburg gebräuchlich war. Die Schildbürger hatten z. E. ein Stück Feld, welches der Steinbruch hieß: weil es sehr steinig war. Da lagen nun alle Steine noch, wie sie seit der Sündfluth gelegen hatten, weil es noch Niemandem eingefallen war, einen davon abzulesen. Denn warum sollten sie dieses thun? es war ja eine vergebliche Arbeit; weil sie die Bemerkung gemacht hatten, die auswärts unbekannt ist, daß in jedem Acker eine Steinmutter niste, welche immer so viele Steine wieder hecht, als abgelesen werden. Conrad Michelmann wollte dieß nicht in den Kopf, er las die Steine von seinem Acker wirklich ab. Die Nachbarn sahen es, murrten darüber, und, um ihrem ungläubigen Mitbürger Glauben an die Steinmutter beizubringen, so warfen sie von ihren Aekern auf den seinigen immer wieder so viele Steine, als er den Tag zuvor, abgelesen hatte.

Auch hatte Conrad Michelmann den unglücklichen Einfall, daß er sich eine Baumschule anlegte, und die Stämmchen davon auf ein Stück Land verpflanzte, welches wohl mochte gelegen haben, seitdem Noah aus dem Kasten ging. Diese Neuerung machte in ganz Schildburg großes Aufsehen, und jeder Schildbürger sah ein, daß dieß nicht erlaubt und nicht recht sey. Was will denn aus dem Dinge werden, sagten sie, wenn das so fortgeht? wenn jeder Narr Bäume pflanzen will? wo wollen wir denn mit den Schafen hin, wenn die Trift mit Bäumen besetzt wird? Wer will denn die Zwetschen und Kirschchen kaufen, die in unsern Gärten wachsen, wenn alle diese Bäume einmal tragen?

Um, sagte ein alter Rathsherr, wir wollen ihm das Handwerk bald legen; laßt mich nur sorgen!

Wirklich sorgte er dafür wie ein redlicher Schildbürger.

So oft er vorbei ging, schnitt er ein Bäumchen ab; nach seinem Exempel richteten sich die andern, und machten es zu einem Stück ihrer Sonntagsfeier, daß sie auf dem neubepflanzten Lande herumspazierten, und ein Bäumchen nach dem andern verderbten. Binnen Jahr und Tag hatte der Acker ein Ende. Von den drei Schock Stämmchen, die Michelmann gepflanzt hatte, war nicht ein einziges mehr übrig.

Darüber wollten sich die Schildbürger tödtlichen. Doch lachte sich keiner todt. Hingegen Michelmann ärgerte sich todt. Da er einmal die Verwüstung sah, welche seine Mitbürger angerichtet hatten, trat ihm die Galle in den Magen. Er lief nach Hause, schlug mit dem Stocke hin und her und trank eine Kanne Bier aus. Dieß war seine letzte. Die Galle ging ins Blut über, er bekam die gelbe Sucht, und beschloß sein Leben, nachdem er es auf 50 Jahr 2 Monate 1 Woche und 3 Tage gebracht hatte.

Seine Familie ließ ihm einen Leichenstein setzen, auf welchen vier Engel gehauen waren, denen Thränen über die Backen rollten, so groß wie die Klunkererböden. Denn unter andern löblichen Gewohnheiten hatten die Schildbürger auch diese, daß sie jedem ihrer Anverwandten einen Leichenstein setzen ließen, wenn es auch die beste Kuh im Stalle hätte kosten sollen; das war für die Bürgerschaft eine sehr nützliche Sache. Wenn Jemand wollte scheuern lassen, und es fehlte an Scheuersande, so ging er auf den Kirchhof, schlug ein Stück Leichenstein ab, und klopfte es klein. Auch wurden bei Ausbesserung der geistlichen Gebäude die Leichensteine wohl benützt. Wenn Stufen gelegt oder Thürschwelle gebauen werden sollten: so wurden den Maurern von den Herren Kirchenvorstehern ein Paar Leichensteine angewiesen. Auf dem Gusssteine in der Pfarre zu Schildburg habe ich, mit meinen eigenen Augen, die Worte gelesen: Hier ruhet in Gott die ehr und tugendbelobte Jungfer. Mit den steinernen Engeln, die über Michelmanns Grabe weinten, ließ die Frau Conrectorin ihre Wochenstube scheuern. Auch gaben die Leichensteine der lieben Jugend zu Schildburg Gelegenheit, allerlei Späßchen zu machen. Wenn die Knaben aus der Betstube kamen, so machten sie 1 Figuren, welche auf die

Steine gehauen waren, Schnurröcke mit Köhde, 21 Köhde schlugen ihnen die Nase oder ein Paar Finger ab. Das sah nun gar artig aus, und die alten Schildbürger lachten gar herzlich, wenn sie sahen, was die jungen für Einfälle hatten.

Nichelmanns Kinder, die ihren Vater sehr lieb gehabt hatten, ärgerten sich gewaltig darüber, daß der Frau Conrectorin Stube mit ihres Vaters Engeln war geschmückt worden, und hatten deswegen lose Mäuler. Da war es nun gut, daß in Schildburg eine Universität war. Denn seit der Zeit, daß dieselbe war gestiftet worden, wimmelte es daselbst von Advocaten, die beständig bereit waren, ihren Mitbürgern zu dienen; nicht nur wenn sie Recht hatten, sondern ihre Menschenliebe dehnte sich so weit aus, daß sie auch jedem von Herzen gern dienten, der Unrecht hatte. Durch ihre Dienstfertigkeit hörten die Prozesse und Concurrense in Schildburg nicht auf. Ein hochedler und hochweiser Rath hatte dabei vollauf zu thun, die Herren Advocaten waren beständig geschäftig, der Rathsbdiener war nie müßig, und das Geld war beständig im Umlaufe.

Sobald also die Herren Advocaten witterten, daß zwischen der Frau Conrectorin und den Nichelmannischen Erben eine Bänkerei sei, waren sie gleich geschäftig, die Sache aufs Reine zu bringen. Einige stellten der Frau Conrectorin vor, daß sie die Beschuldigung der Nichelmannischen Erben nicht dürfe auf sich sitzen lassen; andere steckten sich hinter die Nichelmannischen Kinder, und sagten, sie dürften es nicht leiden, daß ihr Vater unter der Erde beschimpft würde, sie müßten klagen, und darauf bringen, daß die Conrectorin einen neuen Leichenstein setzen ließe. Der älteste Sohn, Michael Nichelmann, antwortete: Mein Vater ist ein ehrlicher Mann gewesen, und wer ihn beschimpfen will, der beschimpft sich selbst. Die Conrectorin hat seinen Leichenstein verstümmelt. Wer ist denn dadurch beschimpft? mein Vater nicht, aber die Conrectorin, die sich so schlecht betragen, und das Denkmal, das wir ihm aus herzlichster Liebe setzen ließen, zerschlagen hat, um davon für 6 Pfennige Sand zu bekommen. Wenn keine Reimernen Engel mehr über seinem Grabe weinen, was

schadet es? seine Kinder werden Thränen genug um ihn vergießen.

Die Frau Convectorin bezeugte auch keine große Lust zum Proceß. Wie kann ich denn klagen? sagte sie; ich habe ja Unrecht. Ich kann es ja nicht läugnen, daß ich mit den Engeln meine Stube getheilt habe.

Der Advocat, dem sie dieß sagte, lachte ihr aber ins Gesicht und antwortete: dafür lassen Sie mich sorgen! einen gerechten Proceß zu gewinnen, das ist keine Kunst, aber einen ungerechten Proceß zu gewinnen, das ist Kunst. Und diese Kunst glaube ich zu verstehen. Sie können ja doch den Proceß nicht vermeiden. Wenn sie nicht klagen wollen, so klagen die Nichelmannischen Erben, und dann haben Sie schon halb Unrecht. Dieß beherzigte die Frau Convectorin, und fing wirklich einen Injurienproceß an.

Nachdem sie ihre Klage erhoben hatte, wurden die Nichelmannischen Erben citiret, und ihnen die Reden vorgehalten, die sie geführt hatten. Ihr Advocat gab ihnen den Rath, alles geradezu zu läugnen, und sie thaten es. Da wurden nun verschiedene Termine angesetzt, und so Beugen abgehört, die alle gegen die Nichelmannische Erben zeugten.

Die Acten wurden geschlossen, und auf die Universität nach Altdorf geschickt. Der Professor, der den Auftrag bekam, das Urtheil auszufertigen, schüttelte den Kopf und sagte: da soll ich nun urtheilen, und kenne weder die Nichelmannischen Erben, noch die Frau Convectorin Rühzahl. Unterdessen that er, was sein Amt mit sich brachte, und faßte das Urtheil nach seinem besten Gewissen ab. Das Urtheil kam in Schildburg an, es wurde ein Termin angesetzt, und beide Partheien zur Publication des Urtheils citirt.

Das Urtheil wurde wirklich publicirt, und wer Unrecht hatte, das waren die Nichelmannischen Erben.

Sie wurden darüber verdrießlich, aber ihr treuer Advocat rieth ihnen zu appelliren. Sie thaten es und behielten wieder Unrecht.

Michael Nichelmann bekam das Ding satt, und wollte schlechterdings von keinem Proceß mehr wissen. Sein

Advocat stellte ihm aber wohlmeinend vor, was für großer Schaden für ihn daraus entstehen würde, wenn er den Proceß angeben wollte, daß er alle Kosten tragen müsse und von ganz Schildburg würde ausgelacht werden. Das Beste wäre, daß er alles eingestünde, und darauf dränge, daß die Conrectorin seinem Vater einen neuen Leichenstein müsse setzen lassen.

Das ging denn nun Michael Richelmann ein, und der Proceß wurde, durch seinen gewissenhaften Advocat, ganz anders eingeleitet.

Da wurden nun wieder verschiedene Zeugen abgehört, welche alle ausfagten, daß die Frau Conrectorin mit den Engeln ihre Stube gescheuert habe.

Die Acten wurden verschickt, und das Urtheil, das zurückkam, legte der Frau Conrectorin auf, daß sie alle Kosten tragen und dem verstorbenen Richelmann einen neuen Leichenstein setzen lassen solle, es sei denn, daß sie darthäte, daß die Zeugen, wegen anderweitiger schlechten Handlungen, nicht glaubwürdig wären.

Dies war nun freilich etwas schwer zu beweisen. Was ist aber so schwer, das ein guter Advocat nicht möglich machen könnte. Der Advocat der Frau Conrectorin hatte so helle Augen, daß er an jedem Zeugen etwas auszufehen fand. Dieß gab denn neue Termine, neue Zeugenverhöre, und — was das Beste bei der Sache war — neue Sporteln. Denn das ist doch ganz gewiß, bei jedem Proceße sind das Beste — die Sporteln; weil doch davon manche Menschen, die sonst nichts zu verdienen wissen, ihr Stückchen Brod haben.

Die Acten wurden wieder verschickt, und — die Frau Conrectorin behielt Unrecht, es sey denn, daß sie eidllich erhärtete, daß sie mit den Richelmannischen Engeln ihre Stube nicht gescheuert habe.

Da war nun guter Rath theuer. Die Frau Conrectorin sagte: sie könne mit gutem Gewissen nicht schwören. Ihr treuer Advocat lachte aber darüber und sagte: können Sie denn nicht drei Finger in die Höhe heben? können Sie denn nicht ein halb Hundert Worte nachsagen? Der ganze Spaß dauert fünf Minuten, dann ist alles vorbei.

„Ach, das kann ich nicht, antwortete sie, da hätte ich hernach lebenslang ein böses Gewissen. Ihn, sagte der Advocat; wenn es weiter nichts ist. Gehen Sie den Sonnabend drauf zur Beichte, da bekommen Sie die Absolution, und dann ist alles vorbei. Wer processiren will, der muß auch schwören können. Der Eid ist immer mein Bestes. Wenn ich meinen Klienten weiter nicht helfen kann, so lasse ich sie schwören, dann ist der Proceß gewonnen. Wenn Sie nicht schwören, so ist der Proceß verloren, so müssen Sie die Kosten tragen. Wollen Sie denn dieß?

Das will ich freilich nicht, gab die Frau Conrectorin zur Antwort.

Nun wenn Sie das nicht wollen, so müssen sie schwören, ich kann Ihnen nicht helfen. Glauben sie vielleicht, daß Ihnen ein falscher Eid etwas schade, so will ich Ihnen einen guten Rath geben, wie Ihnen der Eid nicht schaden kann. Sie müssen dabei an etwas anderes denken. Welche Stube haben Sie denn mit den Engeln scheuern lassen?

E. Die obere.

A. Gut! wenn Sie also schwören, so sagen Sie mit dem Munde die Worte her, die Ihnen vorgelesen werden, im Herzen denken sie sich aber, daß Sie die untere Stube nicht haben scheuern lassen. So schwören sie zwar mit dem Munde falsch, aber mit dem Herzen wahr. Da nun der liebe Gott das Herz ansieht: so wird er sie deswegen nicht strafen.

Die Frau Conrectorin machte gewaltig große Augen, als sie dieß hörte, entschloß sich zu schwören, und schwor glücklich.

Den Sonnabend drauf ging sie zur Beichte, und erhielt die Absolution; die Nickelmannischen Erben aber mußten ihres Vaters Haus verkaufen, um die Proceßkosten bezahlen zu können.

Da sie kein Haus mehr in Schildburg hatten, so wandten sie sich von da weg in das Brandenburgische, heiratheten dort, und es währte nicht lange, so hatte jedes Nickelmannische Kind sein eigen Haus.

Mit den drei Kindern der Frau Conrectorin wollte es aber nicht so recht gehen. Sie hatten die steinernen Engel

mit zerklopfen helfen, und wußten also, daß ihre Mamma falsch geschworen hatte. Sie ließen sich also nichts weiter von ihr sagen, jedes that was ihm gut diente. Wollte die Mamma ihnen eine gute Lehre geben, so lachten sie, und sagten: sie solle nur an den falschen Eid denken, wenn sie geschworen hätte. Da mußte denn die Frau Mamma das Maul halten, und dreizehn lassen gerade sein. Die zwei Ramsell Töchter bekamen ein Paar kleine Kinderchen von ein Paar Studenten. Der Herr Conrector hatte darüber keine Freude, sondern starb bald darauf. Da mußte die Frau Conrectorin aus dem Hause ziehen, und zog hernach mit ihren Töchtern hin und her, ohne daß sie, oder eine von ihren Töchtern, ein Haus bekommen hätte. Nur der Sohn bekam ein Haus, ein recht großes, das Zucht-haus zu Waldheim, wohin er, wegen einiger Diebstähle, gebracht wurde. Es schien also doch, als wenn weder der gute Rath des Advocaten, noch die Absolution des Herrn Pfarrers den Schaden, der allemal aus einem falschen Eide zu entspringen pflegt, abgewendet hätte.

Die Schildbürger sinnen nun an, die Folgen der Zahlenlotterie und des Leibhauses zu genießen. Zwar kann man eben nicht sagen, daß sie reicher wurden; was schadet dieß aber? Geld und Gut macht ja Niemanden glücklich. Hingegen hatten sie viele andere Vortheile davon, die in andern Städten mangelten. An andern Orten hat man seine Noth, ehe man zu einem Hause kommen, oder einen Acker Landes kaufen kann; in Schildburg waren Häuser und Acker in Menge zu haben. Ein Conkurs nach dem andern entstand, und da wurden die Acker und Häuser, die in der Conkursmasse waren, immer an dem Rathhause angeschlagen, und zum Verkaufe angeboten. Die ganze Seite des Rathhauses, nach Morgen zu, war mit solchen Betteln beklebt. Da hatte nun jeder, der zum Kaufen Geld hatte, das Auslesen. Freilich fehlte dieß den meisten Schildbürgern, und sie konnten bei der Sache weiter nichts thun, als — daß sie die angeschlagenen Bettel lasen. Unferdessen gab es doch unter ihnen auch Leute, die, wie sie zu sagen pflegten, Gott mit zeitlichen Gütern gesegnet hatte; dieß war Herr Cagliari, und die Herren des Rathes, die

an dem Lotto und an dem Leibhause Theil gehabt hatten. Diese machten sich die Sache trefflich zu Ruhe, und kauften nach und nach halb Schildburg zusammen. Auch wurde Handel und Wandel blühend: denn alle vier Wochen war eine Auktion, in welcher die Sachen verkauft wurden, welche in dem Leibhause waren versetzt und nicht wieder eingelöst worden. Da konnte man um einen sehr billigen Preis, Wäsche und Kleidung, Zinn und Kupfer, auch wohl Silberwert und Porcelan zu kaufen bekommen. Das kam denn auch medrentheils in die Hände derer, die Gott, wie sie zu sagen pflegten, mit zeitlichen Gütern gesegnet hatte.

Fremde, die dieß bisweilen mit ansahen, zuckten davor über die Achseln, und meinten, das wäre doch nicht gut, daß die Güter so sehr ungleich ausgetheilet wären, daß die Reichen alles, und die übrigen nichts hätten. Sie urtheilten aber wie sie es verstanden. Man konnte nicht nur in Schildburg Acker und Haus, sondern auch Leute um einen sehr billigen Preis bekommen. Für achtzehn Pfennige ließ ein Schildbürger durchs Feuer, und, wenn man einen halben Gulden zeigte, so verstand sich ein Schildbürger und eine Schildbürgerin zu allem, was man von ihnen verlangte. Ueberdieß wußten es die reichen Schildbürger immer so einzurichten, daß ihr Geld nicht an den dritten Erben kam.

Zur Erläuterung will ich die Geschichte des Herrn Bürgermeisters, Cornelius Weisfuß, erzählen. Dieser war ein steinreicher Mann. Er war dem Herrn Cagliari vorzüglich zur Errichtung seines Lottospiels behülflich und übernahm dabei verschiedene Geschäfte, wovon er einen erklecklichen Gewinnst hatte. Auch hatte er sein Geld zur Errichtung des Leibhauses hergeschossen. Weil er nun bei diesen Unternehmungen vieles gewonnen hatte, so pflegte er immer zu sagen: Gott habe ihn mit zeitlichen Gütern gesegnet. Manche Schildbürger sagten freilich: er habe den Armen das Mark aus den Knochen gesauget; was hilft aber das Reden alles? er selbst sagte: Gott habe ihn mit zeitlichen Gütern gesegnet, und er mußte ja am besten wissen, woher er sein Gut habe.

Da er nun mit zeitlichen Gütern gesegnet war, so

ließ er auch seinen Kindern eine Erziehung geben, wie er sich, seiner Meinung nach, für reicher Leute Kinder schickte. Des Morgens durfte Hänschen und Gretchen, so hieß seine hoffnungsvollen Pfänzchen, vor acht Uhr nicht geweckt werden; dann waren allemal ein Bedienter und eine Magd geschäftig, sie anzukleiden und ihre Befehle zu vernehmen. Wenn sie in das Zimmer traten, so fanden sie eine Kanne voll Kaffee und Gebäckenes zu ihrem Frühstücke bereitet. Bei Tische hatten sie, Mittags und Abends, immer die Auswahl unter vielerlei Gerichten. Ueberdies gab ihnen auch der zärtliche Vater wöchentlich jedem einen Thaler Taschengeld, damit sie sich davon, wie er zu sagen pflegte, bisweilen einen Spas machen könnten. Auch ließ er nicht ab, für sie immer mehr Geld zu sammeln, damit sie einmal, nach seinem Tode, ihr gutes Auskommen haben möchten. Seine Liebe zu den Kindern ging so weit, daß er sogar, bei Erwerbung des Geldes, sein Gewissen verletzete. So oft er mit ihnen zu Tische saß, sprach er von seinem Reichthume, und was für große Güter sie einmal nach seinem Tode zu erwarten hätten. So liebevoll sorgte der Vater für den äußerlichen Wohlstand seiner Kinder.

Für ihre Seele war er nicht minder besorgt. Kaum hatte Hänschen das neunte, und Gretchen das achte Jahr zurückgelegt, so entschloß er sich, für sie einen Informator anzunehmen. So bald dieß in der Stadt bekannt wurde: so strömten die Candidaten, mit welchen Schilddurg, seit Errichtung der Universität, außerordentlich geseuget war, haufenweise herbei, so daß er nun das Auslesen hatte. Bei der Wahl sahe er vorzüglich auf das Beste seiner Kinder, wählte den, der am wenigsten für seine Bemühung verlangte, und legte das Geld, das er einem andern mehr hätte geben müssen, für sie zu einem Capitälchen zurück. Die Wahl traf Herrn Kilian Holzart, der schon seit zwölf Jahren den schwarzen Rock getragen, und sich in den Wirthshäusern viele Menschenkenntniß erworben hatte. Demohnachtet war er so bescheiden, daß er für den Unterricht der lieben Kinder nicht mehr als dreißig Gulden verlangte.

Montags nach Walburgis begann der Unterricht. Ehe

er aber begann, hielt Herr Cornelius Beyfuß noch eine sehr rührende Ermahnung an den neuen Herrn Informator. Ich will sie doch hersetzen, so gut ich sie gemerkt habe:

„Sie sind also nun mein Informator und ich bezahle Sie dafür rasonabel. Aber die Kinder müssen Sie mir in Acht nehmen, das sage ich Ihnen. Es sind Bürgermeisterskinder, verstehen Sie mich wohl, die müssen mit Höflichkeit behandelt werden. Harte Worte dürfen Sie auch nicht brauchen, daß sich die Kinder nicht ärgern. Es sind Kinder, an denen viel gelegen ist, wenn sich eins von ihnen zu tode ärgerte, so müßten Sie mir dafür stehen. Lernen sollen sie etwas. Aber daß Sie sie mit dem Lernen nicht übertreiben; sie sind noch jung und zart und müssen geschont werden. Lesen, etwas Schreiben, und unser schöner schilddurgischer Katechismus, das ist alles, was sie vor der Hand zu lernen haben. Mit dem Rechnen kann es noch ein Paar Jahre Anstand haben, das greift den Kopf zu stark an. Gott hat mich mit zeitlichen Gütern gesegnet, meine Kinder haben also nicht nöthig, sich mit vielem Lernen die Köpfe zu zerbrechen. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Und nun gehen Sie in Gottes Namen in die Kinderstube, und fangen Ihre Arbeit an.“

Herr Kilian Holzart hörte die Ermahnung mit vieler Demuth an, machte bei jeder Erinnerung einen Krachfuß, und mummelte etwas durch die Zähne. Hierauf erhob er sich in die Kinderstube, setzte sich auf einen Stuhl nieder und erwartete da die Ankunft der jungen Herrschaften, welche auch wirklich nach einer halben Stunde erfolgte.

Sobald das Gepolter auf der Treppe ihre Ankunft verkündigte, erhob sich der Herr Informator von seinem Stuhle und ging ihnen entgegen. Meine lieben jungen Herrschaften, sagte er, als sie zur Thüre herein stürzten, ich freu mich, daß ich das Glück haben soll, Sie zu unterrichten. Ist's Ihnen gefällig, nun anzufangen? sehen Sie das schöne Büchelchen, das ich für Sie mitgebracht habe!

Herr Holzart holte lächelnd das schöne schilddurgische Abbuch heraus, und zeigte den lieben Kindern die bunten Figuren, die in demselben gemalt waren; die Kinder rissen es ihm aus der Hand, sahen die Bilderehen an, lachten

Aber den possirlichen Affen, und, da sie an dem Thor kamen, sagte Häschen zu Gretchen: gucke Gretchen! der sieht aus wie Herr Holzart, er hat eben so eine Perücke auf. Da fielen Häschen und Gretchen auf die Ställe, zurück und wollten sich vor Lachen ausschütten.

Herr Holzart aber hob den Zeigefinger seiner rechten Hand in die Höhe und sagte: Häschen! Häschen! Sie sind mir sehr lose. Nun schlug er das ABC auf und fragte: wer von Ihnen will denn nun anfangen anzusagen?

Ich habe heute keine Lust dazu, sagte Häschen, ich auch nicht, sprach Gretchen. Sie nahmen das Buch wieder weg, sahen die Bilderchen an und machten dazu Anmerkungen, die freilich bisweilen etwas schmutzig und plumpe waren, die man aber Kindern, von so zartem Alter, zu Gute halten mußte.

So wurde die erste Stunde glücklich geendigt.

Herr Cornelius Beyfuß erkundigte sich bei dem Herrn Informator, wie es gegangen sei? und bekam zur Antwort: recht gut! recht gut!

Als er die Späschen der Kinder erzählte, lachte der Herr Bürgermeister, daß ihm der Bauch schufferte.

So gingen die ersten Lebensjahre dieser lieben Kinder dahin. Herr Holzart übertrieb sie nicht mit Lernen, und Herr Cornelius Beyfuß freuete sich über die Späschen, die sie machten. Daß das Taschengeld, welches sie von dem Papa bekamen, unter die Leute gebracht wurde, dafür sorgten sie rechtlich. Ein Kuchenbäcker und ein Gewürzhändler, welche in der Nähe wohnten, bekamen davon das mehrtheil.

Diese Erziehung war so gesegnet, daß, da das Söhnchen das vierzehnte und das Mamsellenchen das dreizehnte Jahr erreicht hatten, sie beide das heilige Abendmahl genießen konnten. Sie bestanden dabei auch recht wohl: denn unter allen Kindern, die mit ihnen confirmirt wurden, war keins so schön gepuht als sie. Mamsell Beyfuß zog vorzüglich die Aufmerksamkeit der ganzen christlichen Gemeinde auf sich, wegen des schönen Gesangbuchs das sie hatte. Es war im Sammet gebunden, und mit Silber stark beschlagen, das man kaum den Sammet sehen konnte, und das das Schloß, wenn das Mamsellenchen das Gesangbuch auffand, einmal

so laut Murrerte, daß es die halbe Gemeinde hören konnte. Weil nun die lieben Kinder so gut vorbereitet erschienen, so zehnete sie der Herr Pfarrer auch vorzüglich aus, und ließ sie das heilige Abendmahl unter allen übrigen Kindern zuerst empfangen.

Während der Zeit, daß Mamsell Beyfuß den Kelch genoss, wurden besonders zwei junge Schilddbürger erbauet, die beide ein Auge auf sie und ihr schönes Gesangbuch warfen, und beide sie sogleich in ihr Herz schlossen. Der eine, Lorenz Krausemünze, wurde so begeistert, daß, da sie das schöne Lied ausstimmten: mein Jesus schmeckt mir wohl: er sich hinsetzte und ausrechnete, wie viel 12,000 Thlr. jährlich Interesse brächten. Da er es ausgerechnet hatte, so sang er wieder andächtig mit, und freuete sich schon im Geiste darüber, wie glücklich er sein würde, wenn er Mamsell Beyfuß bekäme, mit ihr 12,000 Thlr. und nun jährlich 850 Thlr. Interesse einzunehmen hätte (nach seiner Rechnung trugen wirklich 12,000 Thlr. zu 5 Procent 850 Thlr. ein).

Raum hatte Mamsell Beyfuß das vierzehnte Jahr zurückgelegt, so hielten beide Schilddbürger um sie an, worüber sich beide Eltern herzlich freueten.

Herr Cornelius Beyfuß war durch ganz Schilddburg als ein ungerechter Mann verschrien; ob's wahr sei oder nicht, das will ich nicht untersuchen, genau, Religion hatte er. Er hat es ja selbst tausendmal gesagt, und er mußte es ja am besten wissen. Und Ungerechtigkeit und Religion können ja, wie fast alle Schilddbürger glauben, gar wohl bei einander bestehen. Was die Ungerechtigkeit böse macht, das macht die Religion wieder gut. Das Böse, das man den Tag über thut, bittet man Gott auf den Abend wieder ab, und so kömmt alles wieder aufs reine. So glaubten wenigstens die Schilddbürger.

Daß Herr Beyfuß Religion hatte, vielleicht mehr als wir alle, dieß bewieß er nun bei dieser Gelegenheit, da sich zwei Schilddbürger um seine Mamsell Tochter bewarben. Er wollte bei dieser wichtigen Sache weder die leidige Verunft, noch Menschen zu Rathe ziehen, sondern alles auf

des lieben Gottes Ausspruch lassen ankommen. Laßt uns hören, wie er es anfang!

Die Stadt Schildburg hatte einen schönen Kalender, welcher unter eines hochedeln und hochweisen Raths Aufsicht gedruckt wurde. Aus diesem konnte man nicht nur lernen, an welchem Tage gut überlassen und Schröpfen sey; was die Kinder, die in jedem Monate geboren wurden, für ein Schicksal haben würden, sondern auch, was einem jeden Schilbbürger an jedem Tage bevorstünde. So lieblich sorgten die Väter der Stadt für das Wohl derselben.

Man konnte nämlich in diesem Kalender folgendes lesen:

Glücks und Unglücks Spiegel auf nächtliche Träume gerichtet.

Dieses vorgesezte ABC sollst du also verstehen: Wenn du des Morgens frühe aufstehst, so sollst du vor allen Dingen dein Gebetbuch zur Hand nehmen, und mit einem anächtigen Gebete dich Gott befehlen; wenn du nun dein Gebetbuch aufschlägst, so nimm den ersten Buchstaben, der auf der ersten Zeile oben am Blatte steht, und siehe in diesem vorgesezte ABC, so wird derselbige Buchstabe zeigen, was dir an demselbigen Tage zuständig ist? ist es Glück? so danke Gott. Ist es aber Unglück? so bete desto fleißiger zu Gott. Denn Gott ist ein Mann, der Glück und Unglück wenden kann.

Bericht, wie man das ABC verstehen soll.

- A. Große Ehre und Freundschaft sollst du haben heut.
- B. Feindschaft ist auf dir, sieh dich fleißig für.
- C. Verlust will dir heute begegnen.
- D. Glück in allen Sachen wirst du haben.
- E. Beim Frauenzimmer bist du glücklich.
- F. Bank und Streit hast du heut.
- G. Freude wirst überkommen.
- H. Aus deinen Sorgen kömmt du heut.
- I. Deine Sachen gehen glücklich an den Ort.
- K. In Schaden sollst du kommen heut.
- L. Betrogen sollst du werden heut.
- M. Kummer und Trübsal ist um dich überall.

- M.** Böse Nachrede wirst du hören.
N. Gute Zeit ist dir heute bereit.
O. Gute Botschaft wirst du hören.
P. Deine Freunde sind dir mißgünstig.
Q. Keine gute Zeitung wirst du hören.
R. Ein heimlich Unglück will dir begegnen.
S. Hüte dich für deinem Nächsten.
T. Glück und Freud hast du heut.
U. Guten Fortgang in deinen Sachen.
V. Glückselig ist deine Sache.
W. Guten Ruhen und Gewinn hast du heut.
X. Heute hast du zu allem, was du anfangen wirst, Glück.

Herr Cornelius Beyfuß glaubte also nirgends besser, als aus diesem Glücks- und Unglücks Spiegel erfahren zu können, was er in Ansehung seiner Tochter zu thun oder zu lassen habe.

Als er also einmal des Morgens aufgestanden war, schlug er sein Gebetbuch auf, und sahe sogleich nach dem ersten Buchstaben, welcher auf der Seite stand, die er aufgeschlagen hatte. Es war ein S. Da sah er geschwind in den Glücks und Unglücks Spiegel und fand da: ein heimlich Unglück will dir begegnen. Dieß sah er als einen Wink Gottes an, seine Tochter dem, der heute sich um sie bewerben würde, abzuschlagen.

Um aber seiner Sache noch gewisser zu sein, entschloß er sich, den lieben Gott noch einmal zu fragen; nahm also das Punctirbüchlein, welches vor kurzem ein Schildbürger geschrieben hatte, und welches vor kurzem auf einer berühmten deutschen Universität von neuem aufgelegt worden ist, punctirte, nach Anweisung desselben, und brachte folgendes heraus: Entgeb dieser Heirat, sie ist dir schädlich. Nun wußte er also, wie er glaubte, Gottes Willen.

Um neun Uhr trat Herr Krausemünze züchtiglich in das Zimmer und hielt nochmals um Ramsell Beyfuß an, und — sie wurde ihm rund abgeschlagen.

Nachmittags that der andere Schildbürger, welcher Bermuth hieß, seinen Antrag, und wurde auch abgewiesen. Da verstrichen nun zwei Jahre, ohne daß sich wieder

ein Freier gemeldet hätte. Unterdessen schlug bei der Mamsfell alles so gut an, daß sie immer stärker, und ihr alle Röske zu enge wurden, so daß sie in die Schlinge, in welche der Pest schloß, noch einen Bindfaden machen mußte. Nach 4 Wochen war auch dieser zu kurz, und sie mußte einen längern einmachen. Nach 4 Wochen war wieder ein längerer nöthig, und sie wurde so stark, daß ganz Schildburg darauf aufmerksam wurde. Nachdem nun ganz Schildburg dieß bemerkt hatte, so bemerkte es die Frau Mamma auch. Sie hielt also mit der Mamsfell Tochter eine geheime Unterredung, und erfubr, daß eigentlich der Bediente Heinrich, die Ursache von der Zunahme der Mamsfell sei. Dieß bewog nun die Eltern, ohne den Glücks- und Unglücks Spiegel und das Punktirbüchlein zu Rathe zu ziehen, die beiden Leutchen mit einander trauen zu lassen, nachdem sie dem Bedienten erst das Stadtschreiberamt verschafft hatten.

So gerne der Brant Bruder mit zur Hochzeit gegangen wäre, so konnte er doch nicht, weil er an der Schwindsucht darniederlag, welche ihm auch sein hoffnungsvolles Leben kostete. Herr und Frau Beyfuß folgten ihm auch kurz darauf in die Ewigkeit nach. Nun sahe sich das neue Ehepaar im ungestörten Besitze des großen Vermögens, welches der verewigte Herr Beyfuß durch das Lotto und das Leibhaus erworben hatte. Ihre ganze Sorge ging nun dahin, das Geld unter die Leute zu bringen, und es gelang ihnen. Nach zehn Jahren war alles so unter die Leute gekommen, daß die Asche auf dem Herde nicht mehr ihnen war.

Bald darauf entstand ein Krieg. Es wurde nahe bei Schildburg eine Schlacht gehalten, die ganze Stadt verwüstet, und die Schildbürger genöthigt, sich zu zerstreuen.

Die Stadt Schildburg steht also jezt nicht mehr, aber die Schildbürger haben sich durch ganz Deutschland zerstreuet, und pflanzen die Weisheit fort, die sie in ihrer Vaterstadt erlernt haben.

Beschluß der Geschichte der Schildbürger.







